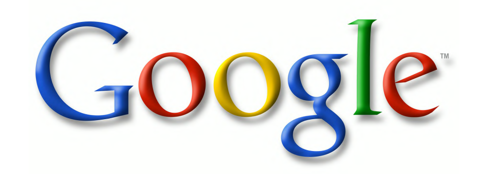
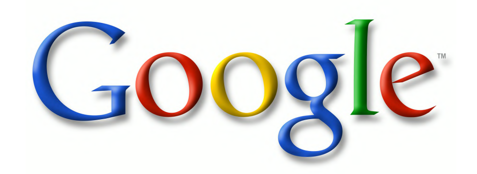


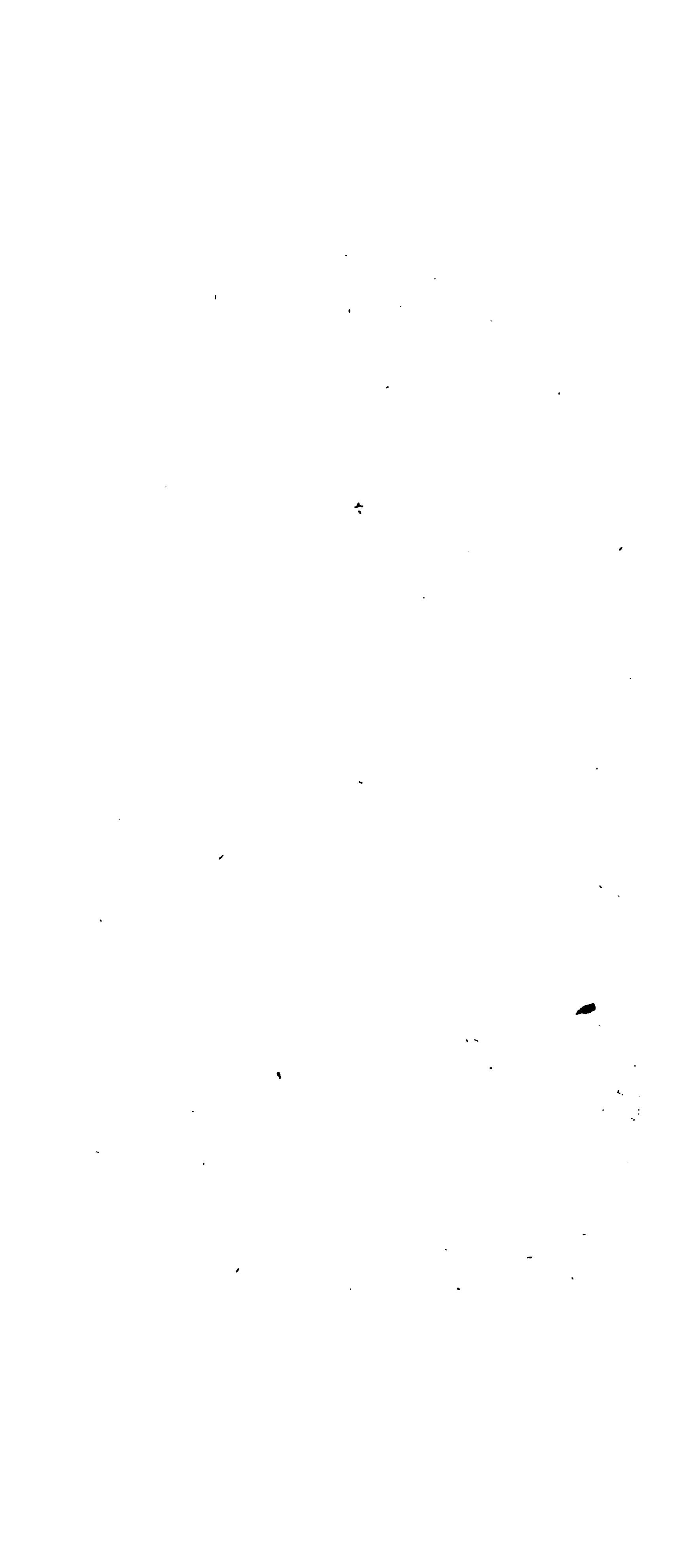














Anthropologie

in

pragmatischer Hinsicht

abgefaßt

von

Immanuel Kant.

Zweyte verbesserte Auflage.

Königsberg
bey Friedrich Nicolovius
1800.

Vorrede.

Alle Fortschritte in der Cultur, wodurch der Mensch seine Schule macht, haben das Ziel, die-
e erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten
um Gebrauch für die Welt anzuwenden; aber
er wichtigste Gegenstand in derselben, auf den
r jene verwenden kann, ist der Mensch: weil
r sein eigener letzter Zweck ist. — Ihn also,

seiner Species nach, als mit Vernunft bega
tes Erdwesen zu erkennen, verdient besonde
Weltkenntniß genannt zu werden; ob
gleich nur einen Theil der Erdgeschöpfe au
macht.

Eine Lehre von der Kenntniß des Mensche
systematisch abgefaßt (Anthropologie), kann
entweder in physiologischer oder in prag
matischer Hinsicht seyn. — Die physiolog
sche Menschenkenntniß geht auf die Erforschun
dessen was die Natur aus dem Mensche
macht, die pragmatische auf das was Er, al
freyhandelndes Wesen, aus sich selber mach
oder machen kann und soll. — Wer den Na
turursachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erin

nerungs

nerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach dem Cartesius) vernünfteln; muß aber dabey gestehen: daß er in diesem Spiel seiner Vorstellungen bloßer Zuschauer sey, und die Natur machen lassen muß, indem er die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht: mithin alles theoretische Vernünfteln hierüber reiner Verlust ist. —— Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtniß hinderlich oder beförderlich befunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hiezu die Kenntniß des

Menschen braucht, so würde dieses einen Theil der Anthropologie in pragmatischer Absicht ausmachen und das ist eben die, mit welcher wir uns hier beschäftigen.

Eine solche Anthropologie, als Weltkenntniß, welche auf die Schule folgen muß, betrachtet, wird eigentlich alsdann noch nicht pragmatisch genannt, wenn sie ein ausgebreitetes Erkenntniß der Sachen in der Welt, z. B. der Thiere, Pflanzen und Mineralien in verschiedenen Ländern und Climaten, sondern wenn sie Erkenntniß des Menschen als Weltbürgers enthält. — Daher wird selbst die Kenntniß der Menschenrassen, als zum Spiel der Natur gehörender Producte, noch nicht zur pragmatischen,

son-

sondern nur zur theoretischen Weltkenntniß gezählt.

Noch sind die Ausdrücke: die Welt kennen und Welt haben in ihrer Bedeutung ziemlich weit auseinander; indem der Eine nur das Spiel versteht, dem er zugesehen hat, der Andere aber mitgespielt hat. — Die sogenannte große Welt aber, den Stand der Vornehmen, zu beurtheilen, befindet sich der Anthropologe in einem sehr ungünstigen Standpuncte; weil diese sich unter einander zu nahe, von Anderen aber zu weit befinden.

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen; sey es auch nur das Lesen der Reisebeschreibun-

gen. Man muß aber doch vorher zu Hause, durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen *), sich Menschenkenntniß erworben haben, wenn man wissen will, wornach man auswärts suchen solle, um sie im größerem Umfange zu erweitern. Ohne einen solchen Plan (der schon Men-

*) Eine große Stadt, der Mittelpunct eines Reichs, in welchem sich die Landescollegia der Regierung desselben befinden, die eine Universität (zur Cultur der Wissenschaften) und dabey noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl, als auch mit angränzenden entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten, einen Verkehr begünstigt, — eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zu Erweiterung sowohl der Menschenkenntniß als auch der Weltkenntniß genommen werden; wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann.

Menschenkenntniß voraussetzt) bleibt der Weltbürger in Ansehung seiner Anthropologie immer sehr eingeschränkt. Die Generalkenntniß geht hierin immer vor der Lokalkenntniß voraus; wenn jene durch Philosophie geordnet und geleitet werden soll: ohne welche alles erworbene Erkenntniß nichts als fragmentarisches Herumtappen und keine Wissenschaft abgeben kann.

* * *

Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen erhebliche, der menschlichen Natur selber anhängende, Schwierigkeiten entgegen.

1. Der Mensch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird ent-

weder verlegen (geniert) erscheinen und da kann er sich nicht zeigen wie er ist; oder er verstellt sich, und da will er nicht gekannt seyn, wie er ist.

2. Will er auch nur sich selbst erforschen, so kommt er, vornehmlich was seinen Zustand im Affect betrifft, der alsdann gewöhnlich keine Verstellung zuläßt, in eine critische Lage: nämlich daß, wenn die Triebfedern in Action sind, er sich nicht beobachtet; und wenn er sich beobachtet, die Triebfedern ruhen.

3. Ort und Zeitumstände bewirken, wenn sie anhaltend sind, Angewöhnungen, die, wie man sagt, eine andere Natur sind und dem Menschen das Urtheil über sich selbst erschweren; wo-

für

für er sich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem Anderen, mit dem er im Verkehr ist, sich für einen Begriff machen soll; denn die Veränderung der Lage, worein der Mensch durch sein Schicksal gesetzt ist, oder in die er sich auch, als Abentheurer, selbst setzt, erschweren es der Anthropologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben.

Endlich sind zwar eben nicht Quellen, aber doch Hülfsmittel zur Anthropologie: Weltgeschichte, Biographien, ja Schauspiele und Romane. Denn obzwar beyden letzteren eigentlich nicht Erfahrung und Wahrheit, sondern nur Erdichtung untergelegt wird, und Uebertreibung der Charactere und Situationen, worein Men-

schen

schen gesetzt werden, gleich als im Traumbilde aufzustellen, hier erlaubt ist, jene also nichts für die Menschenkenntniß zu lehren scheinen, so haben doch jene Charactere, so wie sie etwa ein Richardson oder Moliere entwarf, ihren Grundzügen nach aus der Beobachtung des wirklichen Thun und Lassens der Menschen genommen werden müssen; weil sie zwar im Grade übertrieben, der Qualität nach aber doch mit der menschlichen Natur übereinstimmend seyn müssen.

Eine systematisch entworfene und doch populär (durch Beziehung auf Beyspiele, die sich dazu von jedem Leser auffinden lassen) in pragmatischer Hinsicht abgefaßte Anthropologie führt den Vortheil für das lesende Publikum bey sich: daß

durch

durch die Vollständigkeit der Titel, unter welche diese oder jene menschliche, ins Practische einschlagende, beobachtete Eigenschaft gebracht werden kann, so viel Veranlassungen und Auffoderungen demselben hiemit gegeben werden, jede besondere zu einem eigenen Thema zu machen, um sie in das ihr zugehörende Fach zu stellen; wodurch die Arbeiten in derselben sich von selbst unter die Liebhaber dieses Studiums vertheilen und durch die Einheit des Plans nach gerade zu einem Ganzen vereinigt werden; wodurch dann der Wachsthum der gemeinnützigen Wissenschaft befördert und beschleunigt wird *).

*) In meinem anfänglich frey übernommenen, späterhin mir als Lehramt aufgetragenen Geschäfte der reinen Philosophie habe ich einige dreißig Jahre

Jahre hindurch zwey auf Weltkenntniß abzweckende Vorlesungen: nämlich (im Winter=) Anthropologie und im (Sommerhalbenjahre) physische Geographie gehalten; welchen, als populären Vorträgen beyzuwohnen, auch andere Stände gerathen fanden; von deren ersterer dies das gegenwärtige Handbuch ist; von der zweyten aber ein solches, aus meiner zum Text gebrauchten, wohl keinem Anderen als mir leserlichen, Handschrift, zu liefern mir jetzt für mein Alter kaum noch möglich seyn dürfte.

In=

Inhalt.

Erster Theil. Anthropologische Didaktik.

Erstes Buch. Vom Erkenntnißvermögen.

Der

Der Anthropologie
Erster Theil.

Anthropologische Didactik.

Von der Art, das Innere sowohl als das Aeußere des Menschen zu erkennen.



Erstes Buch.

Vom Erkenntnißvermögen.

Vom Bewußtseyn seiner selbst.

§. 1. Daß der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Wesen. Dadurch ist er eine Person und, vermöge der Einheit des Bewußtseyns, bey allen Veränderungen, die ihm zustoßen mögen, eine und dieselbe Person, d. i. ein von Sachen, dergleichen die vernunftlosen Thiere sind, mit denen man nach Belieben schalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterschiedenes Wesen; selbst wenn er das Ich noch

nicht sprechen kann; weil er es doch in Gedanken hat: wie es alle Sprachen, wenn sie in der ersten Person reden, doch denken müssen, ob sie zwar diese Ichheit nicht durch ein besonderes Wort ausdrücken. Denn dieses Vermögen (nämlich zu denken) ist der Verstand.

Es ist aber merkwürdig: daß das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Person sprach, (Carl will essen, gehen u. s. w.) und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu seyn scheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher fühlte es bloß sich selbst, jetzt denkt es sich selbst. — Die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer fallen.

Die Bemerkung: daß ein Kind vor dem ersten Vierteljahr nach seiner Geburt weder Weinen noch Lächeln äußert, scheint gleichfalls auf Entwickelung gewisser Vorstellungen, von Beleidigung und Unrechtthun, welche gar zur Vernunft hindeuten, zu beruhen. — Daß es den in diesem Zeitraum ihm vorgehaltenen glänzenden Gegenständen mit Augen zu folgen anhebt, ist der rohe Anfang des Fortschreitens von Wahrnehmungen (Apprehension der Empfindungsvorstellung), um sie zum Erkenntniß der Gegenstände der Sinne, d. i. der Erfahrung zu erweitern.

Daß

Daß ferner, wenn es nun zu sprechen versucht, das
adbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen so
:benswürdig und diese geneigt macht, es beständig zu herzen
ıd zu küssen, es auch wohl, durch Erfüllung jedes Wunsches
ıd Willens, zum kleinen Befehlshaber zu verziehen:
ese Liebenswürdigkeit des Geschöpfs, im Zeitraum
iner Entwickelung zur Menschheit, muß wohl auf
echnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner noch
hlerhaften Aeußerungen, wobey noch kein Heel und
chts Arges ist, einerseits, andrerseits aber auf den na-
rlichen Hang der Ammen zum Wohlthun an einem Ge-
höpf, welches einschmeichelnd sich des andern Willkühr
inzlich überläßt, geschrieben werden, da ihm eine Spiel-
it eingewilligt wird, die glücklichste unter allen, wo-
y der Erzieher dadurch, daß er sich selber gleichsam
m Kinde macht, diese Annehmlichkeit nochmals ge-
eßt.

Die Erinnerung seiner Kinderjahre reicht aber
y weitem nicht bis an jene Zeit; weil sie nicht die
:it der Erfahrungen, sondern blos zerstreuter unter den
egriff des Objects noch nicht vereinigter Wahrnehmun-
n war.

Vom Egoism.

§. 2. Von dem Tage an, da der Mensch anfängt
rch Ich zu sprechen, bringt er sein geliebtes Selbst,
ı er nur darf, zum Vorschein, und der Egoism schrei-
unaufhaltsam fort; wenn nicht offenbar, (denn da wi-
steht ihm der Egoism Anderer) doch verdeckt und
t scheinbarer Selbstverleugnung und vorgeblicher Be-

 schei-

scheidenheit, sich desto sicherer im Urtheil Anderer einen vorzüglichen Werth zu geben.

Der Egoism kann dreyerley Anmaßungen enthalten: die des Verstandes, des Geschmacks und des practischen Interesse d. i. er kann logisch oder ästhetisch, oder practisch seyn.

Der logische Egoist hält es für unnöthig, sein Urtheil auch am Verstande Anderer zu prüfen; gleich als ob er dieses Probiersteins (criterium veritatis externum) gar nicht bedürfe. Es ist aber so gewiß, daß wir dieses Mittel, uns der Wahrheit unseres Urtheils zu versichern, nicht entbehren können, daß es vielleicht der wichtigste Grund ist, warum das gelehrte Volk so dringend nach der Freyheit der Feder schreyt; weil, wenn diese verweigert wird, uns zugleich ein großes Mittel entzogen wird, die Richtigkeit unserer eigenen Urtheile zu prüfen, und wir dem Irrthum preis gegeben werden. Man sage ja nicht, daß wenigstens die Mathematik privilegirt sey, aus eigener Machtvollkommenheit abzusprechen; denn wäre nicht die wahrgenommene durchgängige Uebereinstimmung der Urtheile des Meßkünstlers mit dem Urtheile aller anderen, die sich diesem Fache mit Talent und Fleiß widmeten, vorhergegangen, so würde sie selbst der Besorgniß, irgendwo in Irrthum zu fallen, nicht entnommen seyn. — Giebt es doch auch manche Fälle, wo wir sogar dem Urtheil unserer eigenen Sinne allein nicht trauen z. B. ob ein Geklingel bloß in unseren Ohren, oder ob es das Hören wirklich gezogener Glocken sey, sondern noch andere zu befragen nöthig finden,

den, ob es sie nicht auch so dünke. Und, ob wir gleich im Philosophiren wohl eben nicht, wie die Juristen sich auf Urtheile der Rechtserfahrenen, uns auf andrer Urtheile zu Bestätigung unserer eigenen berufen dürfen, so würde doch ein jeder Schriftsteller, der keinen Anhang findet, mit seiner öffentlich erklärten Meynung, die sonst von Wichtigkeit ist, in Verdacht des Irrthums kommen.

Eben darum ist es ein Wagestück: eine der allgemeinen Meynung, selbst der Verständigen, widerstreitende Behauptung ins Publicum zu spielen. Dieser Anschein des Egoisms heißt die Paradoxie. Es ist nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es unwahr sey, sondern nur daß es bey wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Vorliebe fürs Paradoxe ist zwar logischer Eigensinn, nicht Nachahmer von Anderen seyn zu wollen, sondern als ein seltener Mensch zu erscheinen, statt dessen ein solcher oft nur den Seltsamen macht. Weil aber doch ein jeder seinen eigenen Sinn haben und behaupten muß (Si omnes patres sic, at ego non sic. Abaelard): so ist der Vorwurf der Paradoxie, wenn sie nicht auf Eitelkeit, sich blos unterscheiden zu wollen, gegründet ist, von keiner schlimmen Bedeutung. — Dem Paradoxen ist das Alltägige entgegengesetzt, was die gemeine Meynung auf seiner Seite hat. Aber bey diesem ist eben so wenig Sicherheit, wo nicht noch weniger, weil es einschläfert; statt dessen das Paradoxon das Gemüth zur Aufmerksamkeit und Nachforschung erweckt, die oft zu Entdeckungen führt.

Der ästhetische Egoist ist derjenige, dem sein eigener Geschmack schon gnügt; es mögen nun andere

 seine

seine Verse, Mahlereyen, Musik u. d. g. noch so schlecht finden, tadeln oder gar verlachen. Er beraubt sich selbst des Fortschritts zum Besseren, wenn er sich mit seinem Urtheil isolirt, sich selbst Beyfall klatscht, und den Probierstein des Schönen der Kunst nur in sich allein sucht.

Endlich ist der moralische Egoist der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in dem was ihm nützt, auch wohl, als Eudämonist, blos im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt. Denn weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückseligkeit rechnet, so ists gerade der Egoism, der es so weit bringt, gar keinen Probierstein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Princip seyn muß. — Alle Eudämonisten sind daher practische Egoisten.*

Dem Egoism kann nur der Pluralism entgegengesetzt werden, d. i. die Denkungsart: sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten. — So viel gehört davon zur Anthropologie. Denn, was diesen Unterschied nach metaphysischen Begriffen betrifft, so liegt er ganz außer dem Felde der hier abzuhandelnden Wissenschaft. Wenn nämlich blos die Frage wäre, ob ich, als denkendes Wesen, außer meinem Daseyn noch das Daseyn eines Ganzen anderer, mit mir in Gemeinschaft stehender, Wesen (Welt genannt) anzunehmen Ursache habe, so ist sie nicht anthropologisch, sondern blos metaphysisch.

Anmer-

Anmerkung.

Ueber die Förmlichkeit der egoistischen Sprache.

Die Sprache des Staatsoberhaupts zum Volk ist in unseren Zeiten gewöhnlich pluralistisch (Wir N. von Gottes Gnaden u. s. w.). Es frägt sich, ob der Sinn hiebey nicht vielmehr egoistisch, d. i. eigene Machtvollkommenheit anzeigend, und eben dasselbe bedeuten solle, was der König von Spanien mit seinem Io el Rey (Ich der König) sagt. Es scheint aber doch: daß jene Förmlichkeit der höchsten Autorität ursprünglich habe Herablassung (Wir, der König und sein Rath, oder die Stände) andeuten sollen. — Wie ist es aber zugegangen daß die wechselseitige Anrede, welche in den alten classischen Sprachen durch Du, mithin unitarisch, ausgedrückt wurde, von verschiedenen, vornehmlich Germanischen Völkern, pluralistisch, durch Ihr bezeichnet worden? wozu die Deutschen noch zwey eine größere Auszeichnung der Person mit der man spricht, andeutende Ausdrücke, nämlich den des Er und des Sie (gleich als wenn es gar keine Anrede, sondern Erzählung von Abwesenden und zwar entweder Einem oder Mehrern wäre) erfunden haben; worauf endlich, zu Vollendung aller Ungereimtheiten, der vorgeblichen Demüthigung unter dem Angeredeten und Erhebung des Anderen über sich, statt der Person, das Abstractum der Qualität des Standes des Angeredeten (Ew. Gnaden, Hochgeb. Hoch- und Wohledl. u. d. g.) in Gebrauch gekommen. — Alles vermuthlich durch das Feudalwesen, nach welchem dafür gesorgt wurde, daß von der königlichen Würde an durch alle Abstufungen bis dahin, wo die Menschenwür-

de gar aufhört, und blos der Mensch bleibt, d. i. bis zu dem Stande des Leibeigenen, der allein von seinem Oberen durch Du angeredet werden, oder eines Kindes, was noch nicht einen eigenen Willen haben darf. — der Grad der Achtung, der dem Vornehmeren gebührt, ja nicht verfehlt würde.

Von dem willkührlichen Bewußtseyn seiner Vorstellungen.

§. 3. Das Bestreben sich seiner Vorstellungen bewußt zu werden, ist entweder das Aufmerken (attentio), oder das Absehen von einer Vorstellung, deren ich mir bewußt bin (abstractio). — Das letztere ist nicht etwa bloße Unterlassung und Verabsäumung des ersteren (denn das wäre Zerstreuung (distractio), sondern ein wirklicher Act des Erkenntnißvermögens, eine Vorstellung, deren ich mir bewußt bin, von der Verbindung mit anderen in Einem Bewußtseyn abzuhalten. — Man sagt daher nicht, etwas abstrahiren (absondern), sondern von etwas, d. i. einer Bestimmung des Gegenstandes meiner Vorstellung, abstrahiren, wodurch diese die Allgemeinheit eines Begriffs erhält, und so in den Verstand aufgenommen wird.

Von einer Vorstellung abstrahiren zu können, selbst wenn sie sich dem Menschen durch den Sinn aufdringt, ist ein weit größeres Vermögen, als das zu attendiren; weil es eine Freiheit des Denkungsvermögens und die Eigenmacht des Gemüths beweist, den Zustand seiner Vorstellungen in seiner Gewalt zu haben (animus sui compos). — In dieser Rücksicht ist nun das Abstractionsvermögen viel schwerer, aber

auch

auch wichtiger, als das der Attention, wenn es Vorstellungen der Sinne betrift.

Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahiren können. Der Freyer könnte eine gute Heurath machen, wenn er nur über eine Warze im Gesicht oder eine Zahnlücke seiner Geliebten wegsehen könnte. Es ist aber eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens gerade darauf, was fehlerhaft an anderen ist, auch unwillkührlich seine Aufmerksamkeit zu heften: seine Augen auf einen dem Gesicht gerade gegen über am Rock fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke, oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten, und den Anderen dadurch zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben. — Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch klüglich gehandelt, über das Ueble an Anderen, ja selbst unseres eigenen Glückszustandes, wegzusehen; aber dieses Vermögen zu abstrahiren ist eine Gemüthsstärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

Von dem Beobachten seiner selbst.

§. 4. Das Bemerken (animadvertere) ist noch nicht ein Beobachten (observare) seiner selbst. Das letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgiebt, und leichtlich zu Schwärmerey und Wahnsinn hinführt.

Das Aufmerken (attentio) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu thun hat, ist zwar nothwendig, muß

muß aber im Umgange nicht sichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affectirt (geschroben). Das Gegentheil von beyden ist die Ungezwungenheit (das air degagé); ein Vertrauen zu sich selbst von Andern in seinem Anstande nicht nachtheilig beurtheilt zu werden. Der, welcher sich so stellt, als ob er sich vor dem Spiegel beurtheilen wolle, wie es ihm lasse, oder so spricht als ob er sich (nicht blos als ob ein Anderer ihn) sprechen höre, ist eine Art von Schauspieler. Er will repräsentiren und erkünstelt einen Schein von seiner eigenen Person; wodurch, wenn man diese Bemühung an ihm wahrnimmt, er im Urtheil Anderer einbüßt, weil sie den Verdacht einer Absicht zu betrügen erregt. — Man nennt die Freymüthigkeit in der Manier sich äußerlich zu zeigen, die zu keinem solchen Verdacht Anlaß giebt, das natürliche Betragen, (welches darum doch nicht alle schöne Kunst und Geschmacks-Bildung ausschließt) und es gefällt durch die bloße Wahrhaftigkeit in Aeußerungen. Wo aber zugleich Offenherzigkeit aus Einfalt, d. i. aus Mangel einer schon zur Regel gewordenen Verstellungskunst, aus der Sprache hervorblickt, da heißt sie Naivetät.

Die offene Art sich zu erklären an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen, oder einem mit der städtischen Manier unbekannten Landmann, erweckt, durch die Unschuld und Einfalt (die Unwissenheit in der Kunst zu scheinen), ein fröhliches Lachen bey denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewitzigt sind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch hiebey im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; sondern ein

gut-

gutmüthiges liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der bösen, obgleich auf unsere schon verdorbene Menschennatur gegründeten, Kunst zu scheinen, die man eher beseufzen als belachen sollte; wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht. *) Es ist eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der sich an einer Stelle einmal öffnet den Sonnenstrahl durchzulassen, aber sich so fort wieder zuschließt, um der blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht zu schonen.

Was aber die eigentliche Absicht dieses §s betrifft, nämlich die obige Warnung sich mit der Ausspähung und gleichsam studirten Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkührlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeynter höherer Eingebungen, und, ohne unser Zuthun, wer weiß woher, auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu gerathen. Denn unvermerkt machen wir hier vermeynte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben; wie eine Bourignon mit schmeichelhaften, oder ein Pascal mit schreckenden und ängstlichen Vorstellungen, in welchen Fall selbst ein sonst vortrefflicher Kopf Albrecht Haller gerieth, der, bey seinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Diarium seines Seelenzustandes zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, seinen vormaligen academischen Collegen, den D. Leß zu befragen: ob er nicht in

*) In Rücksicht auf diese könnte man den bekannten Vers des Persius so parodiren: Naturam videant ingemiscantque relicta.

in seinem weitläuftigen Schatz der Gottesgelahrtheit Trost für seine beängstigte Seele antreffen könne.

Die verschiedenen Acte der Vorstellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich sie herbeyrufe, ist des Nachdenkens wohl werth; für Logik und Metaphysik nöthig und nützlich. — Aber sich belauschen zu wollen, so wie sie auch ungerufen von selbst ins Gemüth kommen (das geschieht durch das Spiel der unabsichtlich dichtenden Einbildungskraft), ist, weil alsdann die Principien des Denkens nicht (wie sie sollen) vorangehen, sondern hintennach folgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnißvermögen und ist entweder schon eine Krankheit des Gemüths, (Grillenfängerey) oder führt zu derselben und zum Irrhause. Wer von inneren Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bey seiner Entdeckungsreise zur Erforschung seiner selbst immer nur in Anticyra vorher anlanden. Denn es ist mit jenen inneren Erfahrungen nicht so bewandt, wie mit den äußeren, von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten erscheinen. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen; wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung nothwendig ist, statt findet. *)

Von

*) Wenn wir uns die innere Handlung (Spontaneität), wodurch ein Begriff (ein Gedanke) möglich wird, die Reflexion, die Empfänglichkeit (Receptivität) wodurch eine Wahrnehmung (perceptio) d. i. empirische An-

Von den Vorstellungen die wir haben, ohne uns ihrer bewußt zu seyn.

§. 5. Vorstellungen zu haben und sich ihrer
och nicht bewußt zu seyn, darinn scheint ein Wi
erspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir
e haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? Diesen
Einwurf machte schon Locke, der darum auch das Daseyn
lcher Art Vorstellungen verwarf. — Allein wir können uns
doch

Anschauung möglich wird, die Apprehension, beyde Acte aber mit Bewußtseyn vorstellen, so kann das Bewußtseyn seiner selbst (apperceptio) in das der Reflexion und das der Apprehension eingetheilt werden. Das erstere ist ein Bewußtseyn des Verstandes, das zweyte der innere Sinn; jenes die reine, dieses die empirische Apperception, da dann jene fälschlich der innere Sinn genannt wird. — In der Psychologie erforschen wir uns selbst nach unseren Vorstellungen des inneren Sinnes; in der Logik aber nach dem was das intellectuelle Bewußtseyn an die Hand giebt. — Hier scheint uns nun das Ich doppelt zu seyn (welches widersprechend wäre): 1) Das Ich, als Subject des Denkens (in der Logik), welches die reine Apperception bedeutet (das blos reflectirende Ich), und von welchem gar nichts weiter zu sagen, sondern das eine ganz einfache Vorstellung ist: 2) Das Ich, als das Object der Wahrnehmung, mithin des inneren Sinnes, was eine Mannigfaltigkeit von Bestimmungen enthält, die eine innere Erfahrung möglich machen.

Die Frage, ob bey den verschiedenen inneren Veränderungen des Gemüths (seines Gedächtnisses oder der von ihm angenommenen Grundsätze) der Mensch, wenn er sich dieser Veränderungen bewußt ist, noch sagen könne, er sey ebenderselbe (der Seele nach), ist eine ungereimte Fra-
ge;

doch **mittelbar** bewußt seyn eine Vorstellung zu haben ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind. — Dergleichen Vorstellungen heißen dann **dunkele**; die übrigen sind **klar**, und, wenn ihre Klarheit sich auch auf die Theilvorstellungen eines Ganzen derselben und ihre Verbindung erstreckt, **deutliche Vorstellungen** es sey des Denkens oder der Anschauung.

Wenn ich weit von mir auf einer Wiese einen Menschen zu sehen mir bewußt bin, ob ich gleich seine Augen Nase, Mund u. s. w. zu sehen mir nicht bewußt bin, so **schließe** ich eigentlich nur, daß dies Ding ein Mensch sey; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewußt bin, diese Theile des Kopfs (und so auch die übrigen Theile dieses Menschen) wahrzunehmen, die Vorstellung derselben in meiner Anschauung gar nicht **zu haben**, behaupten, so würde ich auch nicht sagen können, daß ich einen Menschen sehe; denn aus diesen Theilvorstellungen ist die ganze (des Kopfs oder des Menschen) zusammengesetzt.

Daß das Feld unserer Sinnenanschauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ob wir gleich unbezweifelt schließen können, daß wir sie haben, d. i. **dunkeler** Vorstellungen im Menschen (und so auch in Thieren), unermeßlich sey, die klaren dagegen nur unendlich wenige Puncte derselben enthalten, die dem Bewußt

ge; denn er kann sich dieser Veränderungen nur dadurch bewußt seyn, daß er sich in den verschiedenen Zuständen als ein und dasselbe **Subject** vorstellt, und das Ich des Menschen ist zwar der Form (der Vorstellungsart) nach, aber nicht der Materie (dem Inhalte) nach zwiefach.

Bewußtseyn offen liegen: daß gleichsam auf der großen Charte unseres Gemüths nur wenig Stellen illuminirt sind, kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflößen: denn eine höhere Macht dürfte nur rufen: es werde Licht! so würde auch ohne Zuthun des Mindesten (z. B. wenn wir einen Litterator mit allem dem nehmen, was er in seinem Gedächtniß hat) gleichsam eine halbe Welt ihm vor Augen liegen. Alles, was das bewafnete Auge durchs Telescop (etwa am Monde) oder durchs Microscop (an Infusionsthierchen) entdecket, wird durch unsere bloßen Augen gesehen; denn diese optischen Mittel bringen ja nicht mehr Lichtstrahlen und dadurch erzeugte Bilder ins Auge, als auch ohne jene künstliche Werkzeuge sich auf der Netzhaut gemahlt haben würden, sondern breiten sie nur mehr aus, um uns ihrer bewußt zu werden. — Eben das gilt von den Empfindungen des Gehörs, wenn der Musiker mit zehn Fingern und beyden Füßen eine Phantasie auf der Orgel spielt, und wohl auch noch mit einem neben ihm stehenden spricht, wo so eine Menge Vorstellungen in wenig Augenblicken in der Seele erweckt werden, deren jede zu ihrer Wahl überdem noch ein besonderes Urtheil über die Schicklichkeit bedurfte; weil ein einziger der Harmonie nicht gemäßer Fingerschlag sofort als Mislaut vernommen werden würde, und doch das Ganze so ausfällt, daß der frey phantasirende Musiker oft wünschen möchte, manches von ihm glücklich ausgeführte Stück, dergleichen er vielleicht sonst mit allem Fleiß nicht so gut zu Stande zu bringen hofft, in Noten aufbehalten zu haben.

So ist das Feld dunkler Vorstellungen das g
te im Menschen. — Weil es aber diesen nur in sei
passiven Theile, als Spiel der Empfindungen wahrneh
läßt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur ph
logischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, wo
es hier eigentlich abgesehen ist.

Wir spielen nämlich oft mit dunkelen Vorstellun
und haben ein Interesse beliebte oder unbeliebte Ge
stände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stel
öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkeler
stellungen, und unser Verstand vermag nicht sich
der die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der
fluß derselben versetzt, ob er sie gleich als Täusch
anerkennt.

So ist es mit der Geschlechtsliebe bewandt, so fe
eigentlich nicht das Wohlwollen, sondern vielmehr
Genuß ihres Gegenstandes beabsichtigt. Wie viel Wi
nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen
über das zu werfen, was zwar beliebt ist, aber doch
Menschen mit der gemeinen Thiergattung in so naher
wandschaft sehen läßt, daß die Schamhaftigkeit dal
aufgefordert wird, und die Ausdrücke in feiner G
schaft nicht unverblümt, wenn gleich zum Belächeln d
scheinend genug, hervortreten dürfen. — Die E
dungskraft mag hier gern im Dunkeln spaziren, u
gehört immer nicht gemeine Kunst dazu, wenn, um
Cynism zu vermeiden, man nicht in den lächerl
Purism zu verfallen Gefahr laufen will.

Andererseits sind wir auch oft genug das Spiel dunkler Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenn sie gleich der Verstand beleuchtet. Sich das Grab in seinem Garten oder unter einem schattigten Baum, im Felde oder im trockenen Boden, zu bestellen, ist oft eine wichtige Angelegenheit für einen Sterbenden: ob zwar er im ersteren Fall keine schöne Aussicht zu hoffen, im letzteren aber von der Feuchtigkeit den Schnupfen zu besorgen nicht Ursache hat.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewisser Maße auch für den Verständigen. Das Russische Sprichwort sagt zwar: „Man empfängt den Gast nach seinem Kleide und begleitet ihn nach seinem Verstande;“ aber der Verstand kann doch den Eindruck dunkeler Vorstellungen von einer gewissen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Person macht, nicht verhüten, sondern allenfalls nur das vorläufig über sie gefällete Urtheil hinten nach zu berichtigen den Vorsatz haben.

Sogar wird studirte Dunkelheit oft mit gewünschtem Erfolg gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind. *) Das Scotison (machs dunkel) ist

B 2

*) Dagegen beym Tageslicht besehen, scheint das was heller ist, als die umgebenden Gegenstände, auch größer zu seyn, z. B. weiße Strümpfe stellen vollere Waden vor als schwarze; ein Feuer in der Nacht auf einem hohen Berge angelegt, scheint größer zu seyn, als man es beym Ausmessen

ist der Machtspruch aller Mystiker, um durch gekünstelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. — Aber überhaupt ist auch ein gewisser Grad des Räthselhaften in einer Schrift dem Leser nicht unwillkommen; weil ihm dadurch seine eigene Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkele in klare Begriffe aufzulösen.

Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtseyn seiner Vorstellungen.

§. 6. Das Bewußtseyn seiner Vorstellungen, welches zur Unterscheidung eines Gegenstandes von anderen zureicht, ist Klarheit. Dasjenige aber, wodurch auch die Zusammensetzung der Vorstellungen klar wird, heißt Deutlichkeit. Die letztere macht es allein, daß eine Summe von Vorstellungen Erkenntniß wird; worinn dann, weil eine jede Zusammensetzung mit Bewußtseyn Einheit desselben, folglich eine Regel für jene voraussetzt, Ordnung in diesem Mannigfaltigen gedacht wird. — Der deutlichen Vorstellung kann man nicht die verworrene (perceptio confusa), son-

messen befindet. — Vielleicht läßt sich daraus auch die scheinbare Größe des Mondes und eben so die dem Anschein nach größere Weite der Sterne von einander, nahe am Horizont, erklären; denn in beyden Fällen erscheinen uns leuchtende Gegenstände, die nahe am Horizont durch eine mehr verdunkelnde Luftschicht gesehen werden, als hoch am Himmel, und was dunkel ist, wird durch das umgebende Licht auch als kleiner beurtheilt. Beym Scheibenschießen würde also eine schwarze Scheibe, mit einem weißen Zirkel in der Mitte, zum Treffen günstiger seyn als umgekehrt.

ndern muß ihr blos die undeutliche (mere clara)
itgegensetzen. Was verworren ist, muß zusammenge-
tzt seyn; denn im Einfachen giebt es weder Ordnung
och Verwirrung. Die letztere ist also die Ursache
er Undeutlichkeit, nicht die Definition derselben. —
In jeder vielhaltigen Vorstellung (perceptio complexa),
ergleichen ein jedes Erkenntniß ist (weil dazu im-
ier Anschauung und Begriff erfordert wird), beruht die
Deutlichkeit auf der Ordnung, nach der die Theilvor-
ellungen zusammengesetzt werden, die dann entweder
die bloße Form betreffend) eine blos logische Eintheilung
i ober- und untergeordnete (perceptio primaria et se-
undaria), oder eine reale Eintheilung in Haupt- und
Nebenvorstellungen (perceptio principalis et adhae.
ens) veranlassen; durch welche Ordnung das Erkennt-
iß deutlich wird. — Man sieht wohl, daß, wenn das
Vermögen der Erkenntniß überhaupt Verstand
n der allgemeinsten Bedeutung des Worts) heissen soll,
iefer das Auffassungsvermögen (attentio) gege-
ener Vorstellungen, um Anschauung, das Abson-
erungsvermögen dessen was mehreren gemein ist
bstractio), um Begriff, und das Ueberlegungs-
ermögen (reflexio), um Erkenntniß des Gegen-
andes hervorzubringen, enthalten müsse.

Man nennt den, welcher diese Vermögen im vor-
glichen Grade besitzt, einen Kopf; den, dem sie in
hr kleinem Maas beschеert sind, einen Pinsel (weil
immer von Andern geführt zu werden bedarf); den
er, der sogar Originalität im Gebrauch desselben bey
h führt (kraft deren er was gewöhnlicherweise unter

 frem-

fremder Leitung gelernt werden muß, aus sich selbst hervorbringt), ein Genie.

Der nichts gelernt hat, was man doch gelehrt werden muß, um es zu wissen, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wissen sollen; so fern er einen Gelehrten vorstellen will; denn ohne diesen Anspruch kann er ein großes Genie seyn. Der welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (bornirt) genannt. — Man kann ein Bafter Gelehrter (Maschine zur Unterweisung Anderer, wie man selbst unterwiesen worden) und, in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs seines historischen Wissens, dabey doch sehr bornirt seyn. — Der, dessen Verfahren mit dem was er gelernt hat, in der öffentlichen Mittheilung den Zwang der Schule (also Mangel der Freyheit im Selbstdenken) verräth, ist der Pedant; er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann seyn. Unter diesen ist der gelehrte Pedant im Grunde noch der erträglichste; weil man doch von ihm lernen kann: da hingegen die Peinlichkeit in Formalien (die Pedanterie) bey den letzteren nicht allein nutzlos, sondern auch, wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten ist.

Die Kunst aber, oder vielmehr die Gewandheit im gesellschaftlichen Tone zu sprechen, und sich überhaupt modisch zu zeigen, welche, vornehmlich wenn es Wissenschaft betrift, fälschlich Popularität genannt wird, da sie vielmehr geputzte Seichtigkeit heißen sollte, deckt man

manche Armseligkeit des eingeschränkten Kopfs. Aber nur Kinder lassen sich dadurch irre leiten. „Deine Trommel (sagte der Quäcker beym Addison zu dem in der Kutsche neben ihm schwatzenden Officier) ist ein Sinnbild von Dir; sie klingt weil sie leer ist.“

Um die Menschen nach ihrem Erkenntnißvermögen (dem Verstande überhaupt) zu beurtheilen, theilt man sie in diejenigen ein, denen Gemeinsinn (sensus communis), der freylich nicht gemein (sensus vulgaris) ist, zugestanden werden muß, und in Leute von Wissenschaft. Die erstern sind der Regeln Kundige in Fällen der Anwendung (in concreto), die andern für sich selbst und vor ihrer Anwendung (in abstracto). — Man nennt den Verstand, der zu dem ersteren Erkenntnißvermögen gehört, den gesunden Menschenverstand (bon sens), den zum zweyten den hellen Kopf (ingenium perspicax). — Es ist merkwürdig, daß man sich den ersteren, welcher gewöhnlich nur als practisches Erkenntnißvermögen betrachtet wird, nicht allein als einen, welcher der Cultur entbehren kann, sondern als einen solchen, dem sie wohl gar nachtheilig ist, wenn sie nicht weit genug getrieben wird, vorstellig macht, ihn daher bis zur Schwärmerey hochpreiset, und ihn als eine Fundgrube in den Tiefen des Gemüths verborgen liegender Schätze vorstellt, auch bisweilen seinen Ausspruch als Orakel (den Genius des Sokrates) für zuverlässiger erklärt, als Alles was studirte Wissenschaft immer zu Markte bringen würde. — So viel ist gewiß, daß, wenn die Auflösung einer Frage auf den allgemeinen und angebohrnen Regeln des Verstandes (deren Besitz Mutterwitz genannt wird) beruht, es unsi-

cherer ist, sich nach studirten und künstlich aufgestellten Principien (dem Schulwitz) umzusehen und seinen Beschluß darnach abzufassen, als wenn man es auf den Ausschlag der im Dunkeln des Gemüths liegenden Bestimmungsgründe des Urtheils in Masse ankommen läßt, welches man den logischen Tact nennen könnte: wo die Ueberlegung den Gegenstand sich auf vielerley Seiten vorstellig macht und ein richtiges Resultat herausbringt, ohne sich der Acte, die hiebey im Inneren des Gemüths vorgehen, bewußt zu werden.

Der gesunde Verstand aber kann diese seine Vorzüglichkeit nur in Ansehung eines Gegenstandes der Erfahrung beweisen; nicht allein durch diese an Erkenntniß zu wachsen, sondern sie (die Erfahrung) selbst zu erweitern, aber nicht in speculativer, sondern blos in empirisch-practischer Rücksicht. Denn in jener bedarf es wissenschaftlicher Principien a priori; in dieser aber können es auch Erfahrungen, d. i. Urtheile seyn, die durch Versuch und Erfolg continuirlich bewähret werden.

Von

Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstande.

§. 7. In Ansehung des Zustandes der Vorstellungen ist mein Gemüth entweder handelnd und zeigt Vermögen (facultas), oder es ist leidend und besteht in Empfänglichkeit (receptivitas). Ein Erkenntniß enthält beydes verbunden in sich und die Möglichkeit eine solche zu haben, führt den Namen des Erkenntnißvermögens von dem vornehmsten Theil derselben, nämlich der Thätigkeit des Gemüths Vorstellungen zu verbinden, oder von einander zu sondern.

Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüth leidend verhält, durch welche also das Subject afficirt wird (dieses mag sich nun selbst afficiren oder von einem Object afficirt werden), gehören zum sinnlichen: diejenigen aber, welche ein bloßes Thun (das Denken) enthalten, zum intellectuellen Erkenntnißvermögen. Jenes wird auch das untere, dieses aber das obere Erkenntnißvermögen genannt. *) Jenes hat den Cha-

 racter

*) Die Sinnlichkeit blos in der Undeutlichkeit der Vorstellungen, die Intellectualität dagegen in der Deutlichkeit zu setzen, und hiemit einen blos formalen (logischen) Unterschied des Bewußtseyns, statt des realen (psychologischen), der nicht blos die Form, sondern auch den

racter der Passivität des inneren Sinnes der Empfindungen, dieses der Spontaneität der Apperception, d. i. des reinen Bewußtseyns der Handlung, welche das Denken ausmacht und zur Logik (einem System der Regeln des Verstandes), so wie jener zur Psychologie (einem Inbegriff aller innern Wahrnehmungen unter Naturgesetzen), gehört und innere Erfahrung begründet.

Anmerkung. Der Gegenstand der Vorstellung, der nur die Art enthält, wie ich von ihm afficirt werde, kann von mir nur erkannt werden, wie er mir erscheint und alle Erfahrung (empirische Erkenntniß), die innere nicht minder als die äußere, ist nur Erkenntniß der Gegenstände, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie (für sich allein betrachtet) sind. Denn es kommt alsdann nicht blos auf die Beschaffenheit des Objects der Vorstellung, sondern auf die des Subjects und dessen Empfänglichkeit an, welcher Art die sinnliche Anschauung seyn werde,

den Inhalt des Denkens betrifft, zu setzen, war ein großer Fehler der Leibnitz-Wolfischen Schule, nämlich die Sinnlichkeit blos in einem Mangel (der Klarheit, der Theilvorstellungen), folglich der Undeutlichkeit zu setzen, die Beschaffenheit aber der Verstandesvorstellung in der Deutlichkeit; da jene doch etwas sehr positives und ein unentbehrlicher Zusatz zu der letzteren ist, um ein Erkenntniß hervorzubringen. — Leibnitz aber war eigentlich Schuld daran. Denn Er, der platonischen Schule anhängig, nahm angebohrne reine Verstandesanschauungen, Ideen genannt, an, welche im menschlichen Gemüth, jetzt nur verdunkelt, angetroffen würden und deren Zergliederung und Beleuchtung durch Aufmerksamkeit wir allein die Erkenntniß der Objecte, wie sie an sich selbst sind, zu verdanken hätten.

werde, darauf das Denken desselben (der Begriff vom Object) folgt. — Die formale Beschaffenheit dieser Receptivität kann nun nicht wiederum noch von den Sinnen abgeborgt werden, sondern muß (als Anschauung) a priori gegeben seyn, d. i. es muß eine sinnliche Anschauung seyn, welche übrig bleibt, wenn gleich alles Empirische (Sinnenempfindung enthaltende) weggelassen wird und dieses Förmliche der Anschauung ist bey inneren Erfahrungen die Zeit.

Weil Erfahrung empirisches Erkenntniß ist, zum Erkenntniß aber (da es auf Urtheilen beruht) Ueberlegung (reflexio), mithin Bewußtseyn, d. i. Thätigkeit in Zusammenstellung des Mannigfaltigen der Vorstellung nach einer Regel der Einheit desselben, d. i. Begriff und (vom Anschauen unterschiedenes) Denken überhaupt erfordert wird: so wird das Bewußtseyn in das discursive (welches, als logisch, weil es die Regel giebt, voran gehen muß), und das intuitive Bewußtseyn eingetheilt werden; das erstere (die reine Apperception seiner Gemüthshandlung) ist einfach. Das Ich der Reflexion hält kein Mannigfaltiges in sich, und ist in allen Urtheilen immer ein und dasselbe, weil es blos dies Förmliche des Bewußtseyns; dagegen die innere Erfahrung das Materielle desselben und ein Mannigfaltiges der empirischen inneren Anschauung, das Ich der Apprehension (folglich eine empirische Apperception) enthält.

Ich, als denkendes Wesen, bin zwar mit Mir, als Sinnenwesen, ein und dasselbe Subject; aber, als Object der inneren empirischen Anschauung, d. i. so fern ich innerlich

lich von Empfindungen in der Zeit, so wie sie zugleich oder nach einander sind, afficirt werde, erkenne ich mich doch nur, wie ich mir selbst erscheine, nicht als Ding an sich selbst. Denn es hängt doch von der Zeitbedingung, welche kein Verstandesbegriff (mithin nicht bloße Spontaneität) ist, folglich von einer Bedingung ab, in Ansehung deren mein Vorstellungsvermögen leidend ist (und gehört zur Receptivität). — Daher erkenne ich mich durch innere Erfahrung immer nur wie ich mir erscheine; welcher Satz dann oft böslicherweise so verdreht wird, daß er so viel sagen wolle: es scheine mir nur (mihi videri) daß ich gewisse Vorstellungen und Empfindungen habe, ja überhaupt daß ich existire. — Der Schein ist der Grund zu einem irrigen Urtheil aus subjectiven Ursachen, die fälschlich für objectiv gehalten werden; Erscheinung ist aber gar kein Urtheil, sondern blos empirische Anschauung, die durch Reflexion, und den daraus entspringenden Verstandesbegriff zur inneren Erfahrung und hiemit Wahrheit wird.

Daß die Wörter innerer Sinn und Apperception von den Seelenforschern gemeinhin für gleichbedeutend genommen werden, unerachtet der erstere allein ein psychologisches (angewandtes), die zweyte aber blos ein logisches (reines) Bewußtseyn anzeigen soll, ist die Ursache dieser Irrungen. Daß wir aber durch den ersteren uns nur erkennen können, wie wir uns erscheinen, erhellet daraus, weil Auffassung (apprehensio) der Eindrücke des ersteren eine formale Bedingung der inneren Anschauung des Subjects, nämlich die Zeit, voraussetzt, welche kein Verstandesbegriff ist, und also

blos

blos als subjective Bedingung gilt, wie nach der Beschaffenheit der menschlichen Seele uns innere Empfindungen gegeben werden, also diese uns nicht, wie das Object an sich ist, zu erkennen giebt.

* * *

Diese Anmerkung gehört eigentlich nicht zur Anthropologie. In dieser sind nach Verstandesgesetzen vereinigte Erscheinungen Erfahrungen, und da wird nach der Vorstellungsart der Dinge, wie sie auch ohne ihr Verhältniß zu den Sinnen in Betrachtung zu ziehen (mithin an sich selbst) sind, gar nicht gefragt; denn diese Untersuchung gehört zur Metaphysik, welche es mit der Möglichkeit der Erkenntniß a priori zu thun hat. Aber es war doch nöthig so weit zurückzugehen, um auch nur die Verstöße des speculativen Kopfs in Ansehung dieser Frage abzuhalten. — Da übrigens die Kenntniß des Menschen durch innere Erfahrung, weil er darnach großentheils auch Andere beurtheilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit ist, als die richtige Beurtheilung Anderer, indem der Forscher seines Inneren leichtlich, statt blos zu beobachten, manches in das Selbstbewußtseyn hinein trägt, so ist es rathsam und sogar nothwendig von beobachteten Erscheinungen in sich selbst anzufangen, und dann allererst zu Behauptung gewisser Sätze, die die Natur des Menschen angehen, d. i. zur inneren Erfahrung, fortzuschreiten.

Apolo-

Apologie für die Sinnlichkeit.

§. 8. Dem Verstande bezeigt jedermann alle Achtung, wie auch die Benennung desselben als oberen Erkenntnißvermögens es schon anzeigt; wer ihn lobpreisen wollte, würde mit dem Spott jenes den Lob der Tugend erhebenden Redners (stulte! quis unquam vituperavit) abgefertigt werden. Aber die Sinnlichkeit ist in üblem Ruf. Man sagt ihr viel Schlimmes nach: z. B. 1) daß sie die Vorstellungskraft verwirre; 2) daß sie das große Wort führe und als Herrscherin, da sie doch nur die Dienerin des Verstandes seyn sollte, halsstärrig und schwer zu bändigen sey; 3) daß sie sogar betrüge und man in Ansehung ihrer nicht genug auf seiner Hut seyn könne. — Anderseits fehlt es ihr aber auch nicht an Lobrednern, vornehmlich unter Dichtern und Leuten von Geschmack, welche die Versinnlichung der Verstandesbegriffe nicht allein als Verdienst hochpreisen, sondern auch gerade hierin und daß die Begriffe nicht so mit peinlicher Sorgfalt in ihre Bestandtheile zerlegt werden müßten, das Prägnante (die Gedankenfülle) oder das Emphatische (den Nachdruck) der Sprache und das Einleuchtende (die Helligkeit im Bewußtseyn) der Vorstellungen setzen, die Nacktheit des Verstandes aber geradezu für Dürftigkeit erklären *). Wir

*) Da hier nur vom Erkenntnißvermögen und also von Vorstellung (nicht dem Gefühl der Lust oder Unlust) die Rede ist, so wird Empfindung nichts weiter als Sinnenvorstellung (empirische Anschauung), zum Unterschiede sowohl von Begriffen (dem Denken), als auch von der reinen Anschauung (des Raums und der Zeitvorstellung) bedeuten.

Wir brauchen hier keinen Panegyristen, sondern nur einen Advocaten wider den Ankläger.

Das Passive in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können, ist eigentlich die Ursache alles des Uebels, was man ihr nachsagt. Die innere Vollkommenheit des Menschen besteht darinn: daß er den Gebrauch aller seiner Vermögen in seiner Gewalt habe, um ihn seiner freyen Willkühr zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, daß der Verstand herrsche, ohne doch die Sinnlichkeit (die an sich Pöbel ist, weil sie nicht denkt) zu schwächen: weil ohne sie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des gesetzgebenden Verstandes verarbeitet werden könnte.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Erste Anklage.

§. 9. Die Sinne verwirren nicht. Dem, der ein gegebenes Mannigfaltige zwar aufgefaßt, aber noch nicht geordnet hat, kann man nicht nachsagen, daß er es verwirre. Die Wahrnehmungen der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtseyn) können nur innere Erscheinungen heißen. Der Verstand der hinzukommt, und sie unter einer Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannigfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirisches Erkenntniß, d. i. Erfahrung. — Es liegt also an dem seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Be-

griffen

griffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheit derselben klagt, die der sinnlich gearteten Natur des Menschen zu Schulden kommen müsse. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage, über die Verwirrung der äußeren, als der inneren Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

Die sinnlichen Vorstellungen kommen freylich denen des Verstandes zuvor, und stellen sich in Masse dar. Aber desto reichhaltiger ist der Ertrag, wenn der Verstand mit seiner Anordnung und intellectuellen Form hinzukommt und z. B. prägnante Ausdrücke für den Begriff, emphatische für das Gefühl und interessante Vorstellungen für die Willensbestimmung ins Bewußtseyn bringt. — Der Reichthum, den die Geistesproducte in der Redekunst und Dichtkunst dem Verstande auf einmal (im Masse) darstellen, bringt diesen zwar oft in Verwirrung, wenn er sich alle Acte der Reflexion, die er hiebey wirklich, obzwar im Dunkeln, anstellt, deutlich machen und auseinander setzen soll. Aber die Sinnlichkeit ist hiebey in keiner Schuld, sondern es ist vielmehr Verdienst von ihr, dem Verstande reichhaltigen Stoff, wogegen die abstracten Begriffe desselben oft nur schimmernde Armseligkeiten sind, dargeboten zu haben.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Zweyte Anklage.

§. 10. Die Sinne gebieten nicht über den Verstand. Sie bieten sich vielmehr nur dem Verstande an, um

un über ihren Dienst zu disponiren. Daß sie ihre Wichtigkeit nicht verkannt wissen wollen, die ihnen vornehmlich in dem zukommt, was man den gemeinen Menschensinn (sensus communis) nennt, kann ihnen nicht für Anmaßung über den Verstand herrschen zu wollen, angerechnet werden. Zwar giebt es Urtheile, die man eben nicht förmlich vor den Richterstuhl des Verstandes zieht, um von ihm abgeurtheilt zu werden; die daher unmittelbar durch den Sinn dictirt zu seyn scheinen. Dergleichen enthalten die sogenannten Sinnsprüche, oder orakelmäßigen Anwandlungen (wie diejenigen, deren Ausspruch Sokrates seinem Genius zuschrieb). Es wird nämlich dabey vorausgesetzt, daß das erste Urtheil über das, was in einem vorkommenden Falle zu thun recht und weise ist, gemeiniglich auch das richtige sey, und durch Nachgrübeln nur verkünstelt werde. Aber sie kommen in der That nicht aus den Sinnen, sondern aus wirklichen ob zwar dunkelen Ueberlegungen des Verstandes. — Die Sinne machen darauf keinen Anspruch und sind, wie das gemeine Volk, welches, wenn es nicht Pöbel ist (ignobile vulgus), seinem Obern, dem Verstande, sich zwar gern unterwirft, aber doch gehört werden will. Wenn aber gewisse Urtheile und Einsichten als unmittelbar aus dem innern Sinn (nicht vermittelst des Verstandes) hervorgehend, sondern dieser als für sich gebietend und Empfindungen für Urtheile geltend angenommen werden, so ist das baare Schwärmerey, welche mit der Sinnenverrückung in naher Verwandschaft steht.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage.

Die Sinne betrügen nicht. Dieser Satz ist die Ablehnung des wichtigsten, aber auch, genau er-

wogen, nichtigsten Vorwurfs, den man den Sinnen macht; und dieses darum, nicht weil sie immer richtig urtheilen, sondern weil sie gar nicht urtheilen; weshalb der Irrthum immer nur dem Verstande zu Last fällt. — Doch gereicht diesem der Sinnenschein (species, apparentia), wenn gleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung; wonach der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjective seiner Vorstellungsart für das Objective (den entfernten Thurm, an dem er keine Ecken sieht, für rund, das Meer, dessen entfernter Theil ihm durch höhere Lichtstrahlen ins Auge fällt, für höher als das Ufer (altum mare), den Vollmond den er in seinem Aufgange am Horizont durch eine dunstige Luft sieht, ob zwar er ihn durch denselben Sehewinkel ins Auge faßt, für entfernter, also auch für größer, als wie er hoch am Himmel erscheint, und so Erscheinung für Erfahrung zu halten; dadurch aber in Irrthum, als einen Fehler des Verstandes, nicht den der Sinne, zu gerathen.

* * *

Ein Tadel, den die Logik der Sinnlichkeit entgegenwirft, ist der: daß man dem Erkenntniß, so wie es durch sie befördert wird, Seichtigkeit (Individualität, Einschränkung aufs Einzelne) vorwirft, da hingegen den Verstand, der aufs Allgemeine geht, eben darum aber zu Abstractionen sich bequemen muß, der Vorwurf der Trockenheit trifft. Die ästhetische Behandlung, deren erste Forderung Popularität ist, schlägt aber einen Weg ein, auf dem beyden Fehlern ausgebeugt werden kann.

Vom

[illegible]m Können in Ansehung des Erkenntnißvermögens überhaupt.

§. 10. Der vorhergehende Paragraph, der vom [S]cheinvermögen handelte, in dem was kein Mensch [ka]nn, führt uns zur Erörterung der Begriffe vom [L]eichten und Schweren (leve et grave), welche [de]m Buchstaben nach, im Deutschen zwar nur körperlich[e] Beschaffenheiten und Kräfte bedeuten, dann aber [w]ie im Lateinischen, nach einer gewissen Analogie, das [T]hunliche (facile) und Comparativ-unthunliche (difficile) bedeuten sollen; denn das Kaum-Thunliche wird doch von einem Subject, das an dem Grade [e]ines dazu erforderlichen Vermögens zweifelt, in gewiss[e]n Lagen und Verhältnissen desselben für subjectiv-unthunlich gehalten.

Die Leichtigkeit etwas zu thun (promtitudo) muß mit der Fertigkeit in solchen Handlungen (habitus) nicht verwechselt werden. Die erstere bedeutet einen gewissen Grad des mechanischen Vermögens: — „ich kann wenn ich will;" und bezeichnet subjective Möglichkeit: die zweyte die subjectiv-practische Nothwendigkeit, d. i. Gewohnheit, mithin einen gewissen Grad des Willens, der durch den oft wiederholten Gebrauch seines Vermögens erworben wird: „ich will, weil es die Pflicht gebietet." Daher kann man die Tugend nicht so erklären: sie sey die Fertigkeit in freyen rechtmäßigen Handlungen; denn da wäre sie blos Mechanism der Kraftanwendung; sondern Tugend ist die moralische Stärke in Befolgung

 seiner

seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll.

Das Leichte wird dem Schweren, aber oft auch dem Lästigen entgegengesetzt. Leicht ist einem Subject dasjenige, wozu ein großer Ueberschuß seines Vermögens über die zu einer That erforderliche Kraftanwendung, in ihm anzutreffen ist. Was ist leichter, als die Förmlichkeiten der Visiten, Gratulationen und Condolenzen zu begehen? Was ist aber auch einem beschäftigten Mann beschwerlicher? Es sind freundschaftliche Vexationen (Plackereyen), die ein jeder herzlich wünscht los zu werden, indeß er doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verstoßen.

Welche Vexationen giebt es nicht in äußeren zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen: wo gerade darin, daß sie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen sich durch Ceremonien und Observanzen, Büßungen und Casteyungen (je mehr desto besser) geduldig hudeln zu lassen, das Verdienstliche der Frömmigkeit gesetzt wird; indessen daß diese Frohndienste zwar mechanisch leicht (weil keine lasterhafte Neigung dabey aufgeopfert werden darf), aber dem Vernünftigen moralisch sehr beschwerlich und lästig fallen müssen. — Wenn daher der große moralische Volkslehrer sagte „meine Gebote sind nicht schwer", so wollte er dadurch nicht sagen, sie bedürften nur geringen Aufwand von Kräften, um sie zu erfüllen; denn in der That sind sie, als solche, welche reine Her-

zens

nsgesinnungen fodern, das Schwerste unter allem, was boten werden mag; aber sie sind für einen Vernünfti n doch unendlich leichter als Gebote einer geschäfftigen ichtsthuerey (gratis anhelare, multa agendo nihil ;ere), dergleichen die waren, welche das Judenthum gründete; denn das Mechanischleichte fühlt der vernünf ge Mann zentnerschwer, wenn er sieht, daß die darauf rwandte Mühe doch zu nichts nützt.

Etwas schweres leicht zu machen ist Verdienst; als leicht vorzumahlen, ob man gleich es selbst zu isten nicht vermag, ist Betrug. Das, was leicht ist, zu hun, ist verdienstlos. Methoden und Maschinen, und nter diesen die Vertheilung der Arbeiten unter verschiedene Künstler (fabrikenmäßige Arbeit), machen vieles leicht, was it eigenen Händen, ohne andere Werkzeuge, zu thun hwer seyn würde.

Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vor hrift zur Unternehmung giebt (wie z. B. in Nachfor hungen der Metaphysik), mag zwar abschrecken, aber as ist doch besser als sie zu verheelen. Der alles, as er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. lem alles was er thut, leicht läßt, ist gewandt; so wie r, dessen Thun Mühe verräth, schwerfällig. — Die sellige Unterhaltung (Conversation) ist ein bloßes Spiel, orin Alles leicht seyn und leicht lassen muß. Daher Ceremonie (das Steife) in derselben, z. B. das feyer he Abschiednehmen nach einem Gelage, als altväterisch geschafft ist.

Die Gemüthsstimmung der Menschen bey Unternehmung eines Geschäfts ist nach Verschiedenheit der Temperamente verschieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Besorgnissen an, (Melancholische) bey andern ist die Hoffnung und vermeynte Leichtigkeit der Ausführung das erste, was ihnen in die Gedanken kommt, (Sanguinische).

Was ist aber von dem ruhmredigen Ausspruche der Kraftmänner, der nicht auf bloßem Temperament gegründet ist, zu halten? „Was der Mensch will das kann er." Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tavtologie; was er nämlich auf den Geheiß seiner moralisch gebietenden Vernunft will, das soll er, folglich kann er es auch thun (denn das unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten). Es gab aber vor einigen Jahren solche Gecken, die das auch im physischen Sinn von sich priesen, und sich so als Weltbestürmer ankündigten, deren Rasse aber vorlängst ausgegangen ist.

Endlich macht das Gewohntwerden (consuetudo), da nehmlich Empfindungen von eben derselben Art, durch ihre lange Dauer ohne Abwechselung, die Aufmerksamkeit von den Sinnen abziehen, und man sich ihrer kaum mehr bewußt ist, zwar die Ertragung der Uebel leicht (die man alsdann fälschlich mit dem Namen einer Tugend, nehmlich der Geduld, beehrt), aber auch das Bewußtseyn und die Erinnerung des empfangenen Guten schwerer, welches dann gemeiniglich zum Undank (einer wirklichen Untugend) führt.

Aber die Angewohnheit (assuetudo) ist eine physische innere Nöthigung nach derselben Weise ferner

zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt selbst den guten Handlungen eben dadurch ihren moralischen Werth, weil sie der Freyheit des Gemüths Abbruch thut, und überdem zu gedankenlosen Wiederholungen ebendesselben Acts (Monotonie) führt, und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phrasen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich besorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müssen, und den Redner zur Sprachmaschine. Die Ursache der Erregung des Ekels, den die Angewohnheit eines Andern in uns erregt, ist, weil das Thier hier gar zu sehr aus dem Menschen hervorspringt, das instinctmäßig nach der Regel der Angewöhnung, gleich als eine andere (nicht-menschliche) Natur geleitet wird, und so Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine und dieselbe Classe zu gerathen. — Doch können gewisse Angewöhnungen absichtlich geschehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freyen Willkühr ihre Hülfe versagt, z. B. im Alter sich an die Zeit des Essens und Trinkens, die Qualität und Quantität desselben, oder auch des Schlafs zu gewöhnen und so allmälig mechanisch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Nothfall. In der Regel ist alle Angewohnheit verwerflich.

Von dem künstlichen Spiel mit dem Sinnenschein.

§. 11. Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorstellungen dem Verstande gemacht wird (praestigiae), kann natürlich, oder auch künstlich seyn und ist entweder Täuschung (illusio), oder Betrug (fraus). —

Dasjenige Blendwerk, wodurch man genöthigt wird, was auf das Zeugniß der Augen für wirklich zu hal ob es zwar von eben demselben Subject durch sei Verstand für unmöglich erklärt wird, heißt Augen= blendniß (praeſtigiae).

Illusion ist dasjenige Blendwerk, welches ble ob man gleich weiß, daß der vermeynte Gegenstand n wirklich ist. — Dieses Spiel des Gemüths mit d Sinnenschein ist sehr angenehm und unterhaltend, z. B. die perspectivische Zeichnung des Inneren eines T pels, oder, wie Raphael Mengs von dem Gemälde Schule der Peripatetiker (mich deucht von Corregg sagt: „daß, wenn man sie lange ansieht, sie zu gel scheinen;" oder wie eine im Stadthaus von Amsterd gemahlte Treppe mit halbgeöfneter Thür jeden verlei an ihr hinaufzusteigen, u. d. g.

Betrug aber der Sinne ist: wenn, so bald n weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch Schein sogleich aufhört. Dergleichen sind die Tasch spielerkünste von allerley Art. — Kleidung, deren F be zum Gesicht vortheilhaft absticht, ist Illusion; Schn ke aber Betrug. Durch die erstere wird man verlei durch die zweyte geäfft. — Daher kommt es auch, man mit Farben nach der Natur bemahlte Stat menschlicher oder thierischer Gestalten nicht leiden m indem man jeden Augenblick betrogen wird, sie für bend zu halten, so oft sie unversehens zu Ges kommen.

Be

Bezauberung (fascinatio) in einem sonst ge-
nden Gemüthszustand ist ein Blendwerk der Sinne,
on dem man sagt, daß es nicht mit natürlichen Dingen
ugehe; weil das Urtheil, daß ein Gegenstand (oder ei-
e Beschaffenheit desselben) sey, bey darauf verwandter
Attention, mit dem Urtheil, daß er nicht (oder anders
estaltet) sey, unwiderstehlich wechselt, — der Sinn al-
o sich selbst zu widersprechen scheint. Wie ein Vogel
er gegen den Spiegel, in dem er sich selbst sieht, flat-
tert, und ihn bald für einen wirklichen Vogel bald nicht
dafür hält. Dieses Spiel mit Menschen, daß sie ihren
eigenen Sinnen nicht trauen, findet vornehmlich
bey solchen statt, die durch Leidenschaft stark angezogen
werden. Dem Verliebten, der (nach Helvetius) sei-
ne Geliebte in den Armen eines Anderen sah, konnte die-
se, die es ihm schlechthin ableugnete, sagen: „Treuloser,
du liebst mich nicht mehr, du glaubst mehr was du siehst,
als was ich dir sage." — Gröber, wenigstens schädlicher
war der Betrug, den die Bauchredner, die Gaßner-
e, die Mesmerianer u. d. g. vermeynte Schwarz-
künstler verübten. Man nannte vor Alters die armen un-
wissenden Weiber, die so etwas Uebernatürliches zu thun
vermeynten, Hexen, und noch in diesem Jahrhundert
war der Glaube daran nicht völlig ausgerottet *). Es

 scheint

*) Ein protestantischer Geistliche in Schottland sagte noch in diesem Jahrhundert in dem Verhör über einen solchen Fall als Zeuge zum Richter: „Mein Herr, ich versichere Euch auf meine priesterliche Ehre, daß dieses Weib eine Hexe ist;" worauf der letztere erwiederte: „und ich versichere Euch auf meine richterliche Ehre, daß Ihr kein Hexenmei-

scheint das Gefühl der Verwunderung über etwas Unerhörtes habe an sich selbst viel Anlockendes für den Schwachen: nicht blos weil ihm auf einmal neue Aussichten eröfnet werden, sondern weil er dadurch von dem ihm lästigen Gebrauch der Vernunft losgesprochen zu seyn, dagegen Andere in der Unwissenheit sich gleich zu machen, verleitet wird.

Von dem erlaubten moralischen Schein.

§. 12. Die Menschen sind insgesammt, je civilisirter, desto mehr Schauspieler: sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Anderen, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend jemand dadurch zu betrügen; weil ein jeder Andere, daß es hiemit eben nicht herzlich gemeynt sey, dabey einverständigt ist, und es ist auch sehr gut, daß es so in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wohl wirklich

xenmeister seyd." Das jetzt deutsch gewordene Wort Hexe kommt von den Anfangsworten der Meßformel, bey Einweihung der Hostie her, welche der Gläubige mit leiblichen Augen als eine kleine Scheibe Brod sieht, nach Aussprechung derselben aber mit geistigen Augen als den Leib eines Menschen zu sehen verbunden wird. Denn die Wörter hoc est haben zuerst das Wort corpus hinzugethan, wo hoc est corpus sprechen in hocuspocus machen verändert wurde; vermuthlich aus frommer Scheu den rechten Namen zu nennen und zu profaniren; wie es Abergläubische bey unnatürlichen Gegenständen zu thun pflegen, um sich daran nicht zu vergreifen.

wirklich erweckt, und gehen in die Gesinnung über. — Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigung, zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Gehorsam unter das Gesetz der Tugend, und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.

So ist die Anekelung seiner eigenen Existenz, aus der Leerheit des Gemüths an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt, der langen Weile, wobey man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. i. des Ueberdrusses an aller Beschäftigung, die Arbeit heißen und jenen Ekel vertreiben könnte, weil sie mit Beschwerden verbunden ist, ein höchst widriges Gefühl, dessen Ursache keine andere ist, als die natürliche Neigung zur Gemächlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht). — Diese Neigung ist aber betrügerisch, selbst in Ansehung der Zwecke welche die Vernunft dem Menschen zum Gesetz macht, um mit sich selbst zufrieden zu seyn, wenn er gar nichts thut (zwecklos vegetirt), weil er da doch nichts Böses thut. Sie also wieder zu betrügen (welches durch das Spiel mit schönen Künsten, am meisten aber durch gesellige Unterhaltung geschehen kann), heißt die Zeit vertreiben (tempus fallere); wo der Ausdruck schon die Absicht andeutet, nämlich die Neigung zur geschäftlosen Ruhe selbst zu betrügen, wenn durch schöne Künste das Gemüth spielend unterhalten, ja auch nur durch ein bloßes an sich zweckloses Spiel in einem friedlichen Kampfe, wenigstens Cultur des Gemüths bewirkt wird; widrigenfalls es heißen würde, die Zeit tödten. — — Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet; man muß sie über-

überlisten, und, wie Swift sagt, dem Wallfisch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, sich gerne täuschen zu lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der gute ehrbare Anstand ist ein äußerer Schein, der andern Achtung einflößt (sich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit schlecht zufrieden seyn, wenn das männliche Geschlecht ihren Reitzen nicht zu huldigen schiene. Aber Sittsamkeit (pudicitia), ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem anderen Geschlecht den Abstand zu bewirken, der nöthig ist, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des Genusses des anderen abzuwürdigen. — Ueberhaupt ist Alles, was man Wohlanständigkeit (decorum) nennt, von derselben Art, nämlich nichts als schöner Schein.

Höflichkeit (Politesse) ist ein Schein der Herablassung, der Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Complimente) und die ganze höfische Galanterie, sammt den heissesten Freundschaftsversicherungen mit Worten, sind zwar nicht eben immer Wahrheit (Meine lieben Freunde: es giebt keinen Freund! Aristoteles), aber sie betrügen darum doch auch nicht, weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll, und dann vornehmlich darum, weil diese anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Gesinnungen dieser Art hinleiten.

Alle

Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für ächtes Gold nimmt. — Es ist doch aber besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit ansehnlichem Verlust, in baares Gold umgesetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem sarcastischen Swift zu sagen: „Die Ehrlichkeit ist ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden" u. s. w. oder, mit dem Prediger Hofstede, in seinem Angriff auf Marmontels Belisar, selbst einen Sokrates zu verläumden, um ja zu verhindern, daß irgend jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrath. Selbst der Schein des Guten an Anderen muß uns werth seyn; weil aus diesem Spiel mit Verstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns selbst muß ohne Verschonen weggewischt, und der Schleyer, womit die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, abgerissen werden; weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung desselben, die Ueberredung nichts schuldig zu seyn, sich vorspiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorsetzliche Uebertretung als menschliche Schwachheit, vorgemahlt wird.

Von den fünf Sinnen.

§. 13. Die Sinnlichkeit im Erkenntnißvermögen (das Vermögen der Vorstellungen in der Anschauung)

schauung) enthält zwey Stücke: den Sinn und die Einbildungskraft. — Das erstere ist das Vermögen der Anschauung in der Gegenwart des Gegenstandes, das zweyte auch ohne die Gegenwart desselben. — Die Sinne aber werden wiederum in die äußeren und den inneren Sinn (sensus internus) eingetheilt; der erstere ist der, wo der menschliche Körper durch körperliche Dinge, der zweyte wo er durchs Gemüth afficirt wird; wobey zu merken ist, daß der letztere als bloßes Wahrnehmungsvermögen (der empirischen Anschauung), vom Gefühl der Lust und Unlust, d. i. der Empfänglichkeit des Subjects, durch gewisse Vorstellungen zur Erhaltung oder Abwehrung des Zustandes dieser Vorstellungen bestimmt zu werden, verschieden gedacht wird, den man den inwendigen Sinn (sensus interior) nennen könnte. — Eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als einer solchen bewußt ist, heißt besonders Sensation, wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjects erregt.

§. 14. Man kann zuerst die Sinne der Körperempfindung in den der Vitalempfindung (sensus vagus), und die der Organempfindung (sensus fixus), und, da sie insgesammt nur da, wo Nerven sind, angetroffen werden, in diejenigen eintheilen, welche das ganze System der Nerven, oder nur den zu einem gewissen Gliede des Körpers gehörenden Nerven afficiren. — Die Empfindung der Wärme und Kälte, selbst die, welche durchs Gemüth erregt wird (z. B. durch schnell wachsende Hofnung oder Furcht), gehört zum Vitalsinn. Der Schauer, der den Menschen selbst

bey

bey der Vorstellung des Erhabenen überläuft und das Gräuseln, womit Ammenmährchen in später Abendzeit die Kinder zu Bette jagen, sind von der letzteren Art; sie durchdringen den Körper, so weit als in ihm Leben ist.

Der Organsinne aber können füglich nicht mehr oder weniger als fünf aufgezählt werden, so fern sie sich auf äußere Empfindung beziehen.

Drey derselben aber sind mehr objectiv als subjectiv, d. i. sie tragen, als empirische Anschauung, mehr zur Erkenntniß des äußeren Gegenstandes bey, als sie das Bewußtseyn des afficirten Organs rege machen; — zwey aber sind mehr subjectiv als objectiv, d. i. die Vorstellung durch dieselbe ist mehr die des Genusses, als der Erkenntniß des äußeren Gegenstandes; daher über die erstere man sich mit Anderen leicht einverständigen kann, in Ansehung der letzteren aber, bey einerley äußerer empirischer Anschauung und Benennung des Gegenstandes, die Art, wie das Subject sich von ihm afficirt fühlt, ganz verschieden seyn kann.

Die Sinne von der ersteren Classe sind 1) der, der Betastung (tactus), 2) des Gesichts (visus), 3) des Gehörs (auditus). — Von der zweyten a) des Geschmacks (gustus), b) des Geruchs (olfactus); insgesammt lauter Sinne der Organempfindung, gleichsam so vieler äußerer, von der Natur für das Thier zum Unterscheiden der Gegenstände zubereiteten, Eingänge.

Vom

Vom Sinne der Betastung.

§. 15. Der Sinn der Betastung liegt in den Fingerspitzen und den Nervenwärzchen (papillae) derselben, um durch die Berührung der Oberfläche eines festen Körpers die Gestalt desselben zu erkundigen. — Die Natur scheint allein dem Menschen dieses Organ angewiesen zu haben, damit er durch Betastung von allen Seiten sich einen Begriff von der Gestalt eines Körpers machen könne; denn die Fühlhörner der Insecten scheinen nur die Gegenwart desselben, nicht die Erkundigung der Gestalt zur Absicht zu haben. — Dieser Sinn ist auch der einzige, von unmittelbarer äußerer Wahrnehmung; eben darum auch der wichtigste und am sichersten belehrende, dennoch aber der gröbste: weil die Materie fest seyn muß, von deren Oberfläche der Gestalt nach wir durch Berührung belehrt werden sollen. (Von der Vitalempfindung, ob die Oberfläche sanft oder unsanft, vielweniger noch, ob sie warm oder kalt anzufühlen sey, ist hier nicht die Rede.) — Ohne diesen Organsinn würden wir uns von einer körperlichen Gestalt gar keinen Begriff machen können, auf deren Wahrnehmung also die beyden andern Sinne der erstern Classe ursprünglich bezogen werden müssen, um Erfahrungserkenntniß zu verschaffen.

Vom Gehör.

§. 16. Der Sinn des Gehörs ist einer der Sinne von blos mittelbarer Wahrnehmung. — Durch die Luft, die uns umgiebt und vermittelst derselben, wird ein entfernter Gegenstand in großem Umfange erkannt, und durch eben dieses Mittel, welches durch das Stimmorgan, den Mund, in Bewegung gesetzt wird, können sich Menschen am

leich-

hteſten und vollſtändigſten mit andern in Gemeinſchaft
: Gedanken und Empfindungen bringen, vornehmlich
nn die Laute, die jeder den anderen hören läßt, articu-
t ſind, und in ihrer geſetzlichen Verbindung durch den
rſtand eine Sprache ausmachen. — Die Geſtalt des
genſtandes wird durchs Gehör nicht gegeben, und die
rachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorſtellung deſ-
ben, ſind aber eben darum, und weil ſie an ſich nichts,
nigſtens keine Objecte, ſondern allenfalls nur innere Ge-
hle bedeuten, die geſchickteſten Mittel der Bezeichnung
r Begriffe, und Taubgebohrne, die eben darum auch
mm (ohne Sprache) bleiben müſſen, können nie zu etwas
ehrerem, als einem Analogon der Vernunft gelangen.

Was aber den Vitalſinn betrift, ſo wird dieſer durch
uſik, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen
Gehörs, unbeſchreiblich lebhaft und mannigfaltig
t blos bewegt, ſondern auch geſtärkt, welche alſo
chſam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle
griffe) iſt. Die Laute ſind hier Töne, und dasje-
e fürs Gehör, was die Farben fürs Geſicht ſind;
Mittheilung der Gefühle in die Ferne in einem Rau-
umher, an alle, die ſich darin befinden, und ein geſell-
ftlicher Genuß, der dadurch nicht vermindert wird,
viele an ihm theilnehmen.

Von dem Sinn des Sehens.

§. 17. Auch das Geſicht iſt ein Sinn der mittelba-
Empfindung durch eine nur für ein gewiſſes Organ die
gen) empfindbare bewegte Materie, durch Licht,

welches nicht, wie der Schall, blos eine wellenarti
wegung eines flüssigen Elements ist, die sich im
umher nach allen Seiten verbreitet, sondern eine A
mung, durch welche ein Punct für das Object im
me bestimmt wird, und vermittelst dessen un
Weltgebäude in einem so unermeßlichen Umfan
kannt wird, daß, vornehmlich bey selbstleuch
Himmelskörpern, wenn wir ihre Entfernung m
seren Maaßstäben hier auf Erden vergleichen, wi
der Zahlenreihe ermüden, und dabey fast mehr Ursa
ben, über die zarte Empfindsamkeit dieses Organs
sehung der Wahrnehmung so geschwächter Eindrü
erstaunen, als über die Größe des Gegenstande
Weltgebäudes), vornehmlich wenn man die Welt in
nen, so wie sie uns vermittelst der Microscopien v
gen gestellt wird, z. B. bey den Infusionsthierchen
zu nimmt. — Der Sinn des Gesichts ist, wenn
nicht unentbehrlicher als der des Gehörs, doch der
weil er sich unter allen am meisten von dem der
stung, als der eingeschränktesten Bedingung der
nehmungen, entfernt, und nicht allein die größte
re derselben im Raume enthält, sondern auch se
gan am wenigsten afficirt fühlt, (weil es sonst nicht
Sehen seyn würde), hiemit also einer reinen
schauung (der unmittelbaren Vorstellung des
nen Objects ohne beygemischte merkliche Empfindu
her kommt.

* * *

Diese drey äußern Sinne leiten durch Reflex
Subject zum Erkenntniß des Gegenstandes als ein

s außer uns. — Wenn aber die Empfindung so stark
rd, daß das Bewußtseyn der Bewegung des Organs
ärker wird, als das der Beziehung auf ein äußeres Ob-
ct, so werden äußere Vorstellungen in innere verwan-
lt. — Das Glatte oder Rauhe im Anfühlbaren be-
erken, ist ganz was anderes, als die Figur des äuße-
en Körpers dadurch erkundigen. Eben so: wenn das
Sprechen Anderer so stark ist, daß einem, wie man sagt,
ie Ohren davon wehthun, oder wenn jemand, welcher
us einem dunkeln Gemach in den hellen Sonnenschein tritt,
mit den Augen blinzelt, so wird der letzte durch zu starke
der plötzliche Erleuchtung auf einige Augenblicke blind,
er erste durch kreischende Stimme taub, d. i. beyde
önnen vor der Heftigkeit der Sinnesempfindung nicht
um Begriff vom Object kommen, sondern ihre Aufmerk-
amkeit ist blos an die subjective Vorstellung, nämlich
die Veränderung des Organs, geheftet.

Von den Sinnen des Geschmacks und des Riechens.

§. 18. Die Sinne des Geschmacks und des Geruchs sind beyde mehr subjectiv als objectiv; der erstere in der Berührung des Organs der Zunge, des Schlundes und der Gaumen durch den äußeren Gegenstand, der zweyte durch Einziehung der mit der Luft vermischten fremden Ausdünstungen, wobey der Körper, der sie ausströmt, selbst vom Organ entfernt seyn kann. Beyde sind einander nahe verwandt, und wem der Geruch mangelt, der hat jederzeit nur einen stumpfen Geschmack. — Man kann sagen, daß beyde durch Salze (fixe und flüchtige), deren die

eine durch die Flüssigkeit im Munde, die andere durch die Luft aufgelößt seyn müssen, afficirt werden, welche in das Organ eindringen müssen, um diesem ihre specifische Empfindung zukommen zu lassen.

Allgemeine Anmerkung über die äußern Sinne.

§. 19. Man kann die Empfindungen der äußern Sinne in die des mechanischen und des chemischen Einflusses eintheilen. Zu den mechanisch einfließenden gehören die drey obersten, zu denen von chemischem Einfluß die zwey niedern Sinne. Jene sind Sinne der Wahrnehmung, (oberflächlich), diese des Genusses (innigste Einnehmung). — Daher kommt es, daß der Ekel, ein Anreiz, sich des Genossenen durch den kürzesten Weg des Speisecanals zu entledigen (sich zu erbrechen), als eine so starke Vitalempfindung den Menschen beygegeben worden, weil jene innigliche Einnehmung dem Thier gefährlich werden kann.

Weil es aber auch einen Geistesgenuß giebt, der in der Mittheilung der Gedanken besteht, das Gemüth aber diesen, wenn er uns aufgedrungen wird, und doch als Geistes-Nahrung für uns nicht gedeihlich ist, widrig findet, (wie z. B. die Wiederholung immer einerley witzig oder lustig seyn sollender Einfälle uns selbst durch diese Einerleyheit ungedeihlich werden kann,) so wird der Instinct der Natur, seiner los zu werden, der Analogie wegen, gleichfalls Ekel genannt; ob er gleich zum innern Sinn gehört.

Geruch

Geruch ist gleichsam ein Geschmack in der Ferne, und andere werden gezwungen, mit zu genießen, sie mögen wollen oder nicht, und darum ist er, als der Freyheit zuwider, weniger gesellig als der Geschmack, wo, unter vielen Schüsseln oder Bouteillen, der Gast Eine nach seiner Behaglichkeit wählen kann, ohne daß Andere genöthigt werden, davon mit zu genießen. -- Schmutz scheint nicht sowohl durch das Widrige fürs Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Gestank, Ekel zu erwecken. Denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) ist noch inniglicher, als die durch die einsaugenden Gefäße des Mundes, oder des Schlundes.

Je stärker die Sinne, bey eben demselben Grade des auf sie geschehenen Einflusses, sich afficirt fühlen, desto weniger lehren sie. Umgekehrt: wenn sie viel lehren sollen, müssen sie mäßig afficiren. Im stärksten Licht sieht (unterscheidet) man nichts, und eine stentorisch angestrengte Stimme betäubt (unterdrückt das Denken).

Je empfänglicher der Vitalsinn für Eindrücke ist (je zärtlicher und empfindlicher), desto unglücklicher ist der Mensch; je empfänglicher für den Organsinn (empfindsamer), dagegen abgehärteter für den Vitalsinn der Mensch ist, desto glücklicher ist er; — ich sage glücklicher, nicht eben moralisch-besser; — denn er hat das Gefühl des Wohlseyns mehr in seiner Gewalt. Die Empfindungsfähigkeit aus Stärke (sensibilitas sthenica) kann man zarte Empfindsamkeit, die aus Schwäche des Subjects, dem Eindringen der Sinneneinflüsse ins Bewußtseyn nicht hinreichend widerstehen zu können,

d. i. wider Willen darauf zu attendiren, zärtliche Empfindlichkeit (sensibilitas asthenica) nennen.

Fragen.

§. 20. Welcher Organsinn ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu seyn? Der des Geruchs. Es belohnt nicht, ihn zu cultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu genießen; denn es giebt mehr Gegenstände des Ekels, (vornehmlich in volkreichern Oertern), als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuß durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend seyn, wenn er vergnügen soll. — Aber als negative Bedingung des Wohlseyns, um nicht schädliche Luft (den Ofendunst, den Gestank der Moräste und Aeser) einzuathmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, ist dieser Sinn nicht unwichtig. — Eben dieselbe Wichtigkeit hat auch der zweyte Genußsinn, nämlich der Sinn des Geschmacks, aber mit dem eigenthümlichen Vorzuge, daß dieser die Geselligkeit im Genießen befördert, was der vorige nicht thut, überdem auch daß er schon bey der Pforte des Eingangs der Speisen in den Darmcanal die Gedeihlichkeit derselben zum voraus beurtheilt; denn diese ist mit der Annehmlichkeit in diesem Genusse, als einer ziemlich sicheren Vorhersagung der letzteren, wohl verbunden, wenn Ueppigkeit und Schwelgerey den Sinn nur nicht verkünstelt hat. — Worauf der Appetit bey Kranken fällt, das pflegt ihnen auch gemeiniglich, gleich einer Arzney, dienlich zu seyn. — Der Geruch der Speisen ist gleichsam ein Vorgeschmack, und der Hungrige wird durch

brauch von beliebten Speisen zum Genusse eingeladen, wie der Satte dadurch abgewiesen wird.

Giebt es ein Vicariat der Sinne, d. i. einen Gebrauch des einen Sinnes, um die Stelle eines andern zu vertreten? Dem Tauben kann man, wenn er nur sonst hat hören können, durch die Gebehrdung, also durch die Augen desselben, die gewohnte Sprache ablocken; wozu auch die Beobachtung der Bewegung seiner Lippen gehört, ja durch das Gefühl der Betastung bewegter Lippen im Finstern kann eben dasselbe geschehen. Ist er aber taub gebohren, so muß der Sinn des Sehens aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bey seiner Belehrung abgelockt hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln desselben verwandeln; wiewohl er dadurch nie zu wirklichen Begriffen kommt, weil die Zeichen, deren er dazu bedarf, keiner Allgemeinheit fähig sind. — Der Mangel eines musikalischen Gehörs, obgleich das blos physische unverletzt ist, da das Gehör zwar Laute aber nicht Töne vernehmen, der Mensch also zwar sprechen aber nicht singen kann, ist eine schwer zu erklärende Verkrüppelung; so wie es Leute giebt, die sehr gut sehen, aber keine Farben unterscheiden können, und denen alle Gegenstände wie im Kupferstich erscheinen.

Welcher Mangel oder Verlust eines Sinnes ist wichtiger, der des Gehörs oder des Gesichts? — Der erstere ist, wenn er angebohren wäre, unter allen am wenigsten ersetzlich; ist er aber nur später, nachdem der Gebrauch der Augen, es sey zu Beobachtung des Gebehr-

 den-

denspiels, oder, noch mittelbarer, durch Lesung ei
Schrift schon cultivirt worden, erfolgt: so kann ein
cher Verlust, vornehmlich bey einem Wohlhabenden, n
wohl nothdürftig durchs Gesicht ersetzt werden. A
ein im Alter Taubgewordener vermißt dieses Mittel
Umgangs gar sehr, und, so wie man viele Blinde fi
welche gesprächig, gesellschaftlich und an der Tafel fr
lich sind, so wird man schwerlich einen, der sein Ge
verloren hat, in Gesellschaft anders als verdrießlich, n
trauisch und unzufrieden antreffen. Er sieht in den M
nen der Tischgenossen allerley Ausdrücke von Affect, o
wenigstens Interesse, und zerarbeitet sich vergeblich, i
Bedeutung zu errathen, und ist also selbst mitten in
Gesellschaft zur Einsamkeit verdammt.

* * *

§. 21. Noch gehört zu den beyden letzteren Sinnen (
mehr subjectiv als objectiv sind) eine Empfänglichkeit
gewisse Objecte äußerer Sinnenempfindungen von
besonderen Art, daß sie blos subjectiv sind und auf
Organe des Riechens und Schmeckens durch einen R
würken, der doch weder Geruch noch Geschmack ist,
dern als die Einwirkung gewisser fixer Salze, welche
Organe zu specifischen Ausleerungen reitzen, gef
wird; daher denn diese Objecte nicht eigentlich gen
und in die Organe innigst aufgenommen werden,
dern nur sie berühren und bald darauf weggeschafft
den sollen; eben dadurch aber den ganzen Tag
durch (die Essenszeit und den Schlaf ausgenomm
ohne Sättigung können gebraucht werden. —
gemeinste Material derselben ist der Tobak, es

ihn zu schnupfen, oder ihn in den Mund zwischen der Backe und dem Gaumen zur Reitzung des Speichels zu legen, oder auch ihn durch Pfeifenröhre, wie selbst das Spanische Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro, zu rauchen. Statt des Tobaks bedienen sich die Malayen im letzteren Fall der Arekanuß in ein Betelblatt gewickelt (Betelareck), welches eben dieselbe Wirkung thut. — Dieses Gelüsten (Pica), abgesehen von dem medicinischen Nutzen oder Schaden, den die Absonderung des Flüssigen in beyderley Organen zur Folge haben mag, ist, als bloße Aufreitzung des Sinnengefühls überhaupt, gleichsam ein oft wiederholter Antrieb der Recollection der Aufmerksamkeit auf seinen Gedankenzustand, der sonst einschläfern, oder durch Gleichförmigkeit und Einerleyheit langweilig seyn würde; statt dessen jene Mittel sie immer stoßweise wieder aufwecken. Diese Art der Unterhaltung des Menschen mit sich selbst vertritt die Stelle einer Gesellschaft; indem es die Leere der Zeit statt des Gespräches mit immer neu erregten Empfindungen und schnell vorbeygehenden, aber immer wieder erneuerten, Anreizen ausfüllt.

Vom inneren Sinn.

§. 22. Der innere Sinn ist nicht die reine Apperception, ein Bewußtseyn dessen, was der Mensch thut, denn dieses gehört zum Denkungsvermögen, sondern was er leidet, wiefern er durch sein eignes Gedankenspiel afficirt wird. Ihm liegt die innere Anschauung, folglich das Verhältniß der Vorstellungen in der Zeit (so wie sie darinn zugleich oder nach einander sind) zum Grunde.

Die Wahrnehmungen desselben und die durch ihre Verknüpfung zusammengesetzte (wahre oder scheinbare) innere Erfahrung ist nicht blos anthropologisch, wo man nämlich davon absieht, ob der Mensch eine Seele (als besondere unkörperliche Substanz) habe oder nicht, sondern psychologisch, wo man eine solche in sich wahrzunehmen glaubt, und das Gemüth, welches als bloßes Vermögen zu empfinden und zu denken vorgestellt ist, als besondere im Menschen wohnende Substanz angesehen wird. — Da giebt es alsdann nur Einen inneren Sinn; weil es nicht verschiedene Organe sind, durch welche der Mensch sich innerlich empfindet, und man könnte sagen, die Seele ist das Organ des inneren Sinnes, von dem nun gesagt wird, daß er auch Täuschungen unterworfen ist, die darin bestehen, daß der Mensch die Erscheinungen desselben entweder für äußere Erscheinungen, d. i. Einbildungen für Empfindungen nimmt, oder aber gar für Eingebungen hält, von denen ein anderes Wesen, welches doch kein Gegenstand äußerer Sinne ist, die Ursache sey: wo die Illusion alsdann Schwärmerey, oder auch Geisterseherey und beydes Betrug des inneren Sinnes ist. In beyden Fällen ist es Gemüthskrankheit: der Hang das Spiel der Vorstellungen des inneren Sinnes für Erfahrungserkenntniß anzunehmen, da es doch nur eine Dichtung ist; oft auch sich selbst mit einer gekünstelten Gemüthsstimmung hinzuhalten, vielleicht weil man sie für heilsam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorstellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anschauungen (Träumen im Wachen) sich zu hintergehen. — Denn nach gerade hält der Mensch das, was er sich selbst vorsetzlich ins Gemüth

hinein-

hineingetragen hat, für etwas das schon vorher in demselben gelegen hätte, und glaubt das, was er sich selbst aufdrang, in den Tiefen seiner Seele nur entdeckt zu haben.

So war es mit den schwärmerisch-reitzenden inneren Empfindungen einer Bourignon, oder den schwärmerisch-schreckenden eines Pascal bewandt. Diese Verstimmung des Gemüths kann nicht füglich durch vernünftige Vorstellungen (denn was vermögen die wider vermeynte Anschauungen?) gehoben werden. Der Hang in sich selbst gekehrt zu seyn, kann, sammt den daher kommenden Täuschungen des inneren Sinnes, nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Mensch in die äußere Welt, und hiemit in die Ordnung der Dinge, die den äußeren Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird.

Von

Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach.

§. 23. Die Sinnenempfindungen werden dem Grade nach vermehrt durch 1) den Contrast, 2) die Neuigkeit, 3) den Wechsel, 4) die Steigerung.

a.

Der Contrast.

Abstechung (Contrast) ist die Aufmerksamkeit erregende Nebeneinanderstellung einander widerwärtiger Sinnesvorstellungen unter einem und demselben Begriffe. Sie ist vom Widerspruch unterschieden, welcher in der Verbindung einander widerstreitender Begriffe besteht. — Ein wohlgebautes Stück Landes in einer Sandwüste hebt die Vorstellung des ersteren durch den bloßen Contrast; wie die angeblich paradisischen Gegenden in der Gegend von Damascus in Syrien. — Das Geräusch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt, neben dem stillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben des Landmanns; ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geschmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorstellung und man weilet gern dabey; weil die Sinne dadurch gestärkt werden. — — Dagegen Armuth und Hoffahrt, prächtiger Putz einer Dame, die mit Brillianten umschimmert und deren Wäsche unsauber ist;

ist; — oder, wie ehemals bey einem polnischen Magnaten, verschwenderisch besetzte Tafeln und dabey zahlreiche Aufwärter, aber in Bastschuhen, stehen nicht im Contrast, sondern im Widerspruch, und eine Sinnenvorstellung vernichtet oder schwächt die andere, weil sie unter einem und demselben Begriffe das Entgegengesetzte vereinigen will, welches unmöglich ist. —— Doch kann man auch comisch contrastiren und einen augenscheinlichen Widerspruch im Ton der Wahrheit, oder etwas offenbar verächtliches in der Sprache der Lobpreisung vortragen, um die Ungereimtheit noch fühlbarer zu machen, wie Fielding in seinem Jonathan Wild dem großen, oder Blumauer in seinem travestirten Virgil, und z. B. einen herzbeklemmenden Roman, wie Clarissa, lustig und mit Nutzen parodiren, und so die Sinne stärken, dadurch, daß man sie vom Widerstreite befreyt, den falsche und schädliche Begriffe ihnen beygemischt haben.

b.

Die Neuigkeit.

Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das verborgen Gehaltene gehört, wird die Aufmerksamkeit belebt. Denn es ist Erwerb; die Sinnenvorstellung gewinnt also dadurch mehr Stärke. Das Alltägige oder Gewohnte löscht sie aus. Doch ist darunter nicht die Entdeckung, Berührung oder öffentliche Ausstellung eines Stücks des Alterthums zu verstehen, wodurch eine Sache vergegenwärtigt wird, von der man, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, hätte vermuthen sollen, daß die Gewalt der Zeit sie längst vernichtet

nichtet hätte. Auf einem Stück des Gemäuers des a
Theaters der Römer (in Verona oder Nimes) zu sitzen, ei
Hausrath jenes Volks aus dem alten, nach viel Jahrhun
ten unter der Lava entdeckten, Herculanum in Händei
haben, eine Münze Macedonischer Könige, oder eine E
me von der alten Sculptur vorzeigen zu können u. b
weckt die Sinne des Kenners zur größten Aufmerks
keit. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntniß, i
ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit hal
wird die Curiosität genannt. Diese Neigung,
sie zwar nur mit Vorstellungen spielend, und sonst o
Interesse an ihrem Gegenstande ist, wenn sie nur n
auf Ausspähung dessen geht, was eigentlich nur An
interessirt, ist nicht zu tadeln. — Was aber den bl
Sinneindruck betrift, so macht jeder Morgen blos d
die Neuigkeit seiner Empfindungen alle Vorste
gen der Sinne, (wenn diese nur sonst nicht krankhaft
klärer und belebter als sie gegen Abend zu seyn pflege

c.

Der Wechsel.

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Em
dungen) bewirkt endlich Atonie derselben (Ermat
der Aufmerksamkeit auf seinen Zustand), und die
nenempfindung wird geschwächt. Abwechselung frisc
auf; so wie eine in ebendemselben Tone, es sey gesch
oder mit gemäßigter aber gleichförmiger Stimme ab
ne, Predigt die ganze Gemeine in Schlaf bring
Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Um
Unterredung und Spiel, in der Einsamkeit Unterha

bald mit Geschichten, bald mit Gedichten, einmal mit Philosophie und dann mit Mathematik, stärken das Gemüth. — Es ist eben dieselbe Lebenskraft, welche das Bewußtseyn der Empfindungen rege macht; aber die verschiedenen Organe derselben lösen einander in ihrer Thätigkeit ab. So ist es leichter, sich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten, weil da ein Muskel (der Beine) mit dem anderen in der Ruhe wechselt, als steif auf einer und derselben Stelle stehen zu bleiben, wo einer unabgespannt eine Weile wirken muß. — Daher ist das Reisen so anlockend; nur Schade daß es bey müssigen Leuten eine Leere (die Atonie), als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die Natur hat es nun zwar schon selbst so geordnet, daß sich zwischen angenehmen und den Sinn unterhaltenden Empfindungen der Schmerz ungerufen einschleicht und so das Leben interessant macht. Aber absichtlich, der Abwechselung wegen, ihn beyzumischen und sich wehe zu thun, sich aufwecken zu lassen, um das erneuerte Einschlafen recht zu fühlen, oder, wie in Fieldings Roman (der Findling), ein Herausgeber dieses Buchs nach des Verfassers Tode noch einen letzten Theil hinzufügte, um, der Abwechselung halber, in die Ehe (womit die Geschichte schloß) noch Eifersucht hinein zu bringen, ist abgeschmackt; denn die Verschlimmerung eines Zustandes ist nicht Vermehrung des Interesse, welches die Sinne daran nehmen; selbst nicht in einem Trauerspiel. Denn Beendigung ist nicht Abwechselung.

d.

Die Steigerung bis zur Vollendung.

Eine continuirliche Reihe dem Grade nach verschiedener auf einander folgender Sinnesvorstellungen hat, wenn die folgende immer stärker ist als die vorhergehende, ein Aeußerstes der Anspannung (intensio), dem sich zu nähern erweckend, es zu überschreiten wiederum abspannend ist (remissio). In dem Puncte aber, der beyde Zustände trennt, liegt Vollendung (maximum) der Empfindung, welche Unempfindlichkeit, mithin Leblosigkeit, zur Folge hat.

Will man das Sinnenvermögen lebendig erhalten, so muß man nicht von den starken Empfindungen anfangen (denn die machen uns gegen die folgenden unempfindlich), sondern sie sich lieber anfänglich versagen und sich kärglich zumessen, um immer höher steigen zu können. Der Kanzelredner fängt in der Einleitung mit einer kalten Belehrung des Verstandes an, die zu Beherzigung eines Pflichtbegriffs hinweiset, bringt hernach in die Zergliederung seines Textes ein moralisches Interesse hinein, und endigt in der Application mit Bewegung aller Triebfedern der menschlichen Seele, durch die Empfindungen, welche jenem Interesse Nachdruck geben können.

Junger Mann! versage dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, der Schwelgerey, der Liebe u. d. g.), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epicurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß im Prospect zu haben.

Dieses

Dieses Kargen mit der Baarschaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauch derselben am Ende des Lebens großentheils entsagt haben solltest. Das Bewußtseyn, den Genuß in deiner Gewalt zu haben, ist, wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hiemit zugleich verzehrt wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht.

Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verlust des Sinnenvermögens.

§. 23. Das Sinnenvermögen kann geschwächt, gehemmt, oder gänzlich aufgehoben werden. Daher die Zustände der Trunkenheit, des Schlafs, der Ohnmacht, des Scheintodes (Asphyxie) und des wirklichen Todes.

Die Trunkenheit ist der widernatürliche Zustand des Unvermögens seine Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen, so fern er die Wirkung eines übermäßig genommenen Geniesmittels ist.

Der Schlaf ist, der Worterklärung nach, ein Zustand des Unvermögens eines gesunden Menschen, sich der Vorstellungen durch äußere Sinne bewußt werden zu können. Hiezu die Sacherklärung zu finden, bleibt den Physiologen überlassen; welche diese Abspannung, die doch zugleich eine Sammlung der Kräfte zu erneuerter äußeren Sinnenempfindung ist, (wodurch sich der Mensch gleich als neugebohren in der Welt sieht, und womit wohl ein Drittheil unserer Lebenszeit unbewußt

und unbedauret dahin geht) — wenn sie können, erklären mögen.

Der widernatürliche Zustand einer Betäubung der Sinnwerkzeuge, welche einen geringeren Grad der Aufmerksamkeit auf sich selbst als im natürlichen zur Folge hat, ist ein Analogon der Trunkenheit, daher der aus einem festen Schlaf schnell aufgeweckte schlaftrunken genannt wird. — Er hat noch nicht seine völlige Besinnung. — Aber auch im Wachen kann eine plötzlich jemanden anwandelnde Verlegenheit, sich zu besinnen, was man in einem unvorhergesehenen Falle zu thun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs seines Reflexionsvermögens, einen Stillstand im Spiel der Sinnenvorstellungen hervorbringen, bey dem man sagt: er ist aus der Fassung gebracht, ausser sich (vor Freude oder Schreck) perplex, verdutzt, verblüfft, hat den Tramontano *) verlohren u. d. g. und dieser Zustand ist, wie ein augenblicklich anwandelnder Schlaf, der eines Sammelns seiner Sinnesempfindungen bedarf, anzusehen. Im heftigen plötzlich erregten Affect (des Schrecks, des Zorns, auch wohl der Freude) ist der Mensch, wie man sagt, ausser sich (in einer Ecstasis, wenn man sich in einer Anschauung, die nicht die der Sinne ist, begriffen zu seyn glaubt) seiner selbst nicht mächtig und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichsam gelähmt.

§. 24.

*) Tramontano oder Tramontana heißt der Nordstern; und perder la tramontana den Nordstern (als Leitstern der Seefahrer) verlieren, heißt aus der Fassung kommen, sich nicht zu finden wissen.

§. 24. Die Ohnmacht, welche auf einen Schwindel (einen schnell im Kreise wiederkehrenden und die Fassungskraft übersteigenden Wechsel vieler ungleichartigen Empfindungen) zu folgen pflegt, ist ein Vorspiel von dem Tod. Die gänzliche Hemmung dieser insgesammt ist Asphyxie, oder der Scheintod, welcher, so viel man äußerlich wahrnehmen kann, nur durch den Erfolg von dem wahren zu unterscheiden ist (wie bey Ertrunkenen, Gehenkten, im Dampf Erstickten).

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es eine blos mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmäligen Freywerdens von allem Schmerz zu seyn. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch dem Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tod ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu seyn; den also der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeynt, indem er das Cadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin. Ich kann wohl sagen, ich bin nicht

gesund u. d. g. Prädicata von mir selbst verneinend denken (wie es bey allen verbis geschieht); aber in der ersten Person sprechend das Subject selbst verneinen, wobey alsdann dieses sich selbst vernichtet, ist ein Widerspruch.

Von der Einbildungskraft.

§. 25. Die Einbildungskraft (facultas imaginandi), als ein Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes, ist entweder productiv, d. i. ein Vermögen der ursprünglichen Darstellung des letzteren (exhibitio originaria), welche also vor der Erfahrung vorhergeht; oder reproductiv, der abgeleiteten (exhibitio deriuatiua), welche eine vorher gehabte empirische Anschauung ins Gemüth zurückbringt. — Reine Raumes- und Zeitanschauungen gehören zur ersten Darstellung; alle übrige setzen empirische Anschauung voraus, welche, wenn sie mit dem Begriffe vom Gegenstande verbunden und also empirisches Erkenntniß wird, Erfahrung heißt. — Die Einbildungskraft, so fern sie auch unwillkührlich Einbildungen hervorbringt, heißt Phantasie. Der, welcher diese für (innere oder äußere) Erfahrungen zu halten gewohnt ist, ist ein Phantast. — Im Schlaf (einem Zustande der Gesundheit) ein unwillkührliches Spiel seiner Einbildungen zu seyn, heißt träumen.

Die

Die Einbildungskraft ist (mit andern Worten) entweder dichtend (productiv), oder blos zurückrufend (reproductiv). Die productive aber ist dennoch darum eben nicht schöpferisch, nämlich nicht vermögend, eine Sinnenvorstellung, die vorher unserem Sinnesvermögen nie gegeben war, hervorzubringen, sondern man kann den Stoff zu derselben immer nachweisen. Dem, der unter den sieben Farben die rothe nie gesehen hätte, kann man diese Empfindung nie faßlich machen, dem Blindgebohrnen aber gar keine; selbst nicht die Mittelfarbe, die aus der Vermischung zweyer hervorgebracht wird; z. B. die grüne. Gelb und blau mit einander gemischt, geben grün; aber die Einbildungskraft würde nicht die mindeste Vorstellung von dieser Farbe, ohne sie vermischt gesehen zu haben, hervorbringen.

Eben so ist es mit jedem besonderen aller fünf Sinne bewandt, daß nämlich die Empfindungen aus denselben in ihrer Zusammensetzung nicht durch die Einbildungskraft können gemacht, sondern ursprünglich dem Sinnesvermögen abgelockt werden müssen. Es hat Leute gegeben, die für die Lichtsvorstellung keinen größeren Vorrath in ihrem Sehevermögen hatten, als weiß oder schwarz, und für die, ob sie gleich gut sehen konnten, die sichtbare Welt nur wie ein Kupferstich erschien. Eben so giebt es mehr Leute als man wohl glaubt, die von gutem, ja sogar äußerst feinem, aber schlechterdings nicht musikalischem Gehör sind, deren Sinn für Töne, nicht blos um sie nachzumachen (zu singen), sondern auch nur vom bloßen Schall zu unterscheiden, ganz unempfänglich ist. — Eben so mag es mit den Vorstellungen des Geschmacks

und Geruchs bewandt seyn, daß nämlich für manche specifische Empfindungen dieser Stoffe des Genusses der Sinn mangelt, und einer den anderen hierüber zu verstehen glaubt, indessen daß die Empfindungen des einen von denen des Anderen nicht blos dem Grade nach, sondern specifisch ganz und gar unterschieden seyn mögen. — Es giebt Leute, denen der Sinn des Geruchs gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Nase für Geruch halten, und daher aus allen Beschreibungen, die man ihnen von dieser Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch sehr am Geschmack, den, wo er nicht ist, zu lehren und beyzubringen vergebliche Arbeit ist. Der Hunger aber und die Befriedigung desselben (die Sättigung), ist ganz was anders als der Geschmack.

Wenn also gleich die Einbildungskraft eine noch so große Künstlerinn, ja Zauberinn ist, so ist sie doch nicht schöpferisch, sondern muß den Stoff zu ihren Bildungen von den Sinnen hernehmen. Diese aber sind, nach den eben gemachten Erinnerungen, nicht so allgemein mittheilbar, als die Verstandesbegriffe. Man nennt aber (wiewohl nur uneigentlich) auch die Empfänglichkeit für Vorstellungen der Einbildungskraft in der Mittheilung bisweilen einen Sinn und sagt: Dieser Mensch hat hiefür keinen Sinn, ob es zwar eine Unfähigkeit nicht des Sinnes, sondern zum Theil des Verstandes ist, mitgetheilte Vorstellungen aufzufassen und im Denken zu vereinigen. Er denkt selbst nichts bey dem, was er spricht, und andere verstehen ihn daher auch nicht; er spricht

Un

Unsinn (non sense); welcher Fehler noch von dem sinnleeren unterscheiden ist, wo Gedanken so zusammen gepaart werden, daß ein Anderer nicht weiß, was er daraus machen soll. — Daß das Wort Sinn (aber nur im Singular) so häufig für Gedanken gebraucht, ja wohl gar eine noch höhere Stufe als die des Denkens ist, bezeichnen soll; daß man von einem Ausspruche sagt: es liege in ihm ein reichhaltiger oder tiefer Sinn, (daher das Wort Sinnspruch), und daß man den gesunden Menschenverstand auch Gemeinsinn nennt, und ihn, obzwar dieser Ausdruck eigentlich nur die niedrigste Stufe vom Erkenntnißvermögen bezeichnet, doch obenan setzt, gründet sich darauf: daß die Einbildungskraft, welche dem Verstande Stoff unterlegt, um den Begriffen desselben Inhalt (zum Erkenntnisse) zu verschaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anschauungen mit wirklichen Wahrnehmungen, jenen Realität zu verschaffen scheint.

§. 26. Die Einbildungskraft *) zu erregen oder zu besänftigen giebt es ein körperliches Mittel in dem Genusse berauschender Genießmittel; deren einige als Gifte die Lebenskraft schwächend (gewisse Schwämme,

 Porsch,

*) Ich übergehe hier, was nicht Mittel zu einer Absicht, sondern natürliche Folge aus der Lage ist, darein jemand gesetzt wird, und wodurch blos seine Einbildungskraft ihn ausser Fassung bringt. Dahin gehört der Schwindel beym Herabsehen vom Rande einer steilen Höhe, (allenfalls auch nur einer schmalen Brücke ohne Geländer) und die Seekrankheit. — Das Bret, worauf der sich schwach fühlende Mensch tritt, würde, wenn es auf der Erde läge, ihm keine Furcht einjagen; wenn es aber, als ein Steg, über einen

Porsch, wilder Bärenklau, das Chika der Peruaner und das Ava der Südseeindianer, das Opium); andere sie *stärkend*, wenigstens ihr Gefühl erhebend (wie gegohrne Getränke, Wein und Bier, oder dieser ihr geistiger Auszug, Branntwein), alle aber widernatürlich und gekünstelt sind. Der, welcher sie in solchem Uebermaße zu sich nimmt, daß er die Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen auf eine Zeitlang unvermögend wird, heißt *trunken*, oder *berauscht*; und sich willkührlich oder absichtlich in diesen Zustand versetzen, heißt sich *berauschen*. Alle diese Mittel aber sollen dazu dienen, den Menschen die Last, die ursprünglich im Leben überhaupt zu liegen scheint, vergessen zu machen. — Die sehr ausgebreitete Neigung und der Einfluß desselben auf den Verstandesgebrauch verdient vorzüglich in einer pragmatischen Anthropologie in Betrachtung gezogen zu werden.

Alle *stumme* Berauschung, d. i. diejenige, welche die Geselligkeit und wechselseitige Gedankenmittheilung

nicht

einen tiefen Abgrund gelegt ist, vermag der Gedanke von der bloßen Möglichkeit fehl zu treten so viel, daß er bey seinem Versuche wirklich in Gefahr kommt. — Die Seekrankheit (von welcher ich selbst in einer Fahrt von Pillau nach Königsberg eine Erfahrung gemacht habe, wenn man anders dieselbe eine Seefahrt nennen will), mit ihrer Anwandlung zum Erbrechen, kam, wie ich bemerkt zu haben glaube, mir blos durch die Augen; da, beym Schwanken des Schiffs aus der Cajüte gesehen, mir bald das Haff, bald die Höhe von Balga in die Augen fiel und das wiederkommende Sinken, nach dem Steigen, vermittelst der Einbildungskraft durch die Bauchmuskeln eine antiperistaltische Bewegung der Eingeweide reizte.

ht belebt, hat etwas Schändliches an sich; dergleichen
: vom Opium und dem Brauntwein ist. Wein und
ier, wovon der erstere blos reitzend, das zweyte mehr
ährend und gleich einer Speise, sättigend ist, dienen
ır geselligen Berauschung; wobey doch der Unterschied
t, daß die Trinkgelage mit dem letzteren mehr träume-
isch verschlossen, oft auch ungeschliffen, die aber mit dem
steren fröhlich, laut und mit Witz redselig sind.

Die Unenthaltsamkeit im gesellschaftlichen Trinken,
ie bis zur Benebelung der Sinne geht, ist allerdings
ine Unart des Mannes, nicht blos in Ansehung der Ge-
ellschaft, mit der man sich unterhält, sondern auch in
ücksicht auf die Selbstschätzung, wenn er aus ihr taumelnd,
wenigstens nicht sicheren Tritts, oder blos lallend heraus-
geht. Aber es läßt sich auch vieles zur Milderung des
Urtheils über ein solches Versehen, da die Gränzlinie
es Selbstbesitzes so leicht übersehen und überschrit-
en werden kann, anführen; denn der Wirth will doch,
aß der Gast durch diesen Act der Geselligkeit völlig be-
riedigt (vt conviva satur) herausgehe.

Die Sorgenfreyheit und mit ihr auch wohl die Un-
chutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschen-
es Gefühl vermehrter Lebenskraft; der Berauschte fühlt
un nicht die Hindernisse des Lebens, mit deren Ueber-
ältigung die Natur unablässig zu thun hat (worin auch
e Gesundheit besteht), und ist glücklich in seiner Schwä-
e, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch
mählige Steigerung seiner Kräfte sein Leben stufen-
eise wieder herzustellen. — Weiber, Geistliche und Ju-

 den

den betrinken gewöhnlich sich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich schwach sind und Zurückhaltung nöthig haben (wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird). Denn ihr äußerer Werth beruht blos auf dem Glauben Anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Gesetzlichkeit. Denn was das letztere betrifft, so sind alle Separatisten, d. i. solche, die sich nicht blos einem öffentlichen Landesgesetz, sondern noch einem besonderen (sectenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich auserlesene, der Aufmerksamkeit des Gemeinwesens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgesetzt; können also auch in der Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht nachlassen, weil der Rausch der diese Behutsamkeit wegnimmt, für sie ein Scandal ist.

Vom Cato, sagt sein stoischer Verehrer: seine Tugend stärkte sich durch Wein (virtus eius incaluit mero), und von den alten Deutschen ein Neuerer: Sie faßten ihre Rathschläge (zu Beschließung eines Krieges) beym Trunk, damit sie nicht ohne Nachdruck wären, und überlegten sie nüchtern, damit sie nicht ohne Verstand wären."

Der Trunk lößt die Zunge (in vino disertus). — Er öfnet aber auch das Herz und ist ein materiales Vehikel einer moralischen Eigenschaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit seinen Gedanken ist für ein lauteres Herz ein beklemmender Zustand, und lustige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß jemand bey einem Gelage sehr mäßig sey; weil er einen Aufmerker vorstellt, der auf die Fehler der Anderen Acht hat,

mit

mit seinen eigenen aber zurückhält. Auch sagt Hume: „unangenehm ist der Gesellschafter der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tages müssen vergessen werden, um denen des anderen Platz zu machen." Gutmüthigkeit wird bey dieser Erlaubniß, die der Mann hat, der geselligen Freude wegen über die Grenzlinie der Nüchternheit ein wenig und auf kurze Zeit hinauszugehen, vorausgesetzt; die vor einem halben Jahrhundert im Schwang gewesene Politik, als nordische Höfe Gesandte abschickten, die viel trinken konnten ohne sich zu betrinken, andere aber betrunken machten, um sie auszuforschen oder zu bereden, war hinterlistig; ist aber mit der Rohigkeit der Sitten damaliger Zeit verschwunden, und eine Epistel der Warnung wider dieses Laster möchte wohl in Ansehung der gesitteten Stände jetzt überflüssig seyn.

Ob man beym Trinken auch wohl das Temperament des Menschen, der sich betrinkt, oder seinen Character erforschen könne? Ich glaube nicht. Es ist ein neues Flüßige seinen in den Adern umlaufenden Säften beygemischt, und ein anderer Reitz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, sondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der Eine, der sich betrinkt, verliebt, der Andere großsprecherisch, der Dritte zänkisch werden, der Vierte (vornehmlich beym Bier) sich weichmüthig oder andächtig oder gar stumm zeigen; alle aber werden, wenn sie den Rausch ausgeschlafen haben, und man sie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über diese wunderliche Stimmung oder Verstimmung ihrer Sinne selber lachen.

§. 27.

§. 27. Die Originalität (nicht nachgeahmte Production) der Einbildungskraft, wenn sie zu Begriffen zusammenstimmt, heißt Genie; stimmt sie dazu nicht zusammen, Schwärmerey. — Es ist merkwürdig, daß wir uns für ein vernünftiges Wesen keine andere schickliche Gestalt, als die eines Menschen denken können. Jede andere würde allenfalls wohl ein Symbol von einer gewissen Eigenschaft des Menschen — z. B. die Schlange als Bild der boshaften Schlauigkeit — aber nicht das vernünftige Wesen selbst vorstellig machen. So bevölkern wir alle andere Weltkörper in unserer Einbildung mit lauter Menschengestalten, obzwar es wahrscheinlich ist, daß sie, nach Verschiedenheit des Bodens, der sie trägt und ernährt, und der Elemente, daraus sie bestehen, sehr verschieden gestaltet seyn mögen. Alle andere Gestalten, die wir ihnen geben möchten, sind Fratzen *).

Wenn der Mangel eines Sinnes (z. B. des Sehens) angebohren ist: so cultivirt der Verkrüppelte nach Möglichkeit einen andern Sinn, der das Vicariat für jenen

*) Daher die heilige Drey, ein alter Mann, ein junger Mann und ein Vogel (die Taube), nicht als wirkliche ihrem Gegenstande ähnliche Gestalten, sondern nur als Symbole vorgestellt werden müssen. Eben das bedeuten die bildlichen Ausdrücke des Herabkommens vom Himmel und Aufsteigens zu demselben. Wir können, um unseren Begriffen von vernünftigen Wesen Anschauung unterzulegen, nicht anders verfahren als sie zu anthropomorphosiren; unglücklich aber oder kindisch, wenn dabey die symbolische Vorstellung zum Begriffe der Sache an sich selbst erhoben wird.

men führe, und übt die productive Einbildungskraft in großer Maaße; indem er die Formen äußerer Körper durch betasten, und, wo dieses, wegen der Größe (z. B. eines Hauses) nicht zureicht, die Geräumigkeit noch durch einen andern Sinn, etwa den des Gehörs, nämlich durch den Widerhall der Stimme in einem Zimmer sich faßlich zu machen sucht; am Ende aber, wenn eine glückliche Operation das Organ für die Empfindung frey macht, muß er allererst sehen und hören lernen, d. i. seine Wahrnehmungen unter Begriffe von dieser Art Gegenstände zu bringen suchen.

Begriffe von Gegenständen veranlassen oft, ihnen ein selbstgeschaffenes Bild (durch productive Einbildungskraft) unwillkührlich unterzulegen. Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talent, Verdienst, oder Rang nach großen Mannes liest, oder sich erzählen läßt, so wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft eine ansehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beschreibung nach feinen und sanften im Charakter, eine kleinlich-geschmeidige Bildung. Nicht blos der Bauer, sondern auch wohl ein genugsam mit der Welt Bekannter, findet sich doch befremdet, wenn ihm der Held, den er sich nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, umgekehrt der feine und sanfte Hume ihm als ein vierschrötiger Mann vorgewiesen wird. — Daher muß man auch die Erwartung von Etwas nicht hoch spannen, weil die Einbildungskraft natürlicherweise bis zum Aeußersten zu steigern geneigt ist; denn die Wirklichkeit ist immer beschränkter als die Idee, die ihrer Ausführung zum Muster dient. —

Es

Es ist nicht rathsam von einer Person, die man zu erst in eine Gesellschaft einführen will, vorher viel Hochpreisens zu machen; vielmehr kann es oft ein boshaftes Stückchen von einem Schalk seyn, jene lächerlich zu machen. Denn die Einbildungskraft steigert die Vorstellung von dem, was erwartet wird, so hoch, daß die genannte Person, in Vergleichung mit der vorgefaßten Idee, nicht anders als einbüßen kann. Eben das geschieht, wenn man eine Schrift, ein Schauspiel, oder sonst etwas, was zur schönen Manier gehört, mit übertriebener Lobpreisung ankündigt; denn da kann es, wenn es zur Darstellung kommt, nicht anders als sinken. Selbst ein gutes Schauspiel nur gelesen zu haben, schwächt schon den Eindruck, wenn man es aufführen sieht. — Ist nun aber das vorher Gepriesene gar das gerade Widerspiel von dem, worauf die Erwartung gespannt war, so erregt der aufgeführte Gegenstand, wenn er sonst unschädlich ist, das größte Gelächter.

Wandelbare, in Bewegung gesetzte Gestalten, die für sich eigentlich keine Bedeutung haben, welche Aufmerksamkeit erregen könnte, — dergleichen das Flackern eines Caminfeuers, oder die mancherley Drehungen und Blasenbewegungen eines über Steine rieselnden Bachs sind, unterhalten die Einbildungskraft mit einer Menge von Vorstellungen ganz anderer Art (als die hier des Sehens), im Gemüth zu spielen und sich im Nachdenken zu vertiefen. Selbst Musik, für den der sie nicht als Kenner anhört, kann einen Dichter oder Philosophen in eine Stimmung setzen, darin ein jeder nach seinen Geschäften oder seiner Liebhaberey Gedanken haschen und derselben

auch

auch mächtig werden kann, die er, wenn er in seinem Zimmer einsam sich hingesetzt hätte, nicht so glücklich würde aufgefangen haben. Die Ursache dieses Phänomens scheint darin zu liegen: daß, wenn der Sinn durch Ein Mannigfaltiges, was für sich gar keine Aufmerksamkeit erregen kann, vom Aufmerken auf irgend einen andern, stärker in den Sinn fallenden, Gegenstand abgezogen wird, das Denken nicht allein erleichtert, sondern auch belebt wird, so fern es nämlich einer angestrengteren und anhaltendern Einbildungskraft bedarf, um seinen Verstandesvorstellungen Stoff unterzulegen. — Der Engl. Zuschauer erzählt von einem Advocaten: daß er gewohnt war beym Plaidiren einen Bindfaden aus der Tasche zu nehmen, den er unaufhörlich um den Finger auf- und abwickelte; da denn, als der Schalk, sein Gegenadvocat, ihn heimlich aus der Tasche practisirte, jener ganz in Verlegenheit kam und lauter Unsinn redete, weswegen man sagte: „er habe den Faden seiner Rede verlohren." — Der Sinn, der an einer Empfindung fest gehalten wird, läßt (der Angewöhnung wegen) auf keine andere, fremde Empfindungen Acht geben, wird also dadurch nicht zerstreut; die Einbildungskraft aber kann sich hiebey desto besser im regelmäßigen Gange erhalten.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten.

§. 28. Es giebt drey verschiedene Arten des sinnlichen Dichtungsvermögens. Diese sind das bildende der Anschauung im Raum (imaginatio plastica), das bey-

beygesellende der Anschauung in der Zeit (imagi-(natio associans), und das der Verwandschaft aus der gemeinschaftlichen Abstammung der Vorstellungen von einander (affinitas).

A.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung.

Ehe der Künstler eine körperliche Gestalt (gleichsam handgreiflich) darstellen kann, muß er sie in der Einbildungskraft verfertigt haben, und diese Gestalt ist alsdann eine Dichtung, welche, wenn sie unwillkührlich ist (wie etwa im Traume), Phantasie heißt, und nicht dem Künstler angehört; wenn sie aber durch Willkühr regiert wird, Composition, Erfindung genannt wird. Arbeitet nun der Künstler nach Bildern, die den Werken der Natur ähnlich sind, so heißen seine Produkte natürlich; verfertigt er aber nach Bildern, die nicht in der Erfahrung vorkommen können, so gestaltete Gegenstände, (wie der Prinz Palagonia in Sicilien) so heißen sie abentheuerlich, unnatürlich, Fratzengestalten, und solche Einfälle sind gleichsam Traumbilder eines Wachenden (velut aegri somnia vanae finguntur species). — Wir spielen oft und gern mit der Einbildungskraft; aber die Einbildungskraft (als Phantasie) spielt eben so oft und bisweilen sehr ungelegen auch mit uns.

Das

Das Spiel der Phantasie mit dem Menschen im
chlafe ist der Traum, und findet auch im gesunden Zu-
nde statt; dagegen es einen krankhaften Zustand ver-
th, wenn es im Wachen geschieht. — Der Schlaf,
s Abspannung alles Vermögens äußerer Wahrnehmun-
n und vornehmlich willkührlicher Bewegungen, scheint
en Thieren ja selbst den Pflanzen (nach der Analogie
r letzteren mit den ersteren), zur Sammlung der im
Wachen aufgewandten Kräfte nothwendig; aber eben das
heint auch der Fall mit den Träumen zu seyn, so, daß
e Lebenskraft, wenn sie im Schlafe nicht durch Träume
mer rege erhalten würde, erlöschen und der tiefste
Schlaf zugleich den Tod mit sich führen müßte. — Wenn
an sagt: einen festen Schlaf, ohne Träume, gehabt zu
ben, so ist das doch wohl nicht mehr, als daß man
h dieser beym Erwachen gar nicht erinnere; welches,
nn die Einbildungen schnell wechseln, einem wohl
ch im Wachen begegnen kann, nämlich im Zustande
ner Zerstreuung zu seyn, wo man auf die Frage, was
r mit starrem Blicke eine Weile auf denselben Punct
heftete jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts
dacht. Würde es nicht beym Erwachen viele Lücken
us Unaufmerksamkeit übergangene verknüpfende Zwi-
henvorstellungen) in unsere Erinnerung geben; wür-
n wir die folgende Nacht da wieder zu träumen anfan-
n, wo wir es in der vorigen gelassen haben: so weiß
nicht, ob wir nicht uns in zwey verschiedenen Welten
leben wähnen würden. — Das Träumen ist eine
ise Veranstaltung der Natur, zur Erregung der Le-
nskraft durch Affecten, die sich auf unwillkührlich ge-
htete Begebenheiten beziehen, indessen daß die auf der

Willkühr beruhenden Bewegungen des Körpers, nämli[ch]
die der Muskeln suspendirt sind. — Nur muß m[an]
die Traumgeschichten nicht für Offenbarungen aus ei[ner]
unsichtbaren Welt annehmen.

B.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Beygesellung.

Das Gesetz der Association ist: empirische Vo[r]stellungen, die nach einander oft folgten, bewirken ein[e] Angewohnheit im Gemüth, wenn die eine erzeugt wird die andere auch entstehen zu lassen. — Eine physiologi[-] sche Erklärung hievon zu fordern, ist vergeblich; man mag sich auch hiezu was immer für einer Hypothese b[e]dienen (die selbst wiederum eine Dichtung ist), wie d[ie] des Cartesius, von seinen sogenannten materiellen Ideen im Gehirn. Wenigstens ist keine dergleichen Erklärung pragmatisch d. i. man kann sie zu keiner Kunstaus[-] übung brauchen; weil wir keine Kenntniß vom Gehirn und den Plätzen in demselben haben, worinn die Spuren der Eindrücke aus Vorstellungen sympathetisch mit einan[-] der in Einklang kommen möchten, indem sie sich einand[er] (wenigstens mittelbar) gleichsam berühren.

Diese Nachbarschaft geht öfters sehr weit, und di[e] Einbildungskraft geht vom hundertsten aufs tausendst[e] oft so schnell, daß es scheint, man habe gewisse Zwischen[-] glieder in der Kette der Vorstellungen gar übersprungen obgleich

gleich man sich ihrer nur nicht bewußt geworden ist, daß man sich selbst öfters fragen muß: wo war ich? n wo war ich in meinem Gespräch ausgegangen, und le bin ich zu diesem Endpuncte gelangt? *)

C.

Das sinnliche Dichtungsvermögen der Verwandschaft.

Ich verstehe unter der Verwandschaft die Vereinigung aus der Abstammung des Mannigfaltigen von inem Grunde. — In einer gesellschaftlichen Unterhalung ist das Abspringen von einer Materie auf eine ganz ungleichartige, wozu die empirische Association der Vorstellungen, deren Grund blos subjectiv ist (d. i. bey dem inen sind die Vorstellungen anders associirt, als bey dem

*) Daher muß der, welcher einen gesellschaftlichen Discours anhebt, von dem, was ihm nahe und gegenwärtig ist, anfangen, und so allmälig auf das Entferntere, so wie es interessiren kann, hinleiten. Das böse Wetter ist für den, der von der Straße in eine zur wechselseitigen Unterhaltung versammelte Gesellschaft tritt, hiezu ein guter und gewöhnlicher Behelf. Denn etwa von den Nachrichten aus der Türkey, die eben in den Zeitungen stehen, wenn man ins Zimmer tritt, anzufangen, thut der Einbildungskraft Anderer Gewalt an, die nicht sehen, was ihn darauf gebracht habe. Das Gemüth verlangt zu aller Mittheilung der Gedanken eine gewisse Ordnung, wobey es auf die einleitenden Vorstellungen und den Anfang eben sowohl im Discurse, wie in einer Predigt, sehr ankömmt.

Anderen) — wozu sage ich, diese Association verleitet, eine Art Unsinn der Form nach, welcher alle Unterhaltung unterbricht und zerstört. — Nur wenn eine Materie erschöpft worden, und eine kleine Pause eintritt, kann jemand eine andere, die interessant ist, auf die Bahn bringen. Die regellos herumschweifende Einbildungskraft verwirrt, durch den Wechsel der Vorstellungen, die an nichts objectiv angeknüpft sind, den Kopf so, daß dem, der aus einer Gesellschaft dieser Art gekommen ist, zu Muthe wird als ob er geträumt hätte. — Es muß immer ein Thema seyn, sowohl beym stillen Denken als in Mittheilung der Gedanken, an welches das Mannigfaltige angereihet wird, mithin auch der Verstand dabey wirksam seyn; aber das Spiel der Einbildungskraft folgt hier doch den Gesetzen der Sinnlichkeit, welche den Stoff dazu hergiebt, dessen Association, ohne Bewußtseyn der Regel, doch derselben und hiemit dem Verstande gemäß, obgleich nicht als aus dem Verstande abgeleitet, verrichtet wird.

Das Wort Verwandschaft (affinitas) erinnert hier an eine aus der Chemie genommene, jener Verstandesverbindung analogische, Wechselwirkung zweyer specifisch verschiedenen, körperlichen, innigst auf einander wirkenden und zur Einheit strebenden Stoffe, wo diese Vereinigung etwas drittes bewirkt, was Eigenschaften hat, die nur durch die Vereinigung zweyer heterogenen Stoffe erzeugt werden können. Verstand und Sinnlichkeit verschwistern sich, bey ihrer Ungleichartigkeit, doch so von selbst zu Bewirkung unserer Erkenntniß, als wenn eine von der Anderen, oder beyde von einem gemein-

scha

haftlichen Stamme ihren Ursprung hätten; welches doch icht seyn kann, wenigstens für uns unbegreiflich ist, wie as Ungleichartige aus einer und derselben Wurzel ent- prossen seyn könne. *)

§. 29. Die Einbildungskraft ist indessen nicht so chöpferisch als man wohl vorgiebt. Wir können uns für in vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schick-

 lich

*) Man könnte die zwey ersten Arten der Zusammensetzung der Vorstellungen die mathematische (der Vergröße- rung), die dritte aber die dynamische (der Erzeugung) nennen; wodurch ein ganz neues Ding (wie etwa das Mit- telsalz in der Chemie) hervorkommt. Das Spiel der Kräf- te, in der leblosen Natur sowohl als der lebenden, in der Seele eben sowohl als des Körpers, beruht auf Zersetzun- gen und Vereinigungen des Ungleichartigen. Wir gelan- gen zwar zur Erkenntniß derselben durch Erfahrung ihrer Wirkungen; die oberste Ursache aber und die einfachen Bestandtheile, darinn ihr Stoff aufgelöst werden kann, sind für uns unerreichbar. — — Was mag wohl die Ur- sache davon seyn, daß alle organische Wesen, die wir ken- nen, ihre Art nur durch die Vereinigung zweyer Geschlech- ter (die man dann das männliche und weibliche nennt) fortgepflanzt werden? Man kann doch nicht annehmen, daß der Schöpfer, blos der Sonderbarkeit halber, und nur um auf unserem Erd-Glob eine Einrichtung, die ihm so gefiele, zu machen, gleichsam nur gespielt habe; sondern es scheint, es müsse unmöglich seyn, aus der Materie unsers Erdballs organische Geschöpfe durch Fortpflanzung anders entstehen zu lassen, ohne daß dazu zwey Geschlechter gestiftet wären. — — In welchem Dunkel verliert sich die menschliche Vernunft, wenn sie hier den Abstamm zu er- gründen, ja auch nur zu errathen, es unternehmen will?

lich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder einen Gott verfertigt, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich, seiner Idee nach, mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht zusammen vereinigen lassen, (als Flügel, Krallen, oder Hufe). Die Größe dagegen kann er dichten, wie er will.

Die Täuschung durch die Stärke der Einbildungskraft des Menschen geht oft so weit, daß er dasjenige, was er nur im Kopf hat, außer sich zu sehen und zu fühlen glaubt. Daher der Schwindel, der den, welcher in einen Abgrund sieht, befällt, ob er gleich eine genugsam breite Fläche um sich hat, um nicht zu fallen, oder gar an einem festen Geländer steht. — Wunderlich ist die Furcht einiger Gemüthskranken vor der Anwandelung eines inneren Antriebes, sich wohl gar freywillig herunter zustürzen. — Der Anblick des Genusses ekeler Sachen an anderen (z. B. wenn die Tungusen den Rotz aus den Nasen ihrer Kinder mit einem Tempo aussaugen und verschlucken) bewegt den Zuschauer eben so zum Erbrechen, als wenn ihm selbst ein solcher Genuß aufgedrungen würde.

Das Heimweh der Schweizer, (und wie ich es aus dem Munde eines erfahrnen Generals habe, auch der Westphäler und der Pommern in einigen Gegenden) welches sie befällt, wenn sie in andere Länder versetzt werden, ist die Wirkung einer durch die Zurückrufung der Bilder der Sorgenfreyheit und nachbarlichen Gesellschaft in ihren Jugendjahren erregten Sehnsucht nach den Oertern,

wo

sie die sehr einfachen Lebensfreuden genossen, da sie nach dem spätern Besuche derselben sich in ihrer Erwartung sehr getäuscht und so auch geheilt finden; zwar der Meynung, daß sich dort alles sehr geändert habe, der That aber, weil sie ihre Jugend dort nicht wiederhinbringen können; wobey es doch merkwürdig ist, daß dieses Heimweh mehr die Landleute einer geldarmen, dafür aber durch Brüder- und Vetterschaften verbundenen Provinz, als diejenigen befällt, die mit Gelderwerb beschäftigt sind und das patria ubi bene sich zum Wahlspruch machen.

Wenn man vorher gehört hat, daß dieser oder jener ein böser Mensch ist, so glaubt man ihm die Tücke im Gesicht lesen zu können, und Dichtung mischt sich hier, vornehmlich wenn Affect und Leidenschaft hinzukommen, mit der Erfahrung zu Einer Empfindung. Nach Helvetius sah eine Dame durch ein Telescop im Monde die Schatten zweyer Verliebten; der Pfarrer, der nachher dadurch beobachtete, sagte: „nicht doch Madam; es sind zwey Glockenthürme an einer Hauptkirche."

Man kann zu allen diesen noch die Wirkungen durch die Sympathie der Einbildungskraft zählen. Der Anblick eines Menschen in convulsivischen, oder gar epileptischen Zufällen, reitzt zu ähnlichen krampfhaften Bewegungen; so wie das Gähnen Anderer, um mit ihnen zu gähnen, und der Arzt, Hr. Michaelis, führt an: daß, als bey der Armee in Nordamerika ein Mann in heftige Raserey gerieth, zwey oder drey beystehende durch den Anblick desselben plötzlich auch darein versetzt wurden, wiewohl dieser Zu-

fall nur vorbeygehend war; daher es Nervenschwachen (Hypochondrischen) nicht zu rathen ist, aus Neugierde Tollhäuser zu besuchen. Mehrentheils vermeiden sie dieses auch von selbst; weil sie für ihren Kopf fürchten. — Man wird auch finden, daß lebhafte Personen, wenn jemand ihnen etwas im Affect, vornehmlich des Zorns, was ihm begegnet sey, erzählt, bey starker Attention Gesichter dazu schneiden, und unwillkührlich in ein Spiel der Mienen, die zu jenem Affect passen, versetzt werden. — Man will auch bemerkt haben: daß mit einander sich wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Aehnlichkeit in Gesichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Ursache sey, weil sie sich um dieser Aehnlichkeit halber (similis simili gaudet) geehligt haben; welches doch falsch ist. Denn die Natur treibt beym Instinct der Geschlechter eher zur Verschiedenheit der Subjecte, die sich in einander verlieben sollen, damit alle Mannigfaltigkeit, welche sie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; sondern die Vertraulichkeit und Neigung, mit der sie einander in ihren einsamen Unterhaltungen, dicht neben einander, oft und lange in die Augen sehen, bringt sympathetische ähnliche Mienen hervor, die, wenn sie fixirt werden, endlich in stehende Gesichtszüge übergehen.

Endlich kann man zu diesem unabsichtlichen Spiel der productiven Einbildungkraft, die alsdann Phantasie genannt werden kann, auch den Hang zum arglosen Lügen rechnen, der bey Kindern allemal, bey Erwachsenen, aber sonst gutmüthigen, dann und wann, bisweilen fast als anerbende Krankheit angetrof-

fen

sen wird, wo beym Erzählen die Begebenheiten und vorgeblichen Abentheuer, wie eine herabrollende Schneelavine wachsend, aus der Einbildungskraft hervorgehen, ohne irgend einen Vortheil zu beabsichtigen, als blos sich interessant zu machen; wie der Ritter John Fallstaff beym Schakespear, der aus zwey Männern in Frieskleidern fünf Personen machte, ehe er seine Erzählung endigte. —

§. 30. Weil die Einbildungskraft reicher und fruchtbarer an Vorstellungen ist als der Sinn, so wird sie, wenn eine Leidenschaft hinzutritt, durch die Abwesenheit des Gegenstandes mehr belebt als durch die Gegenwart; wenn etwas geschieht, was dessen Vorstellung, die eine Zeit lang durch Zerstreuungen getilgt zu seyn schien, wiederum ins Gemüth zurückruft. — So hatte ein deutscher Fürst, sonst ein rauher Krieger, aber doch edler Mann, um seine Verliebung in eine bürgerliche Person in seiner Residenz sich aus dem Sinn zu bringen, eine Reise nach Italien unternommen; der erste Anblick aber ihrer Wohnung bey seiner Wiederkehr erweckte weit stärker, als es ein anhaltender Umgang gethan hätte, die Einbildungskraft, so, daß er der Entschließung ohne weitere Zögerung nachgab, die glücklicher Weise auch der Erwartung entsprach. — Diese Krankheit, als Wirkung einer dichtenden Einbildungskraft, ist unheilbar: außer durch die Ehe. Denn diese ist Wahrheit (eripitur persona, manet res. Lucret.).

Die dichtende Einbildungskraft stiftet eine Art von Umgange mit uns selbst, obgleich blos als Erscheinungen

des inneren Sinnes, doch nach einer Analogie mit äußeren. Die Nacht belebt sie und erhöht sie über ihren wirklichen Gehalt: so wie der Mond zur Abendzeit eine große Figur am Himmel macht, der am hellen Tage nur wie ein unbedeutendes Wölkchen anzusehen ist. Sie schwärmt in demjenigen, der in der Stille der Nacht lucubrirt, oder auch mit seinem eingebildeten Gegner zankt, oder, in seinem Zimmer herumgehend, Luftschlösser baut. Aber alles, was ihm da wichtig zu seyn scheint, verliert an dem auf den Nachtschlaf folgenden Morgen seine ganze Wichtigkeit; wohl aber fühlt er mit der Zeit von dieser übeln Gewohnheit Abspannung der Gemüthskräfte. Daher ist die Bezähmung seiner Einbildungskraft durch frühes Schlafengehen, um früh wieder aufstehen zu können, eine zur psychologischen Diät gehörige sehr nützliche Regel; das Frauenzimmer aber und die Hypochondristen (die gemeiniglich eben daher ihr Uebel haben) lieben mehr das entgegengesetzte Verhalten. — Warum lassen sich Geistergeschichten in später Nacht noch wohl anhören, die am Morgen, bald nach dem Aufstehen, jedem abgeschmackt und für die Unterhaltung ganz unschicklich vorkommen; wo man dagegen frägt: was Neues im Hause oder gemeinen Wesen vorgefallen sey, oder seine Arbeit des vorigen Tages fortsetzt? Die Ursache ist: weil, was an sich blos Spiel ist, dem Nachlassen der den Tag über erschöpften Kräfte, was aber Geschäfte ist, dem durch die Nachtruhe gestärkten und gleichsam neugebohrnen Menschen angemessen ist.

Die Vergehungen (vitia) der Einbildungskraft sind: daß ihre Dichtungen entweder blos zügellos oder gar regel-

regellos sind (effrenis aut perversa). Der letztere Fehler ist der ärgste. Die erstern Dichtungen könnten doch wohl in einer möglichen Welt (der Fabel) ihre Stelle finden; die letztern in gar keiner, weil sie sich widersprechen. — Daß die in der Lybischen Wüste Ras-Sem häufig anzutreffenden in Stein gehauenen Menschen- und Thiergestalten von den Arabern mit Grauen angesehen werden, weil sie solche für durch den Fluch versteinerte Menschen halten, gehört zu Einbildungen der ersteren Gattung, nämlich der zügellosen Einbildungskraft. — Daß aber, nach der Meynung derselben Araber, diese Bildsäulen von Thieren, am Tage der allgemeinen Auferstehung, den Künstler anschnarchen und ihm es verweisen werden, daß er sie gemacht und ihnen doch keine Seele habe geben können, ist ein Widerspruch. — Die zügellose Phantasie kann immer noch einbeugen (wie die jenes Dichters, den der Cardinal Este bey Ueberreichung des ihm gewidmeten Buchs fragte: „Meister Ariosto, wo Henker habt ihr alles das tolle Zeug her?"); sie ist Ueppigkeit aus ihrem Reichthum; aber die regellose nähert sich dem Wahnsinn, wo die Phantasie gänzlich mit dem Menschen spielt, und der Unglückliche den Lauf seiner Vorstellungen gar nicht in seiner Gewalt hat.

Uebrigens kann ein politischer Künstler, eben so gut wie ein ästhetischer, durch Einbildung, die er statt der Wirklichkeit vorzuspiegeln versteht, z. B. von Freyheit des Volks die (wie die im englischen Parlament) oder des Ranges und der Gleichheit (wie im französischen Convent) in bloßen Formalien besteht, die Welt leiten und regieren (mundus vult decipi); aber es ist doch

besser

besser auch nur den Schein von dem Besitz dieses die Menschheit veredelnden Guts für sich zu haben, als sich desselben handgreiflich beraubt zu fühlen.

Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft.

§. 31. Das Vermögen sich vorsetzlich das Vergangene zu vergegenwärtigen ist das Erinnerungsvermögen; und das Vermögen sich etwas als zukünftig vorzustellen, das Vorhersehungsvermögen. Beyde gründen sich, sofern sie sinnlich sind, auf die Association der Vorstellungen des vergangenen und künftigen Zustandes des Subjects mit dem Gegenwärtigen, und, obgleich nicht selbst Wahrnehmungen, dienen sie zur Verknüpfung der Wahrnehmungen in der Zeit, das, was nicht mehr ist, mit dem, was noch nicht ist, durch das, was gegenwärtig ist, in einer zusammenhängenden Erfahrung zu verknüpfen. Sie heißen Erinnerungs- und Divinationsvermögen der Respicienz und Prospicienz (wenn man sich diese Ausdrücke erlauben darf), da man sich seiner Vorstellungen als solcher, die im vergangenen oder künftigen Zustande anzutreffen wären, bewußt ist.

A.

Vom Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist von der blos reproductiven Einbildungskraft darinn unterschieden, daß es die vormalige

Vor-

Vorstellung willkührlich zu reproduciren vermögend, das Gemüth also nicht ein bloßes Spiel von jener ist. Phantasie, d. i. schöpferische Einbildungskraft, muß sich nicht darein mischen, denn dadurch würde das Gedächtniß untreu. — Etwas bald ins Gedächtniß fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten, sind die formalen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. Diese Eigenschaften sind aber selten beysammen. Wenn jemand glaubt etwas im Gedächtniß zu haben, aber es nicht zum Bewußtseyn bringen kann, so sagt er, er könne es nicht entsinnen (nicht sich entsinnen; denn das bedeutet so viel, als sich sinnlos machen). Die Bemühung hiebey ist, wenn man doch darauf bestrebt ist, sehr Kopfangreifend, und man thut am besten, daß man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreut, und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Objekt zurückblickt; dann ertappt man gemeiniglich eine von den associirten Vorstellungen, welche jene zurückruft.

Methodisch etwas ins Gedächtniß fassen (memoriae mandare) heißt memoriren (nicht studiren, wie der gemeine Mann es von dem Prediger sagt, der seine künftig zu haltende Predigt blos auswendig lernt). — Dieses Memoriren kann mechanisch, oder ingeniös, oder auch judiciös seyn. Das erstere beruht blos auf öfterer, buchstäblicher, Wiederholung: z. B. beym Erlernen des Einmaleins, wo der Lernende die ganze Reihe der auf einander in der gewöhnlichen Ordnung folgenden Worte durchgehen muß, um auf das Gesuchte zu kommen, z. B. wenn der Lehrling gefragt wird, wieviel macht 3 mal 7? so wird er, von 3 mal 3 anfangend,

wohl

wohl auf ein und zwanzig kommen, frägt man ihn aber, wie viel macht 7 mal 3? so wird er sich nicht so bald besinnen können, sondern die Zahlen umkehren müssen, um sie in die gewohnte Ordnung zu stellen. Wenn das Erlernte eine feyerliche Formel ist, in der kein Ausdruck abgeändert werden, sondern die, wie man sagt, hergebetet werden muß, so sind wohl Leute von dem besten Gedächtniß furchtsam, sich darauf zu verlassen (wie denn diese Furcht selbst sie irre machen könnte), und halten es daher für nöthig, sie abzulesen; wie es auch die geübtesten Prediger thun, weil die mindeste Abänderung der Worte hiebey lächerlich seyn würde.

Das ingeniöse Memoriren ist eine Methode gewisse Vorstellungen durch Association mit Nebenvorstellungen, die an sich (für den Verstand) gar keine Verwandtschaft mit einander haben, z. B. Laute einer Sprache mit gänzlich ungleichartigen Bildern, die jenen correspondiren sollen, dem Gedächtniß einzuprägen; wo man, um etwas leichter ins Gedächtniß zu fassen, dasselbe noch mit mehr Nebenvorstellungen belästigt; folglich ungereimt, als regelloses Verfahren der Einbildungskraft in der Zusammenpaarung dessen, was nicht unter einem und demselben Begriffe zusammen gehören kann; und zugleich Widerspruch zwischen Mittel und Absicht, da man dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern sucht, in der That aber sie durch die ihm unnöthig aufgebürdete Association sehr disparater Vorstellungen erschwert *). Das Wiz-

*) So ist die Bilderfibel, wie die Bilderbibel, oder gar eine in Bildern vorgestellte Pandectenlehre ein optischer Kasten

Witzlinge selten ein treues Gedächtniß haben (ingeniosis non admodum fida est memoria) ist eine Bemerkung die jenes Phänomen erklärt.

Das judiciöse Memoriren ist kein anderes als das einer Tafel der Eintheilung eines Systems (z. B. des Linnäus) in Gedanken; wo, wenn man irgend etwas sollte vergessen haben, man sich durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat, wieder zurecht finden kann; oder auch der Abtheilungen eines sichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Charte, welche nach Norden, Westen u. s. w. liegen), weil man auch dazu Verstand braucht und dieser wechselseitig der Einbildungskraft zu Hülfe kommt. Am meisten die Topik d. i. ein Fachwerk für allgemeine Begriffe, Gemeinplätze genannt, welches durch Classeneintheilung, wie wenn man in einer Bibliothek die Bücher in Schränke mit verschiedenen Aufschriften vertheilt, die Erinnerung erleichtert.

Eine Gedächtnißkunst (ars mnemonica) als allgemeine Lehre giebt es nicht. Unter die besondern dazu gehörigen Kunstgriffe gehören die Denksprüche in Versen (versus memoriales); weil der Rhythmus einen regelmäßigen Sylbenfall enthält, der dem Mechanism des Gedächtnisses sehr zum Vortheil gereicht. — Von den Wun-

Kasten eines kindischen Lehrers, um seine Lehrlinge noch kindischer zu machen als sie waren. Von der letzteren kann ein auf solche Art dem Gedächtniß anvertrauter Titel der Pandecten: de heredibus suis et legitimis, zum Beyspiel dienen. Das erste Wort wurde durch einen Kasten mit Vorhängeschlössern sinnlich gemacht, das zweyte durch eine Sau, das dritte durch die zwey Tafeln Mosis.

Wundermännern des Gedächtnisses, einem Picus von Mirandola, Scaliger, Angelus Politanus, Magliabechi u. s. w. den Polyhistoren, die eine Ladung Bücher für hundert Cameele als Materialien für die Wissenschaften in ihrem Kopf herumtragen, muß man nicht verächtlich sprechen; weil sie vielleicht die, für das Vermögen der Auswahl aller dieser Kenntnisse zum zweckmäßigen Gebrauch angemessene, Urtheilskraft nicht besaßen; denn es ist doch schon Verdienst genug, die rohe Materie reichlich herbeygeschaft zu haben; wenn gleich andere Köpfe nachher hinzukommen müssen, sie mit Urtheilskraft zu verarbeiten (tantum scimus, quantum memoria tenemus). Einer der Alten sagte: „Die Kunst zu schreiben hat das Gedächtniß zu Grunde gerichtet (zum Theil entbehrlich gemacht)." Etwas wahres ist in diesem Satz: denn der gemeine Mann hat das Mannigfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeiniglich besser auf der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und sich darauf zu besinnen: eben darum, weil das Gedächtniß hier mechanisch ist und sich kein Vernünfteln einmischt; da hingegen dem Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von seinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerstreuung entwischt, weil er sie nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit aufgefaßt hat. Aber, mit der Schreibtafel in der Tasche, sicher zu seyn, alles was man in den Kopf zum Aufbewahren niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wiederzufinden, ist doch eine große Bequemlichkeit, und die Schreibkunst bleibt immer eine herrliche Kunst, weil, wenn sie auch nicht zur Mittheilung seines Wissens an Andere gebraucht würde, sie doch die Stelle des ausgedehn-

gedehn-

ehntesten und treuesten Gedächtnisses vertritt, dessen angel sie ersetzen kann.

Vergeßlichkeit (obliuiositas) hingegen, wo der pf, so oft er auch gefüllet wird, doch, wie ein durchhertes Faß, immer leer bleibt, ist ein um desto größeres bel. Dieses ist bisweilen unverschuldet; wie bey alten uten, welche sich zwar die Begebenheiten ihrer jüngern ahre gar wohl erinnern können, aber das nächst vorgehende immer aus den Gedanken verlieren. Aber t ist es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerreuung, welche vornehmlich die Romanleserinnen anzumdeln pflegt. Denn, weil bey dieser Leserey die Abit nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, inm man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leinn hier also volle Freyheit hat, im Lesen nach dem Lauf ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicher ise zerstreut, und die Geistesabwesenheit (Man der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) habituell cht: so muß das Gedächtniß dadurch unvermeidlich chwächt werden. — Diese Uebung in der Kunst die t zu tödten und sich für die Welt unnütz zu machen; tennach aber doch über die Kürze des Lebens zu kla, ist, abgesehen von der phantastischen Gemüthsstimng, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten griffe aufs Gedächtniß.

B.

Von dem Vorhersehungsvermögen.

(Praevisio.)

§. 32. Dieses Vermögen zu besitzen interessirt m
als jedes andere; weil es die Bedingung aller mögl
Praxis und der Zwecke ist, worauf der Mensch den
brauch seiner Kräfte bezieht. Alles Begehren enthäl
(zweifelhaftes oder gewisses) Voraussehen dessen,
durch diese möglich ist. Das Zurücksehen aufs Vergan
(Erinnern) geschieht nur in der Absicht, um das
aussehen des Künftigen dadurch möglich zu machen;
dem wir im Standpuncte der Gegenwart überhaupt
uns sehen, um etwas zu beschließen, oder worauf ge
zu seyn.

Das empirische Voraussehen ist die Erwart
ähnlicher Fälle (exspectatio casuum simili
und bedarf keiner Vernunftkunde von Ursachen und W
kungen, sondern nur der Erinnerung beobachteter B
benheiten, wie sie gemeiniglich auf einander folgen, u
wiederholte Erfahrungen bringen darinn eine Fertig
hervor. Wie Wind und Wetter stehen werden, inte
sirt sehr den Schiffer und Ackersmann. Aber wir rei
hierinn mit unserer Vorhersagung nicht viel weiter, als
sogenannte Bauerkalender, dessen Voraussagungen, w
sie etwa eintreffen, gepriesen, treffen sie nicht ein, v
gessen werden und so immer in einigem Credit bleiben.
Man sollte fast glauben, die Vorsehung habe das S

der Witterungen absichtlich so undurchschaulich verflochten, damit es Menschen nicht so leicht wäre, für jede Zeit die dazu erforderlichen Anstalten zu treffen, sondern damit sie Verstand zu brauchen genöthigt würden, um auf alle Fälle bereit zu seyn.

In den Tag hinein (ohne Vorsicht und Besorgniß) leben, macht zwar dem Verstande des Menschen eben nicht viel Ehre; wie dem Caraiben, der des Morgens seine Hangmatte verkauft und des Abends darüber betreten ist, daß er nicht weiß, wie er des Nachts schlafen wird. Wenn aber dabey nur kein Verstoß wider die Moralität vorkommt, so kann man einen, der für alle Ereignisse abgehärtet ist, wohl für glücklicher halten, als den, der sich immer nur mit trüben Aussichten die Lust am Leben verkümmert. Unter allen Aussichten aber, die der Mensch nur haben kann, ist die wohl die tröstlichste, wenn er nach seinem gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zum noch Besseren im Prospect zu haben. Dagegen wenn er zwar muthig den Vorsatz faßt, von nun an einen neuen und besseren Lebenswandel einzuschlagen, sich aber selbst sagen muß: es wird doch wohl nichts daraus werden; weil du öfters dieses Versprechen (durch Procrastination) dir gegeben, es aber immer, unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieses einzigemal, gebrochen hast: so ist das ein trostloser Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Wo es aber auf das Schicksal, was über uns schweben mag, nicht auf den Gebrauch unserer freyen Will-

führ, ankommt, da ist die Aussicht in die Zukun
weder Vorempfindung, d. i. Ahndung (prael
oder *) Vorhererwartung (praesagitio). Das
deutet gleichsam einen verborgenen Sinn für d
was noch nicht gegenwärtig ist; das zweyte ein
Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebe
nach einander (das der Causalität) erzeugtes B
seyn des Künftigen.

Man sieht leicht, daß alle Ahndung ein H
spenst sey; denn wie kann man empfinden was noc
ist? Sind es aber Urtheile aus dunkelen Begriffen
solchen Causalverhältnisses, so sind es nicht Vore
dungen, sondern man kann die Begriffe, die daz
ren, entwickeln, und, wie es mit dem gedachten U
zustehe, erklären. — Ahndungen sind mehrentheil
der ängstlichen Art; die Bangigkeit, welche ihre p
sche Ursachen hat, geht vorher, unbestimmt was d
genstand der Furcht sey. Aber es giebt auch froh
kühne Ahndungen von Schwärmern, welche die nah
hüllung eines Geheimnisses, für das der Mensch
keine Empfänglichkeit der Sinne hat, wittern, u
Vorempfindung dessen, was sie, als Epopten, in

*) Man hat neuerlich zwischen etwas ahnen und ah
einen Unterschied machen wollen; allein das erstere
deutsches Wort und es bleibt nur das letztere. —
den bedeutet so viel als gedenken. Es ahndet
heißt, es schwebt etwas meiner Erinnerung dunke
etwas ahnden, bedeutet jemandes That ihm i
sen gedenken (d. i. sie bestrafen). Es ist immer d
Begriff, aber anders gewandt.

her Anschauung erwarten, so eben entschleyert zu sehen lauben. — Der Bergschotten ihr zweytes Gesicht, mit elchem etliche unter ihnen einen am Mastbaum Aufgeknüpften zu sehen glauben, von dessen Tode sie, wenn wirklich in den entferneten Hafen eingelaufen sind, die Nachricht erhalten zu haben vorgeben, gehört auch in ese Classe der Bezauberungen.

C.

Von der Wahrsagergabe.

(Facultas diuinatrix.)

§. 33. Vorhersagen, wahrsagen und weissagen sind rin unterschieden: daß das erstere im Vorhersehen ch Erfahrungsgesetzen (mithin natürlich), das zweyte n bekannten Erfahrungsgesetzen entgegen (widernatürl), das dritte aber Eingebung einer von der Natur terschiedenen Ursache (übernatürlich) ist, oder dafür ge- lten wird, deren Fähigkeit, weil sie von dem Einflusse eines ttes herzurühren scheint, auch das eigentliche Divina- onsvermögen genannt wird (denn uneigentlich wird e scharfsinnige Errathung des Künftigen auch Divina- n genannt).

Wenn es von jemanden heißt: er wahrsagt dies oder jenes Schicksal, so kann dieses eine ganz natürli- Geschicklichkeit anzeigen. Von dem aber, der hierinn übernatürliche Einsicht vorgiebt, muß es heißen er

wahrsagert; wie die Zigeuner von Hinduischer
stammung, die das Wahrsagen aus der Hand, Pl
tenlesen nennen; oder die Astrologen und Schatzgr
denen sich auch die Goldmacher anschließen, über u
alle im Griechischen Alterthum die Pythia, zu m
Zeit aber der lumpigte sibirische Schaman hervor
Die Wahrsagungen der Auspizen und Haruspizen
Römer hatten nicht sowohl die Entdeckung des verborg
im Laufe der Begebenheiten der Welt, als vielmeh
Willens der Götter, dem sie sich ihrer Religion g
zu fügen hatten, zur Absicht — Wie aber gar die
ten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder bes
und für wahrsagend (vates) zu halten, und in
dichterischen Anwandlungen (furor poeticus) E
bungen zu haben, sich berühmen konnten, kann nu
durch erklärt werden: daß der Dichter, nicht so wi
Prosenredner, bestellte Arbeit mit Muße verfertigt,
dern den günstigen Augenblick seiner ihn anwande
inneren Sinnenstimmung haschen muß, in welchem
lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von sel
strömen, und er hiebey sich gleichsam nur leidend
hält; wie es denn auch schon eine alte Bemerkun
daß dem Genie eine gewisse Dosis von Tollheit
gemischt sey. Hierauf gründet sich auch der Glau
Orakelsprüche, die in den blind gewählten Stell
rühmter (gleichsam durch Eingebung getriebener)
ter vermuthet wurden (sortes Virgilianae); ein
Schatzkästlein der neueren Frömmler ähnliches M
den Willen des Himmels zu entdecken; oder au
Auslegung Sybillinischer Bücher, die den Römer
Staatsschicksal vorherverkündigt haben sollen, und

e, leider! durch übelangewandte Knickerey zum Theil
rlustig geworden sind.

Alle Weissagungen, die ein unablenkbares Schicksal
des Volks vorherverkündigen, was doch von ihm selbst
erschuldet, mithin durch seine freye Willkühr
erbeygeführt seyn soll, haben, außer dem, daß das Vor-
erwissen ihm unnütz ist, weil es ihm doch nicht entge-
en kann, das Ungereimte an sich, daß in diesem unbe-
ngten Verhängniß (decretum absolutum) ein Frey-
eitsmechanismus gedacht wird, wovon der Be-
iff sich selbst widerspricht.

Das Aeußerste der Ungereimtheit, oder des Be-
ugs, im Wahrsagen war wohl dies, daß ein Verrückter
r einen Seher (unsichtbarer Dinge) gehalten wurde;
s ob aus ihm gleichsam ein Geist rede, der die Stelle
r Seele, die so lange von der Behausung des Körpers
schied genommen habe, vertrete; und daß der arme
eelenkranke (oder auch nur epileptische) für einen Ener-
umenen (Besessenen) galt, und er, wenn der ihn be-
ende Dämon für einen guten Geist gehalten wurde,
y den Griechen ein Mantis, dessen Ausleger aber
rophet hieß. — Alle Thorheit mußte erschöpft wer-
n, um das Künftige, dessen Voraussehung uns so sehr
teressirt, mit Ueberspringung aller Stufen, welche ver-
ittelst des Verstandes durch Erfahrung dahin führen
chten, in unseren Besitz zu bringen. O, curas ho-
inum!

Es giebt sonst keine so sichere und doch in so große
eite hinaus erstreckte Wahrsagungswissenschaft, als die

 der

der Astronomie, welche die Umwälzungen der Himmelskörper ins Unendliche vorherverkündigt. Aber das hat doch nicht hindern können, daß sich nicht bald eine Mystik hinzugesellet hat, welche nicht etwa, wie die Vernunft es verlangt, die Zahlen der Weltepochen von den Begebenheiten, sondern umgekehrt die Begebenheiten von gewissen Zahlen abhängig machen wollte und so die Chronologie selbst, eine so nothwendige Bedingung aller Geschichte, in eine Fabel verwandelte.

Von der unwillkührlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume.

§. 34. Was Schlaf, was Traum, was Somnambulism (wozu auch das laute Sprechen im Schlaf gehört) seiner Naturbeschaffenheit nach sey, zu erforschen, ist außerhalb dem Felde einer pragmatischen Anthropologie gelegen; denn man kann aus diesem Phänomen keine Regeln des Verhaltens im Zustande des Träumens ziehen; indem diese nur für den Wachenden gelten, der nicht träumen oder gedankenlos schlafen will. Und das Urtheil jenes griechischen Kaysers, der einen Menschen, welcher seinen Traum, er habe den Kayser umgebracht, seinen Freunden erzählte, zum Tode verurtheilte, unter dem Vorwand, „es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre" ist der Erfahrung zuwider und grausam. „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigene." — Das Träumen scheint zum Schlafen so nothwendig zu gehören, daß Schlafen und Sterben einerley seyn würde, wenn

wenn der Traum nicht als eine natürliche, obzwar unwillkührliche Agitation der inneren Lebensorgane, durch die Einbildungskraft hinzukäme. So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblick des Einschlafens durch einen Traum, als ob ich ins Wasser gefallen wäre, und dem Versinken nahe, im Kreise herumgedreht würde, schnell erwachte, um aber bald wieder und ruhiger einzuschlafen, vermuthlich weil die Thätigkeit der Brustmuskeln im Athemholen, welches von der Willkühr gänzlich abhängt, nachläßt, und so, mit der Ausbleibung des Athemholens, die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder ins Spiel versetzt werden muß. — Dahin gehört auch die wohlthätige Wirkung des Traums beym sogenannten Alpdrücken (incubus). Denn, ohne diese fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Gespenst und der Anstrengung aller Muskelkraft sich in eine andere Lage zu bringen, würde der Stillstand des Bluts dem Leben geschwind ein Ende machen. Eben darum scheint die Natur es so eingerichtet zu haben, daß bey weitem die mehresten Träume Beschwerlichkeiten und gefahrvolle Umstände enthalten; weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte der Seele mehr aufreitzen, als wenn alles nach Wunsch und Willen geht. Man träumt oft, sich nicht auf seine Füße erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt stecken zu bleiben, oder aus Vergessenheit statt der Perücke in großer Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder daß man in der Luft nach Belieben hin und her schweben könne, oder im fröhlichen Lachen, ohne zu wissen warum, aufwache. —

Wie es zugehe, daß wir oft im Traume in die längst vergangene Zeit versetzt werden, mit längst Verstorbenen sprechen, dieses selbst für einen Traum zu halten versucht werden, aber doch diese Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns genöthigt sehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für sicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum seyn könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe.

Von dem Bezeichnungsvermögen.

(Facultas signatrix.)

§. 35. Das Vermögen der Erkenntniß des Gegenwärtigen, als Mittel der Verknüpfung der Vorstellung des Vorhergesehenen mit der des Vergangenen, ist das Bezeichnungsvermögen. — Die Handlung des Gemüths diese Verknüpfung zu bewirken, ist die Bezeichnung (signatio), die auch das Signaliren genannt wird, von der nun der größere Grad die Auszeichnung genannt wird.

Gestalten der Dinge (Anschauungen), so fern sie nur zu Mitteln der Vorstellung durch Begriffe dienen, sind Symbole, und das Erkenntniß durch dieselbe heißt symbolisch oder figürlich (speciosa). — Charactere sind noch nicht Symbole; denn sie können auch blos mittelbare (indirecte) Zeichen seyn, die an sich nichts bedeuten, sondern nur durch Beygesellung auf Anschauungen und durch diese auf Begriffe führen; daher das symbolische Erkenntniß nicht der intuitiven sondern der discursiven entgegengesetzt werden muß,

in

in welcher letzteren das Zeichen (character) den Begriff nur als Wächter (custos) begleitet, um ihn gelegentlich zu reproduciren. Das symbolische Erkenntniß ist also nicht der intuitiven (durch sinnliche Anschauung) sondern der intellectuellen (durch Begriffe) entgegengesetzt. Symbole sind blos Mittel des Verstandes, aber nur indirect, durch eine Analogie mit gewissen Anschauungen, auf welche der Begriff desselben angewandt werden kann, um ihm durch Darstellung eines Gegenstandes Bedeutung zu verschaffen.

Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des Verstandes, und das so oft bewunderte der lebhaften Vorstellung, welche die Wilden, (bisweilen auch die vermeynten Weisen in einem noch rohen Volk) in ihren Reden hören lassen, ist nichts als Armuth an Begriffen und daher auch an Wörtern, sie auszudrücken: z. B. wenn der Americanische Wilde sagt: „Wir wollen die Streitaxt begraben" so heißt das so viel als: Wir wollen Friede machen, und in der That haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags blos dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.

Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterscheinungen (mit Schwedenborg) für bloßes Symbol einer im Rückhalt verborgenen intelligibelen Welt ausgeben, ist Schwärmerey. Aber in den Darstellungen der zur Moralität, welche das Wesen aller Religion ausmacht, mithin zur reinen Vernunft gehörigen, Begriffe

(Ideen

(Ideen genannt), das Symbolische vom Intellectuellen (Gottesdienst von Religion), die, zwar einige Zeit hindurch nützliche und nöthige Hülle, von der Sache selbst zu unterscheiden, ist Aufklärung; weil sonst ein Ideal (der reinen practischen Vernunft) gegen ein Idol vertauscht und der Endzweck verfehlt wird. — Daß alle Völker der Erde mit dieser Vertauschung angefangen haben, und daß, wenn es darum zu thun ist, was ihre Lehrer selbst, bey Abfassung ihrer heiligen Schriften wirklich gedacht haben, man sie alsdann, nicht symbolisch, sondern buchstäblich auslegen müsse, ist nicht zu streiten; weil es unredlich gehandelt seyn würde, ihre Worte zu verdrehen. Wenn es aber nicht blos um die Wahrhaftigkeit des Lehrers, sondern auch und zwar wesentlich, um die Wahrheit der Lehre zu thun ist, so kann und soll man diese, als bloße symbolische Vorstellungsart, durch eingeführte Förmlichkeit und Gebräuche jene practischen Ideen zu begleiten, auslegen; weil sonst der intellectuelle Sinn, der den Endzweck ausmacht, verlohren gehen würde.

§. 36. Man kann die Zeichen in willkührliche (Kunst-), in natürliche und in Wunderzeichen eintheilen.

A. Zu den ersteren gehören 1. die der Geberdung (mimische, die zum Theil auch natürliche sind). 2. Schriftzeichen (Buchstaben, welche Zeichen für Laute sind). 3. Tonzeichen (Noten). 4. Zwischen Einzelnen verabredete Zeichen, blos fürs Gesicht (Ziffern). 5. Standeszeichen freyer, mit erblichem Vor-

orrang beehrter Menschen (Wappen). 6. Dienstzei en, in gesetzlicher Bekleidung (Uniform und Liverey). Ehrenzeichen des Dienstes (Ordensbänder). 8. Schandzeichen (Brandmark u. d. g.) — Dazu ge ören in Schriften die Zeichen der Verweilung, der Fra e oder des Affects, der Verwunderung (die Interpun tionen).

Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung st die durch Sprache, diesem größten Mittel, sich selbst und andere zu verstehen. Denken ist reden mit sich elbst (die Indianer auf Otaheite nennen das Denken: die Sprache im Bauch), folglich sich auch innerlich (durch reproductive Einbildungskraft) hören. Dem Taubge ohrnen ist sein Sprechen ein Gefühl des Spiels seiner Lippen, Zunge und Kinnbackens, und es ist kaum mög ich, sich vorzustellen, daß er bey seinem Sprechen etwas mehr thue als ein Spiel mit körperlichen Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu den ken. — Aber auch die, so sprechen und hören können, verstehen darum nicht immer sich selbst oder Andere, und an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens, oder dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, vornehmlich n Sachen der Vernunft, daß Menschen, die der Spra he nach einig sind, in Begriffen himmelweit von einan er abstehen; welches nur zufälligerweise, wenn ein jeder ach dem seinigen handelt, offenbar wird.

B. Zwey-

B. Zweytens: was die natürlichen Zeichen betrift, so ist der Zeit nach das Verhältniß der Zeichen zu den bezeichneten Sachen entweder demonstrativ, oder rememorativ, oder prognostisch.

Der Pulsschlag bezeichnet dem Arzt den gegenwärtigen fieberhaften Zustand des Patienten, wie der Rauch das Feuer. Die Reagentien entdecken dem Chymiker die im Wasser befindlichen verborgenen Stoffe, so wie die Wetterfahne den Wind u. s. w. Ob aber das Erröthen das Bewußtseyn der Schuld, oder vielmehr ein zartes Ehrgefühl, auch nur eine Zumuthung von etwas, dessen man sich zu schämen hätte, erdulden zu müssen verrathe, ist in vorkommenden Fällen ungewiß.

Grabhügel und Mausoleen sind Zeichen des Andenkens an Verstorbene. Eben so, oder auch zum immerwährenden Andenken der vormaligen großen Macht eines Königs, Pyramiden. — Die Muschelschichten in weit von der See gelegenen Landgegenden, oder die Löcher der Pholaden in den hohen Alpen, oder vulkanische Ueberbleibsel, wo jetzt kein Feuer aus der Erde hervorbricht, bezeichnen uns den alten Zustand der Welt und begründen eine Archäologie der Natur: freylich nicht so anschaulich, als die vernarbten Wunden des Kriegers. — Die Ruinen von Palmyra, Balbeck und Persepolis sind sprechende Denkzeichen des Kunstzustandes alter Staaten, und traurige Merkmale vom Wechsel aller Dinge.

Die prognostischen Zeichen interessiren unter allen am meisten; weil in der Reihe der Veränderungen die Gegenwart nur ein Augenblick ist, und der Bestimmungs-

ungsgrund des Begehrungsvermögens das Gegenwärti‑ nur um der künftigen Folgen willen (ob futura consequentia) beherzigt, und auf diese vorzüglich aufmerksam acht. — In Ansehung künftiger Weltbegebenheiten ndet sich die sicherste Prognose in der Astronomie; sie aber kindisch und phantastisch, wenn die Sterngestal‑ n, Verbindungen und veränderte Planetenstellungen s allegorische Schriftzeichen am Himmel von bevorstehen‑ n Schicksalen des Menschen (in der Astrologia judicia‑ a) vorgestellt werden.

Die natürlichen prognostischen Zeichen einer bevorste‑ nden Krankheit, oder Genesung, oder (wie die facies ippocratica) des nahen Todes, sind Erscheinungen, die, f lange und öftere Erfahrung gegründet, auch nach r Einsicht des Zusammenhanges derselben, als Ursa‑ en und Wirkungen, dem Arzt zur Leitung in seiner Kur enen; dergleichen die kritischen Tage sind. Aber die n den Römern in staatskluger Absicht veranstalteten uguriem und Haruspicinen, waren ein durch den Staat heiligter Aberglaube, um in gefährlichen Zeitläuften das olk zu lenken.

C. Was die **Wunderzeichen** (Begebenheiten in elchen die Natur der Dinge sich umkehre) betrift, so nd außer denen, aus welchen man sich jetzt nichts macht, den Mißgeburten unter Menschen und Vieh), die Zei‑ en und Wunder am Himmel, die Kometen, in hoher uft schießende Luftbälle, Nordlichter, ja selbst Sonnen‑ nd Mondfinsternisse, wenn vornehmlich sich mehrere lcher Zeichen zusammenfinden, und wohl gar von Krieg,

Pest

Pest u. d. g. begleitet werden, Dinge, die dem erschrockenen großen Haufen den nicht weit mehr entfernten jüngsten Tag und das Ende der Welt vorher zu verkündigen dünken.

Anhang.

Ein wunderliches Spiel der Einbildungskraft mit dem Menschen, in Verwechselung der Zeichen mit Sachen, in jene eine innere Realität zu setzen, als ob diese sich nach jenen richten müßten, verlohnt sich hier noch zu bemerken. — Da der Mondlauf nach den 4 Aspecten (dem Neulicht, ersten Viertheil, Vollicht und letzten Viertheil) in ganzen Zahlen nicht genauer als in 28 Tagen (und der Thierkreis daher von den Arabern in die 28 Häuser des Mondes) eingetheilt werden, von denen ein Viertheil 7 Tage ausmacht, so hat die Zahl sieben dadurch eine mystische Wichtigkeit bekommen, so, daß auch die Weltschöpfung sich nach derselben hat richten müssen; vornehmlich da es (nach dem Ptolemäischen System) sieben Planeten, wie sieben Töne auf der Tonleiter, sieben einfache Farben im Regenbogen und sieben Metalle geben sollte. — Hieraus sind denn auch die Stufenjahre (7 x 7, und, weil 9 bey den Indiern auch eine mystische Zahl ist, 7 x 9, imgleichen 9 x 9) entstanden, bey deren Schluß das menschliche Leben in großer Gefahr seyn soll, und die 70 Jahrwochen (490 Jahr) machen auch wirklich in der jüdisch-christlichen Chronologie nicht allein die Abschnitte der wichtigsten Veränderungen (zwischen dem Ruf Gottes an Abraham und der Geburt Christi) aus, sondern

bestim-

stimmen auch ganz genau die Gränzen desselben gleich⸗
m a priori, als ob sich nicht die Chronologie nach der
eschichte, sondern, umgekehrt, die Geschichte nach der
hronologie richten müßte.

Aber auch in anderen Fällen wird es Gewohnheit,
le Sachen von Zahlen abhängig zu machen. Ein Arzt,
em der Patient durch seinen Diener ein Gratial schickt,
wenn er bey Aufwickelung des Papiers darinn eilf Du⸗
aten findet, wird in den Argwohn gerathen, daß dieser
wohl einen möchte unterschlagen haben; denn warum
nicht ein Dutzend voll? Wer auf einer Auction Porcel⸗
angeschirr von gleicher Fabrication kauft, wird weniger
bieten, wenn es nicht ein volles Dutzend ist, und wä⸗
ren es dreyzehn Teller, so wird er auf den dreyzehnten
nur so fern einen Werth setzen, als er dadurch gesichert wird,
wenn auch einer zerbrochen würde, doch jene Zahl voll
zu haben. Da man aber seine Gäste nicht zu Dutzen⸗
den einladet, was kann es interessiren, dieser geraden
Zahl einen Vorzug zu geben? Ein Mann vermachte im
Testament seinem Vetter eilf silberne Löffel und setzte hin⸗
zu: „warum ich ihm nicht den zwölften vermache, wird
er selbst am besten wissen" (der junge lüderliche Mensch
hatte an jenes seinem Tisch einen Löffel heimlich in die
Tasche gesteckt, welches jener wohl bemerkte, aber ihn
damals nicht beschämen wollte). Bey Eröffnung des Te⸗
staments konnte man leicht errathen, was die Meynung
des Erblassers war, aber nur aus dem angenommenen
Vorurtheil, daß nur das Dutzend eine volle Zahl sey. —
Auch die zwölf Zeichen des Thierkreises (welcher Zahl
analogisch die 12 Richter in England angenommen zu

H seyn

seyn scheinen) haben eine solche mystische Bedeutung erhalten. In Italien, Deutschland, vielleicht auch anderswo, wird eine Tischgesellschaft von gerade 13 Gästen für ominös gehalten; weil man wähnt, daß alsdann einer von ihnen, wer es auch sey, das Jahr sterben werde: so wie an einer Tafel von 12 Richtern der 13te, der sich darunter befindet, kein anderer als der Delinquent seyn könne, der gerichtet werden soll. (Ich habe mich selbst einmal an einer solchen Tafel befunden, wo die Frau des Hauses beym Niedersetzen diesen vermeynten Uebelstand bemerkte, und insgeheim ihren darin befindlichen Sohn aufzustehen und in einem anderen Zimmer zu essen befahl; damit die Fröhlichkeit nicht gestört würde). — Aber auch die bloße Größe der Zahlen, wenn man der Sachen, die sie bezeichnen, genug hat, erregen blos dadurch, daß sie im Zählen nicht einen der Decadik gemäßen (folglich an sich willkührlichen) Abschnitt füllen, Verwunderung. So soll der Kayser von China eine Flotte von 9999 Schiffen haben; und man frägt sich bey dieser Zahl ingeheim: warum nicht noch eins mehr? obgleich die Antwort seyn könnte: weil diese Zahl Schiffe zu seinem Gebrauch hinreichend ist; im Grunde aber ist die Absicht der Frage nicht auf den Gebrauch, sondern blos auf eine Art von Zahlenmystik gestellt. — Aerger, obzwar nicht ungewöhnlich, ist: daß jemand, der durch Kargen und Betrügen es auf einen Reichthum von 90000 Thaler baar gebracht hat, nun keine Ruhe hat als bis er 100000 voll besitze, ohne sie zu brauchen, und darüber sich vielleicht den Galgen, wo nicht erwirbt, wenigstens doch verdient.

Zu welchen Kindereyen sinkt nicht der Mensch selbst in seinem reifen Alter hinab, wenn er sich am Leitseil der

Sinn-

nnlichkeit führen läßt! Wir wollen jetzt sehen, um viel oder wenig er es besser mache, wenn er unter Beleuchtung des Verstandes seinen Weg verfolgt.

om Erkenntnißvermögen so fern es auf Verstand gegründet wird.

Eintheilung.

§. 37. Verstand, als das Vermögen zu denken urch Begriffe sich etwas vorzustellen), wird auch s obere Erkenntnißvermögen (zum Unterschiede von r Sinnlichkeit, als des unteren) genannt, darum, eil das Vermögen der Anschauungen (reiner oder em- irischer) nur das Einzelne in Gegenständen, dagegen as der Begriffe das Allgemeine der Vorstellungen dersel- en, die Regel, enthält, der das Mannigfaltige der innlichen Anschauungen untergeordnet werden muß, um Einheit zur Erkenntniß des Objects hervorzubringen. — Vornehmer ist also zwar freylich der Verstand als ie Sinnlichkeit, mit der sich die verstandlosen Thiere ach eingepflanzten Instincten schon nothdürftig beheifen önnen; so wie ein Volk ohne Oberhaupt; statt dessen in Oberhaupt ohne Volk (Verstand ohne Sinnlichkeit) ar nichts vermag. Es ist also zwischen beyden kein Rangstreit, obgleich der eine ein Oberer und der andere s Unterer betitelt wird.

Es wird aber das Wort Verstand auch in beson- rer Bedeutung genommen: da er nämlich als ein Glied r Eintheilung mit zwey anderen dem Verstande in all- meiner Bedeutung untergeordnet wird, und da besteht

das obere Erkenntnißvermögen (materialiter, d. i. nicht für sich allein, sondern in Beziehung aufs Erkenntniß der Gegenstände betrachtet) aus Verstand, Urtheilskraft und Vernunft. — Laßt uns jetzt Beobachtungen über den Menschen anstellen, wie einer von dem andern in diesen Gemüthsgaben, oder deren gewohnten Gebrauch oder Mißbrauch, unterschieden ist, erstlich in einer gesunden Seele; dann aber auch in der Gemüthskrankheit.

Anthropologische Vergleichung der drey oberen Erkenntnißvermögen mit einander.

§. 38. Ein richtiger Verstand ist der: welcher nicht sowohl durch Vielheit der Begriffe schimmernd ist, als vielmehr durch Angemessenheit derselben zur Erkenntniß des Gegenstandes, also zur Auffassung der Wahrheit das Vermögen und die Fertigkeit enthält. Mancher Mensch hat viel Begriffe im Kopf, die insgesammt auf Aehnlichkeit mit dem, was man von ihm vernehmen will, hinauslaufen, aber mit dem Object und der Bestimmung desselben doch nicht zutreffen. Er kann Begriffe von großem Umfange haben, ja auch von behenden Begriffen seyn. Der richtige Verstand, welcher für Begriffe der gemeinen Erkenntniß zulangt, heißt der gesunde (fürs Haus hinreichende) Verstand. Er sagt mit dem Wachmeister bey Juvenal: Quod sapio satis est mihi, non ego curo — esse quod Arcesilas aerumnosique Solones). Es versteht sich von selbst, daß die Naturgabe eines blos geraden und richtigen Verstandes sich selbst, in Ansehung des Umfanges des ihm

zuge-

‹gemutheten Wissens, einschränken, und der damit be›‹abte bescheiden verfahren wird.

§. 39. Wenn unter dem Worte Verstand das Ver›‹ögen der Erkenntniß der Regeln (und so durch Begrif›‹e) überhaupt gemeynt wird, so, daß er das ganze obe›‹e Erkenntnißvermögen in sich faßt, so sind darunter ‹icht diejenigen Regeln zu verstehen, nach welchen die ‹Natur den Menschen in seinem Verfahren leitet, wie ‹s bey den durch Naturinstinkt getriebenen Thieren ge›‹chieht, sondern nur solche, die er selbst macht. Was ‹r blos lernt, und so dem Gedächtniß anvertraut, das ver›‹ichtet er nur mechanisch (nach Gesetzen der reproduktiven ‹Einbildungskraft) und ohne Verstand. Ein Bedienter, ‹er blos ein Compliment nach einer bestimmten Formel ‹bzustatten hat, braucht keinen Verstand, d. i. er hat ‹icht nöthig selbst zu denken, aber wohl, wenn er, in Ab›‹esenheit seines Herrn, dessen häusliche Angelegenheit ‹besorgen hat; wobey mancherley nicht buchstäblich vor›‹schreibende Verhaltungsregeln nöthig werden dürften.

Ein richtiger Verstand, geübte Urtheilskraft, ‹d gründliche Vernunft machen den ganzen Umfang ‹intellectuellen Erkenntnißvermögens aus; vornehm›‹ sofern dieses auch als Tüchtigkeit zu Beförderung des ‹ctischen, d. i. zu Zwecken, beurtheilt wird.

Ein richtiger Verstand ist der gesunde Verstand, so ‹n er Angemessenheit der Begriffe zum Zwecke ‹es Gebrauchs enthält. So wie nun Zulänglichkeit ‹fficientia) und Abgemessenheit (praecisio) verei›

H 3 nigt,

nigt, die Angemessenheit, d. i. die Beschaffenheit des Begriffs ausmacht, nicht mehr auch nicht weniger, als der Gegenstand erfordert, zu enthalten (conceptus rem adaequans); so ist ein richtiger Verstand unter den intellectuellen Vermögen das erste und vornehmste; weil er mit den wenigsten Mitteln seinem Zweck ein Gnüge thut.

Arglist, der Kopf zur Intrigue, wird oft für großen, obwohl mißbrauchten Verstand gehalten; aber er ist gerade nur die Denkungsart sehr eingeschränkter Menschen, und von der Klugheit, deren Schein sie an sich hat, sehr unterschieden. Man kann nur einmal den Treuherzigen hintergehen; was dann der eigenen Absicht des Listigen in der Folge sehr nachtheilig wird.

Der unter gemessenen Befehlen stehende Haus- oder Staatsdiener braucht nur Verstand zu haben; der Officier, dem für das ihm aufgetragene Geschäfte nur die allgemeine Regel vorgeschrieben und nun überlassen wird, was in vorkommendem Falle zu thun sey, selbst zu bestimmen, bedarf Urtheilskraft; der General, der die möglichen Fälle beurtheilen und für sie sich die Regel selbst ausdenken soll, muß Vernunft besitzen. — Die zu diesen verschiedenen Vorkehrungen erforderlichen Talente sind sehr verschieden. „Mancher glänzt auf der zweyten Stufe, welcher auf der obersten unsichtbar wird" (Tel brille au second rang qui s'eclipse au premier).

Klügeln ist nicht Verstand haben, und, wie Christina von Schweden Maximen zur Schau aufstellen, gegen

gen welche doch ihre That im Widerspruche ist, heißt nicht vernünftig seyn. — Es ist hiemit, wie mit der Antwort des Grafen Rochester, die er dem Englischen Könige Carl II. gab, bewandt, als dieser ihn in einer tief nachdenkenden Stellung antraf und fragte: Was sinnet ihr denn so tief nach? — Antw.: „Ich mache Ewr. Maj. die Grabschrift." — Fr: Wie lautet sie? Antw.: „Hier ruht König Carl II. welcher in seinem Leben viel Kluges gesagt und nie was Kluges gethan hat."

In Gesellschaft stumm seyn, und nur dann und wann ein ganz gemeines Urtheil fallen lassen, sieht aus wie verständig seyn, so wie ein gewisser Grad G r o b h e i t für (alte deutsche) E h r l i c h k e i t ausgegeben wird.

* * *

Der natürliche Verstand kann nun noch durch Belehrung mit vielen Begriffen bereichert uud mit Regeln ausgestattet werden; aber das zweyte intellectuelle Vermögen, nämlich das der Unterscheidung, ob etwas ein Fall der Regel sey oder nicht, die U r t h e i l s k r a f t (judicium) kann nicht b e l e h r t, sondern nur geübt werden; daher ihr Wachsthum R e i f e, und derjenige Verstand heißt, der nicht vor Jahren kommt. Es ist auch leicht einzusehen, daß dieß nicht anders seyn könne; denn Belehrung geschieht durch Mittheilung der Regeln. Sollte es also Lehren für die Urtheilskraft geben, so müßte es allgemeine Regeln geben, nach welchen man unterscheiden könnte, ob etwas der Fall der Regel sey oder nicht: welches eine Rückfrage ins Unendliche abgiebt. Dieß ist

also der Verstand, von dem man sagt, daß er nicht vor den Jahren kömmt; der auf eigener langen Erfahrung gegründet ist und dessen Urtheil eine französische Republik bey dem Hause der so genannten Aeltesten sucht.

Dieses Vermögen, welches nur auf das geht, was thunlich ist, was sich schickt, und was sich geziemt (für technische, ästhetische und practische Urtheilskraft), ist nicht so schimmernd, als dasjenige, welches erweiternd ist; denn es geht blos dem gesunden Verstande zur Seite und macht den Verband zwischen diesem und der Vernunft.

§. 40. Wenn nun Verstand das Vermögen der Regeln, die Urtheilskraft das Vermögen das Besondere, sofern es ein Fall dieser Regel ist, aufzufinden ist, so ist die Vernunft das Vermögen, von dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten und dieses letztere also nach Principien und als nothwendig vorzustellen. — Man kann sie also auch durch das Vermögen nach Grundsätzen zu urtheilen und (in practischer Rücksicht) zu handeln, erklären. Zu jedem moralischen Urtheile (mithin auch der Religion) bedarf der Mensch Vernunft und kann sich nicht auf Satzungen und eingeführte Gebräuche fußen. — Ideen sind Vernunftbegriffe, denen kein Gegenstand in der Erfahrung adäquat gegeben werden kann. Sie sind weder Anschauungen (wie die von Raum und Zeit), noch Gefühle (wie die Glückseligkeitslehre sie sucht), welche beyde zur Sinnlichkeit gehören; sondern Begriffe von einer Vollkommenheit, der man sich zwar immer nähern, sie aber nie vollständig erreichen kann.

Ver-

Vernünfteley (ohne gesunde Vernunft) ist ein
Endzweck vorbeygehender Gebrauch der Vernunft,
ils aus Unvermögen, theils aus Verfehlung des Ge-
tspunkts. Mit Vernunft rasen heißt: der
rm seiner Gedanken nach zwar nach Principien ver-
hren, der Materie aber oder dem Zwecke nach, die
esem gerade entgegengesetzten Mittel anwenden.

Subalterne müssen nicht vernünfteln (räsonni-
n), weil ihnen das Princip, wornach gehandelt werden
ll, oft verheelt werden muß, wenigstens unbekannt blei-
n darf; der Befehlshaber (General) aber muß Ver-
nft haben; weil ihm nicht für jeden vorkommenden
all Instruction gegeben werden kann. Daß aber der
genannte Laye (Laicus) in Sachen der Religion, da
ese als Moral gewürdigt werden muß, sich seiner eige-
n Vernunft nicht bedienen, sondern dem bestallten
eistlichen (Clericus), mithin fremder Vernunft, fol-
n solle, ist ungerecht zu verlangen; da im Morali-
hen ein jeder sein Thun und Lassen selbst verantworten
uß, und der Geistliche die Rechenschaft darüber nicht
uf seine eigene Gefahr übernehmen wird, oder es auch
ur kann.

In diesen Fällen aber sind die Menschen geneigt,
ehr Sicherheit für ihre Person darin zu setzen, daß sie
h alles eigenen Vernunftgebrauchs begeben, und sich
ssiv und gehorsam unter eingeführte Satzungen heiliger
Männer fügen. Dies thun sie aber nicht so wohl aus
m Gefühl ihres Unvermögens in Einsichten (denn das
Wesentliche aller Religion ist doch Moral, die jedem Men-

schen bald von selbst einleuchtet), sondern aus Arglist, theils um, wenn etwa hiebey gefehlt seyn möchte, die Schuld auf andere schieben zu können, theils und vornehmlich um jenem Wesentlichen (der Herzensänderung), welches viel schwerer ist als Cultus, mit guter Art auszuweichen.

Weisheit, als die Idee vom gesetzmäßigvollkommenen practischen Gebrauch der Vernunft, ist wohl zu viel von Menschen gefordert; aber auch selbst dem mindesten Grade nach kann sie ein anderer ihm nicht eingießen, sondern er muß sie aus sich selbst herausbringen. Die Vorschrift, dazu zu gelangen, enthält drey dahin führende Maximen: 1) Selbstdenken, 2) sich (in der Mittheilung mit Menschen) an die Stelle des Anderen zu denken, 3) jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Das Zeitalter der Gelangung des Menschen zum vollständigen Gebrauch seiner Vernunft kann in Ansehung seiner Geschicklichkeit (Kunstvermögens zu beliebiger Absicht) etwa ins zwanzigste, das in Ansehung der Klugheit (andere Menschen zu seinen Absichten zu brauchen) ins vierzigste, endlich das der Weisheit etwa im sechzigsten anberaumt werden; in welcher letzteren Epoche aber sie mehr negativ ist, alle Thorheiten der beyden ersteren einzusehen; wo man sagen kann: „es ist Schade alsdann sterben zu müssen, wenn man nun allererst gelernt hat, wie man recht gut hätte leben sollen," und wo selbst dieses Urtheil noch selten ist; indem die Anhänglichkeit am Leben desto stärker wird, je weniger es, sowohl im Thun als Genießen, Werth hat.

§. 41.

§. 41. So wie das Vermögen zum Allgemeinen
r Regel) das Besondere auszufinden *Urtheils-*
aft, so ist dasjenige: zum Besondern das Allgemeine
szudenken, der *Witz* (ingenium). Das erstere geht
f Bemerkung der Unterschiede unter dem Mannigfalti-
n zum Theil Identischen; das zweyte auf die Identität
s Mannigfaltigen zum Theil verschiedenen. — Das
rzüglichste Talent in beyden ist, auch die kleinsten Aehn-
chkeiten oder Unähnlichkeiten zu bemerken. Das Ver-
ögen dazu ist *Scharfsinnigkeit* (acumen) und Be-
erkungen dieser Art heißen *Subtilitäten*; welche,
enn sie doch die Erkenntniß nicht weiter bringen, leere
Spitzfindigkeiten oder eitele *Vernünfteleyen*
vanae argutationes) heißen, und, obgleich eben nicht
nwahre, doch unnütze Verwendung des Verstandes über-
aupt sich zu Schulden kommen lassen. — Also ist die
Scharfsinnigkeit nicht blos an die Urtheilskraft gebunden,
ondern kommt auch dem Witze zu; nur daß sie im erstern
Fall mehr der *Genauigkeit* halber (cognitio exacta),
m zweyten des *Reichthums* des guten Kopfs wegen,
ls verdienstlich betrachtet wird: weshalb auch der Witz
lühend genannt wird, und wie die Natur in ihren
Blumen mehr ein Spiel, dagegen in den Früchten ein
Geschäfte zu treiben scheint, so wird das Talent, was in
iesem angetroffen wird, für geringer im Rang (nach
en Zwecken der Vernunft), als das beurtheilt, was der
ersteren zukommt. — Der gemeine und *gesunde*
Verstand macht weder Anspruch auf Witz noch auf Scharf-
innigkeit; welche eine Art von Luxus der Köpfe abgeben,
hingegen jener sich auf das wahre Bedürfniß ein-
chränkt.

Von

Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Ansehung ihres Erkenntnißvermögens.

A.

Allgemeine Eintheilung.

§. 42. Die Fehler des Erkenntnißvermögens sind entweder Gemüthsschwächen, oder Gemüthskrankheiten. Die Krankheiten der Seele in Ansehung des Erkenntnißvermögens lassen sich unter zwey Hauptgattungen bringen. Die eine ist die Grillenkrankheit (Hypochondrie) und die andere das gestöhrte Gemüth (Manie). Bey der ersteren ist sich der Kranke wohl bewußt, daß es mit dem Laufe seiner Gedanken nicht richtig zugehe; indem den Gang derselben zu richten, ihn aufzuhalten oder anzutreiben, seine Vernunft nicht hinreichende Gewalt über sich selbst hat. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmernisse, mithin Launen, wechseln, wie das Wetter, das man nehmen muß, wie es sich findet, in ihm ab. — Das zweyte ist ein willkührlicher Lauf seiner Gedanken, der seine eigene (subjective) Regel hat, welche aber den (objectiven), mit Erfahrungsgesetzen zusammenstimmenden, zuwider läuft.

In Ansehung der Sinnenvorstellung ist die Gemüthsstöhrung entweder Unsinnigkeit oder Wahnsinn. Als Verkehrtheit der Urtheilskraft und der Vernunft, heist sie Wahnwitz oder Aberwitz. Wer bey seinen Einbildungen die Vergleichung mit den Gesetzen der Erfahrung habituell unterläßt (wachend träumet), ist Phantast (Grillenfänger); ist er es mit Affect, so heißt er

Enthusiast. Unerwartete Anwandlungen des Phan-sten heißen Ueberfälle der Phantasterey (raptus).

Der Einfältige, Unkluge, Dumme, Geck, Thor und [N]arr unterscheiden sich vom Gestöhrten nicht blos in [G]raden, sondern in der verschiedenen Qualität ihrer Ge-müthsverstimmung, und jene gehören, ihrer Gebrechen [w]egen, noch nicht ins Narrenhospital, d. i. einen Ort, wo Menschen, unerachtet der Reife und Stärke ihres Alters, doch in Ansehung der geringsten Lebensangelegenheiten durch fremde Vernunft in Ordnung gehalten werden müssen. — Wahnsinn mit Affect ist Tollheit; welche oft original dabey aber unwillkührlich anwandelnd seyn kann und alsdann, wie die dichterische Begeisterung (furor poeticus), an das Genie gränzt; ein solcher Anfall aber der leichteren, aber ungeregelten Zuströhmung von Ideen, wenn er die Vernunft trifft, heist Schwärmerey. Das Hinbrüten über einer und derselben Idee, die [d]och keinen möglichen Zweck hat, z. B. über den Verlust [e]ines Gatten, der doch ins Leben nicht zurückzurufen ist, [u]m in dem Schmerz selbst Beruhigung zu suchen, ist [st]umme Verrücktheit. — Der Aberglaube ist [m]ehr mit dem Wahnsinn; die Schwärmerey mit dem [W]ahnwitz zu vergleichen. Der letztere Kopfkranke [w]ird oft auch (mit gemildertem Ausdrucke) exaltirt, [au]ch wohl excentrischer Kopf genannt.

Das Irrereden in Fiebern, oder der mit Epilepsie [ve]rwandte Anfall von Raserey, welcher bisweilen durch [st]arke Einbildungskraft beym bloßen starren Anblick eines [R]asenden sympathetisch erregt wird (weshalb es auch [Le]uten von sehr beweglichen Nerven nicht zu rathen ist, [ih]re Curiosität bis zu den Clausen dieser Unglücklichen

zu

zu erstrecken), ist, als vorübergehend, noch nicht für
rückung zu halten. — Was man aber einen W
nennt (nicht Gemüthskrankheit; denn darunter ve
man gewöhnlich schwermüthige Verschrobenheit de
neren Sinnes), ist mehrentheils ein an Wahnsinn
zender Hochmuth des Menschen, dessen Ansinnen,
Andere sich selbst in Vergleichung mit ihm verachte
len, seiner eigenen Absicht (wie die eines Verrüc
gerade zuwider ist; indem er diese eben dadurch
seinem Eigendünkel auf alle mögliche Art Abbruc
thun, ihn zu zwacken, und seiner beleidigenden Tho
wegen, dem Gelächter blos zu stellen. — Gelind
der Ausdruck von einer Grille (marotte), die je
bey sich nähret: ein populär seyn sollender Grundsatz,
doch nirgend bey Klugen Beyfall findet, z. B. vo
ner Gabe der Ahndungen, gewissen dem Genius
Sokrates ähnlichen Eingebungen, gewissen in der
fahrung begründet seyn sollenden, obgleich unerklärl
Einflüssen, als der Sympathie, Antipathie, Idiosyn
(qualitates occultae), die ihm gleichsam, wie eine H
grille im Kopfe tschirpt und die doch kein anderer h
kann. — Die gelindeste unter allen Abschweifu
über die Gränzlinie des gesunden Verstandes ist
Steckenpferd; eine Liebhaberey sich an Gegenstä
der Einbildungskraft, mit denen der Verstand zur U
haltung bloß spielt, als mit einem Geschäfte geflisse
zu befassen, gleichsam ein beschäftigter Müssiggang.
alte, sich in Ruhe setzende und bemittelte Leute ist
gleichsam in die sorglose Kindheit sich wieder zurü
hende, Gemüthslage nicht allein als eine die Le
kraft immer rege erhaltende Agitation der Gesundhe

tr

glich, sondern auch liebenswürdig, dabey aber auch be-
enswerth; so doch daß der Belachte gutmüthig mit-
ien kann. — Aber auch bey Jüngeren und Beschäf-
ten dient diese Reiterey zur Erholung, und Klüglinge,
so kleine unschuldige Thorheiten mit pedantischem
nste rügen, verdienen Sterne's Zurechtweisung: „Laß
ch einen jeden auf seinem Steckenpferde die Straßen
r Stadt auf und nieder reiten: wenn er dich nur
icht nöthigt hinten aufzusitzen."

B.

Von den Gemüthsschwächen im Erkennt-
nißvermögen.

§. 43. Dem es an Witz mangelt, ist der stumpfe
Kopf (obtusum caput). Er kann übrigens, wo es auf
Verstand und Vernunft ankommt, ein sehr guter Kopf
yn; nur muß man ihm nicht zumuthen, den Poeten
i spielen: wie dem Clavius, den sein Schulmeister schon
ym Grobschmidt in die Lehre geben wollte, weil er kei-
e Verse machen konnte, der aber, als er ein mathemati-
hes Buch in die Hände bekam, ein großer Mathemati-
r ward. — Ein Kopf von langsamer Begreifung
darum noch nicht ein schwacher Kopf; so wie der von
ehenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher,
ndern oft sehr seicht ist.

Der Mangel der Urtheilskraft ohne Witz ist
ummheit (stupiditas). Derselbe Mangel aber
it Witz ist Albernheit. — Wer Urtheilskraft in

Ge-

Geschäften zeigt, ist gescheut. Hat er dabey zug Witz, so heißt er klug. — Der, welcher eine diese genschaften blos affectirt, der Witzling sowohl der Klügling, ist ein ekelhaftes Subject. — D Schaden wird man gewitzigt; wer es aber in di Schule so weit gebracht hat, daß er andere durch il Schaden klug machen kann, ist abgewitzt. — I wissenheit ist nicht Dummheit: wie eine gewisse me auf die Frage eines Akademikers: „Fressen die P de auch des Nachts?" erwiederte: Wie kann doch ei gelehrter Mann so dumm seyn?" Sonst ist es Bew von gutem Verstande, wenn der Mensch auch nur w wie er gut fragen soll (um entweder von der Natur einem anderen Menschen belehrt zu werden).

Einfältig ist der, welcher nicht viel d seinen Verstand auffassen kann; aber er ist darum n dumm, wenn er es nicht verkehrt auffaßt. Ehrlich dumm (wie einige ungebührlich den pommerschen dienten beschreiben), ist ein falscher und höchsttadelh Spruch. Er ist falsch: denn Ehrlichkeit (Pflichtbeol tung aus Grundsätzen) ist practische Vernunft. E höchsttadelhaft: weil er voraussetzt, daß ein jeder, n er sich nur dazu geschickt fühlte, betrügen würde, daß er nicht betrügt, bloß von seinem Unvermögen rühre. — Daher die Sprichwörter: „Er hat Schießpulver nicht erfunden, er wird das Land nicht rathen, er ist kein Hexenmeister" menschenfeind Grundsätze verrathen: daß man nämlich, bey Vor setzung eines guten Willens der Menschen, die wir nen, doch nicht sicher seyn könne, sondern nur

rmögen derselben. — So, sagt Hume, vertraut
Großsultan seinen Harem nicht der Tugend derjenigen,
e ihn bewachen sollen, sondern ihrem Unvermögen
schwarzen Verschnittenen) an. — In Ansehung des
fangs seiner Begriffe sehr beschränkt (bornirt)
yn, macht die Dummheit noch nicht aus, sondern
ommt auf die Beschaffenheit derselben (die
ndsätze) an. — Daß sich Leute von Schatzgräbern,
machern und Lotterichändlern hinhalten lassen, ist
ihrer Dummheit, sondern ihrem bösen Willen zuzu-
iben: ohne proportionirte eigene Bemühung auf Ko-
anderer reich zu werden. Die Verschlagenheit,
schmitztheit, Schlauigkeit (versutia, astutia) ist die
hicklichkeit, Andere zu betrügen. Die Frage ist nun:
der Betrüger klüger seyn müsse, als der, welcher
t betrogen wird, und der letztere der Dumme sey.
Treuherzige, welcher leicht vertraut (glaubt,
it giebt), wird auch wohl bisweilen, weil er ein leich-
fang für Schelme ist, obzwar sehr ungebührlich, Narr
nnt; in dem Sprichwort: wenn die Narren zu
rkte kommen, so freuen sich die Kaufleute. Es ist
r und klug, daß ich dem, der mich einmal betrogen
niemals mehr traue; denn er ist in seinen Grund-
n verdorben. Aber darum, weil mich einer betro-
hat, keinem anderen Menschen zu trauen, ist Mi-
hropie. Der Betrüger ist eigentlich der Narr. —
r wie, wenn er auf einmal durch einen großen Be-
sich in den Stand zu setzen gewußt hat, keines an-
n und seines Zutrauens mehr zu bedürfen? In dem
ändert sich wohl der Character, unter dem er er-
int, aber nur dahin: daß, anstatt der betrogene

Betrüger ausgelacht, der glückliche angespieen wird; wobey doch auch kein dauernder Vortheil ist. *)

§. 44.

*) Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist seit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber eben so befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bey weitem größter Theil durch einen alten, von dem Staat, darinn sie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern dieser ihren Verlust durch die Vortheile der Ueberlistung des Volks, unter dem sie Schutz finden, und selbst ihrer untereinander, ersetzen wollen. Nun kann dieses bey einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten, als nicht-producirenden Gliedern der Gesellschaft (z. B. der Juden in Polen), auch nicht anders seyn; mithin kann ihre, durch alte Satzungen sanctionirte, von uns (die wir gewisse heilige Bücher mit ihnen gemein haben) unter denen sie leben, selbst anerkannte Verfassung, ob sie zwar den Spruch: „Käufer thue die Augen auf" zum obersten Grundsatze ihrer Moral im Verkehr mit uns machen, ohne Inconsequenz nicht aufgehoben werden. — Statt der vergeblichen Plane dieses Volk, in Rücksicht auf den Punct des Betrugs und der Ehrlichkeit, zu moralisiren, will ich lieber meine Vermuthung vom Ursprunge dieser sonderbaren Verfassung (nämlich eines Volks von lauter Kaufleuten) angeben. — — Der Reichthum ist in den ältesten Zeiten, durch den Handel mit Indien und von da über Land bis zu den westlichen Küsten des Mittelländischen Meeres und den Häfen von Phönizien (wozu auch Palästina gehört) geführt worden. — Nun hat er zwar über manche andere Oerter z. B. Palmyra, in älteren Zeiten Tyrus, Sidon oder auch, mit einigem Absprung über Meer, als

Ezion-

§. 44. Zerstreuung (distractio) ist der Zustand ner Abkehrung der Aufmerksamkeit (abstractio) von wissen herrschenden Vorstellungen, durch Vertheilung rselben auf andere ungleichartige. Ist sie vorsetzlich, heißt sie Dissipation; die unwillkührliche aber ist wesenheit (absentia) von sich selbst.

Es ist eine von den Gemüthsschwächen, durch die productive Einbildungskraft an eine Vorstellung, auf elche man große oder anhaltende Aufmerksamkeit ver- wandt hat, geheftet zu seyn, und von ihr nicht abkom- men, d. i. den Lauf der Einbildungskraft wiederum frey

Eziongeber und Elat, auch wohl von der Arabischen Küste auf Großtheben und so über Aegypten nach jener syrischen Küste seinen Weg nehmen können; aber Palästina, worinn Jerusalem die Hauptstadt war, lag für den Caravanen- handel auch sehr vortheilhaft. Vermuthlich ist das Phä- nomen des ehemaligen Salomonischen Reichthums die Wir- kung davon und das Land umher selbst bis zur Zeit der Römer voller Kaufleute gewesen, die nach Zerstörung die- ser Stadt, weil sie mit anderen Handelsleuten dieser Spra- che und Glaubens schon vorher im ausgebreiteten Verkehr gestanden hatten, sich, sammt beyden, nach und nach in weit entfernte Länder (in Europa) verbreiten, im Zusam- menhange bleiben, und bey den Staaten, dahin sie zogen, wegen der Vortheile ihres Handels Schutz finden konnten; — so, daß ihre Zerstreuung in alle Welt mit ihrer Verei- nigung in Religion und Sprache gar nicht auf Rechnung eines über dieses Volk ergangenen Fluchs gebracht, son- dern vielmehr als Segnung angesehen werden muß: zumal der Reichthum derselben, als Individuen geschätzt, wahrscheinlich den eines jeden anderen Volks von gleicher Personenzahl jetzt übersteigt.

machen zu können. Wenn dieses Uebel habituell u
einen und denselben Gegenstand gerichtet wird, s
es in Wahnsinn ausschlagen. In Gesellschaft ze
zu seyn, ist unhöflich, oft auch lächerlich.
Frauenzimmer ist dieser Anwandlung gewöhnlich
unterworfen; sie müßten denn sich mit Gelehrs
abgeben. Ein Bedienter, der in seiner Aufwartun
Tische zerstreut ist, hat gemeiniglich etwas Arges,
der was er vorhat, oder wovon er die Folge besor
Kopfe.

Aber sich zu zerstreuen, d. i. seiner
kührlich reproductiven Einbildungskraft eine Di
machen, z. B. wenn der Geistliche seine memorirt
digt gehalten, und das Nachrumoren im Kopf
dern will, dieß ist ein nothwendiges, zum Thei
künstliches Verfahren der Vorsorge für die Gesu
seines Gemüths. Ein anhaltendes Nachdenken
nen und denselben Gegenstand läßt gleichsam einen
klang zurück, der (wie eben dieselbe Musik zu
Tanze, wenn sie lange fortdauert, dem von der L
keit zurückkehrenden noch immer nachsummt, od
Kinder ein und dasselbe bon mot von ihrer Art
nehmlich wenn es rhythmisch klingt, unaufhörlich
holen) — der, sage ich, den Kopf belästigt un
durch Zerstreuung und Verwendung der Aufmerks
auf andere Gegenstände, z. B. Lesung der Zeit
gehoben werden kann. — Das sich Wiedersam
(collectio animi), um zu jeder neuen Beschäftig
reit zu seyn, ist eine die Gesundheit des Gemüths
dernde Herstellung des Gleichgewichts seiner Seele

Dazu ist gesellschaftliche, mit wechselnden Materien, — gleich einem Spiel — angefüllte Unterhaltung das heilsamste Mittel; sie muß aber nicht von einer auf die andere, wider die natürliche Verwandschaft der Ideen, abspringend seyn; denn sonst geht die Gesellschaft im Zustande eines zerstreuten Gemüths auseinander, indem das Hundertste mit dem tausendsten vermischt, und Einheit der Unterredung gänzlich vermißt wird, also das Gemüth sich verwirrt findet, und einer neuen Zerstreuung bedarf, um jene los zu werden.

Man sieht hieraus: daß es eine (nicht gemeine) zur Diätetik des Gemüths gehörige Kunst für Beschäftigte giebt, sich zu zerstreuen, um Kräfte zu sammeln. — Wenn man aber seine Gedanken gesammelt, d. i. in Bereitschaft gesetzt hat, sie nach beliebiger Absicht zu benutzen, so kann man doch den, der an einem nicht schicklichen Orte, oder in einem dergleichen Geschäfts-Verhältniß zu Anderen seinen Gedanken geflissentlich nachhängt, und darüber jene Verhältnisse nicht in Acht nimmt, nicht den Zerstreuten nennen, sondern ihm nur Geistesabwesenheit vorwerfen, welche freylich in der Gesellschaft etwas Unschickliches ist. — Es ist also eine nicht gemeine Kunst sich zu zerstreuen, ohne doch jemals zerstreut zu seyn; welches letztere, wenn es habituell wird, dem Menschen, der diesem Uebel unterworfen ist, das Ansehen eines Träumers giebt, und ihn für die Gesellschaft unnütze macht; indem er seiner, durch keine Vernunft geordneten, Einbildungskraft in ihrem freyen Spiel blindlings folgt. — Das Romanlesen hat, ausser manchen anderen Verstimmungen des Gemüths, auch die-

 ses

ses zur Folge, daß es die Zerstreuung habituell macht. Denn ob es gleich, durch Zeichnung von Characteren, die sich wirklich unter Menschen auffinden lassen (wenn gleich mit einiger Uebertreibung), den Gedanken einen *Zusammenhang* als in einer wahren Geschichte giebt, deren Vortrag immer auf gewisse Weise *systematisch* seyn muß, so erlaubt es doch zugleich dem Gemüth, während dem Lesen Abschweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit einzuschieben, und der Gedankengang wird *fragmentarisch*, so daß man die Vorstellungen eines und desselben Objects zerstreut (sparsim), nicht verbunden (conjunctim), nach Verstandeseinheit im Gemüthe spielen läßt. Der Lehrer von der Kanzel, oder im academischen Hörsaal, oder auch der Gerichtsankläger oder Advocat, wenn er im freyen Vortrage (aus dem Stegreif), allenfalls auch im Erzählen, Gemüthsfassung beweisen soll, muß *drey* Aufmerksamkeiten beweisen: erstlich des Sehens auf das was er *jetzt* sagt, um es klar vorzustellen; zweytens des Zurücksehens auf das, was er *gesagt hat* und dann drittens des Vorhersehens auf das, was er eben nun *sagen will*. Denn unterläßt er die Aufmerksamkeit auf eines dieser drey Stücke, nämlich sie in dieser Ordnung zusammenzustellen, so bringt er sich selbst und seinen Zuhörer oder Leser in Zerstreuung, und ein sonst guter Kopf kann doch nicht von sich ablehnen, ein *confuser* zu heissen.

§. 45. Ein an sich gesunder Verstand (ohne Gemüthsschwäche) kann doch auch mit Schwächen in Ansehung seiner Ausübung begleitet seyn, die entweder *Aufschub* zum *Wachsthum* bis zur gehörigen Reife, oder

auch

uch Stellvertretung seiner Person durch eine an-
ere in Ansehung der Geschäfte, die von bürgerlicher
Qualität sind, nothwendig machen. Die (natürliche
der gesetzliche) Unfähigkeit eines übrigens gesunden
Menschen zum eigenen Gebrauch seines Verstandes in
ürgerlichen Geschäften, heißt Unmündigkeit; ist
iese in der Unreife des Alters gegründet, so heißt sie
Kinderjährigkeit (Minorennität); beruht sie aber
uf gesetzlichen Einrichtungen, in Rücksicht auf bürgerli-
je Geschäfte, so kann sie die gesetzliche oder bür-
erliche Unmündigkeit genannt werden.

Kinder sind natürlicherweise unmündig und ihre
eltern ihre natürlichen Vormünder. Das Weib in
dem Alter wird für bürgerlich-unmündig erklärt; der
hemann ist ihr natürlicher Curator. Wenn sie aber mit
m in getheilten Gütern lebt, ist es ein Anderer. —
enn ob gleich das Weib, nach der Natur ihres Ge-
lechts, Mundwerks genug hat, sich und ihren Mann,
nn es aufs Sprechen ankommt, auch vor Gericht (was
s Mein und Dein betrifft) zu vertreten, mithin dem
uchstaben nach gar für übermündig erklärt werden
nnte, so können die Frauen doch, so wenig es ihrem
eschlecht zusteht in den Krieg zu ziehen, eben so wenig
e Rechte persönlich vertheidigen, und Staatsbürger-
je Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst ei-
s Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmün-
gkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie
Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermö-
nder; weil hier das Recht des Schwächeren ein-
t, welches zu achten und zu vertheidigen, sich das

 männ-

männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt.

Aber sich selbst unmündig zu machen, so herabwürdigend es auch seyn mag, ist doch sehr bequem und natürlicherweise kann es nicht an Häuptern fehlen, die diese Lenksamkeit des großen Haufens (weil er von selbst sich schwerlich vereinigt) zu benutzen, und die Gefahr, sich, ohne Leitung eines Anderen, seines eigenen Verstandes zu bedienen, als sehr groß, ja als tödtlich vorzustellen wissen werden. Staatsoberhäupter nennen sich Landesväter, weil sie es besser als ihre Unterthanen verstehen, wie diese glücklich zu machen sind; das Volk aber ist, seines eigenen Besten wegen, zu einer beständigen Unmündigkeit verurtheilt, und wenn Adam Smith von jenen ungebührlicherweise sagt: „sie wären selbst, ohne Ausnahme unter allen die größten Verschwender," so wird er doch durch die in manchen Ländern ergangenen (weisen!) Aufwandgesetze kräftig widerlegt.

Der Clerus hält den Laiker strenge und beständig in seiner Unmündigkeit. Das Volk hat keine Stimme und kein Urtheil in Ansehung des Weges, den es zum Himmelreich zu nehmen hat. Es bedarf nicht eigener Augen des Menschen, um dahin zu gelangen; man wird ihn schon leiten, und wenn ihm gleich heilige Schriften in die Hände gegeben werden, um mit eigenen Augen zu sehen, so wird er doch zugleich von seinen Leitern gewarnet, „nichts anders darinn zu finden, als was diese darinn zu finden versichern" und überall ist mechanische Handhabung der Menschen unter dem Regiment Anderer

das

das sicherste Mittel zu Befolgung einer gesetzlichen Ordnung.

Gelehrte lassen sich in Ansehung der häuslichen Anordnungen gemeiniglich gern von ihren Frauen in der Unmündigkeit erhalten. Ein unter seinen Büchern begrabener Gelehrter antwortete auf das Geschrey eines Bedienten, es sey in einem der Zimmer Feuer: „ihr wißt, daß dergleichen Dinge für meine Frau gehören." — Endlich kann auch von Staats wegen die schon erworbene Mündigkeit eines Verschwenders einen Rückfall in die bürgerliche Unmündigkeit nach sich ziehen; wenn er nach dem gesetzlichen Eintritt in die Majorennität eine Schwäche des Verstandes in Absicht auf die Verwaltung seines Vermögens zeigt, die ihn als Kind oder Blödsinnigen darstellt; worüber aber das Urtheil außer dem Felde der Anthropologie liegt.

§. 46. Einfältig (hebes), ähnlich einem nicht gestählten Messer oder Beil, ist der, welchem man nichts beybringen kann; der zum lernen unfähig ist. Der nur zum Nachahmen geschickt ist, heißt ein Pinsel; dagegen der, welcher selbst Urheber eines Geistes- oder Kunstproducts seyn kann, ein Kopf. (Ganz unterschieden ist davon Einfalt, im Gegensatz der Künsteley, von der man sagt: „vollkommene Kunst wird wieder zur Natur" und zu der man nur spät gelangt.) ein Vermögen durch Ersparung der Mittel — d. i. ohne Umschweif — zu eben demselben Zweck zu gelangen. Der diese Gabe besitzt (der Weise), ist, bey seiner Einfalt, gar nicht einfältig.

den Cretinen des Wallliserlandes), oder auch nur eben zur blos mechanischen Nachahmung äußerer, durch Thiere-möglichen Handlungen (Sägen, Graben rc.) zu reicht, heißt Blödsinnigkeit und kann nicht wohl Seelenkrankheit, sondern eher Seelenlosigkeit betitelt werden.

B.

Von den Gemüthskrankheiten.

§. 47. Die oberste Eintheilung ist, wie bereits oben bemerkt worden, die in Grillenkrankheit (Hypochondrie) und das gestörte Gemüth (Manie). Die Benennung der ersteren ist von der Analogie des Aufmerkens auf den tschirp oden Laut einer Heime (Hausgrille) in der Stille der Nacht hergenommen, welcher die Ruhe des Gemüths stört, die zum Schlafen erfordert wird. Die Krankheit des Hypochondristen besteht nun darinn: daß gewisse innere körperliche Empfindungen nicht sowohl ein wirklich vorhandenes Uebel im Körper entdecken, als vielmehr es nur besorgen lassen und die menschliche Natur von der besonderen Beschaffenheit ist (die das Thier nicht hat), durch Aufmerksamkeit auf gewisse locale Eindrücke das Gefühl derselben zu verstärken oder auch anhaltend zu machen; da hingegen, eine entweder vorsetzliche oder durch andere zerstreuende Beschäftigungen bewirkte Abstraction, jene nachlassen, und wenn die letztere habituell wird, gar wegbleiben macht *). Auf solche Weise wird die Hypochondrie, als Gril-

*) Ich habe in einer andern Schrift angemerkt: daß Abwendung der Aufmerksamkeit von gewissen schmerzhaften Em-

rillenkrankheit, die Ursache von Einbildungen körperl
cher Uebel, von denen sich der Patient bewußt ist, daß
s Einbildungen sind, von Zeit zu Zeit aber sich nicht
ntbrechen kann, sie für etwas wirkliches zu halten, oder,
mgekehrt, aus einem wirklichen körperlichen Uebel (wie
as der Beklommenheit aus eingenommenen blähenden
Speisen nach der Mahlzeit) sich Einbildungen von al-
rley bedenklichen äußeren Begegnissen und Sorgen über
in Geschäfte zu machen, die sobald verschwinden, als,
ach vollendeter Verdauung, die Blähung aufgehört
at. — — Der Hypochondrist ist ein Grillenfän-
er (Phantast) von der kümmerlichsten Art: eigensinnig
ch seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen, und
em Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine
ebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind
mit Pillen aus Brotkrumen statt Arzneymitteln) beruhi-
en kann; und wenn dieser Patient, der vor immerwäh-
enden Kränkeln nie krank werden kann, medizinische Bü-
her zu Rathe zieht, so wird er vollends unerträglich; weil
r alle die Uebel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er
n Buche liest. — — Zum Kennzeichen dieser Einbil-
ungskrankheit dient die außerordentliche Lustigkeit, der
bhafte Witz und das fröhliche Lachen, denen sich dieser
kranke bisweilen überlassen fühlt, und so das immer
andelbare Spiel seiner Launen ist. Die auf kindische
rt ängstliche Furcht vor dem Gedanken des Todes,
ährt diese Krankheit. Wer aber über diesen Ge-
dan-

Empfindungen und Anstrengung derselben auf irgend ei-
nen andern willkührlich in Gedanken gefaßten Gegenstand
vermögend ist, jene so weit abzuwehren: daß sie nicht in
Krankheit ausschlagen können.

danken nicht mit männlichem Muthe wegsieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

Noch diesseits der Gränze des gestörten Gemüths ist der plötzliche Wechsel der Launen (raptus). Ein unerwarteter Absprung von einem Thema zu einem ganz verschiedenen, den sich niemand gewärtigt. Bisweilen geht er vor jener Störung, die er ankündigt, vorher: oft aber ist der Kopf schon so verkehrt gestellt, daß diese Ueberfälle der Regellosigkeit bey ihm zur Regel werden. — Der Selbstmord ist oft bloß die Wirkung von einem Raptus. Denn der, welcher sich in der Heftigkeit des Affects die Gurgel abschneidet, läßt sich bald darauf geduldig sie wieder zunähen.

Die Tiefsinnigkeit (melancholia) kann auch ein bloßer Wahn von Elend seyn, den sich der Trübsinnige (zum Grämen geneigte) Selbstquäler schafft. Sie ist selber zwar noch nicht Gemüthsstörung, kann aber wohl dahin führen. — Uebrigens ist es ein verfehlter, doch oft vorkommender Ausdruck: von einem tiefsinnigen Mathematiker (z. B. Prof. Hausen) zu reden, indessen daß man bloß den tiefdenkenden meynt.

§. 48. Das Irrereden (delirium) des Wachenden im fieberhaften Zustande ist eine körperliche Krankheit und bedarf medicinischer Vorkehrungen. Nur der Irreredende, bey welchem der Arzt keine solche krankhaften Zufälle wahrnimmt, heißt verrückt; wofür das Wort gestört nur ein mildernder Ausdruck ist. Wenn also jemand vorsetzlich ein Unglück angerichtet hat, und nun, ob und welche Schuld deswegen auf ihm hafte, die

Frage

rage ist, mithin zuvor ausgemacht werden muß, ob er mals verrückt gewesen sey oder nicht, so kann das Gericht ihn nicht an die medicinische, sondern müßte (der Incompetenz des Gerichtshofes halber) ihn an die philosophische Facultät verweisen. Denn die Frage: ob der Angeklagte bey seiner That im Besitz seines natürlichen Verstandes und Beurtheilungsvermögens gewesen sey, ist gänzlich psychologisch und, obgleich körperliche Verschrobenheit der Seelenorganen vielleicht wohl bisweilen die Ursache einer unnatürlichen Uebertretung des (jedem Menschen beywohnenden) Pflichtgesetzes seyn möchte, so sind die Aerzte und Physiologen überhaupt doch nicht so weit, um das Maschinenwesen im Menschen so tief einzusehen, daß sie die Anwandlung zu einer solchen Gräuelthat daraus erklären, oder (ohne Anatomie des Körpers) sie vorher sehen könnten; und, eine gerichtliche Arzneykunde (medicina forensis) ist —. wenn es auf die Frage ankommt: ob der Gemüthszustand des Thäters Verrückung, oder mit gesundem Verstande genommene Entschließung gewesen sey — Einmischung in fremdes Geschäfte, was man der Richter nichts versteht, wenigstens es, als zu seinem Forum nicht gehörend, an eine andere Fakultät verweisen muß *).

§. 49.

*) So erklärte ein solcher Richter in dem Falle: da eine Person, die, weil sie zum Zuchthause verurtheilt war und aus Verzweiflung ein Kind umbrachte, diese für verrückt, und so für frey von der Todesstrafe. — Denn, sagte er: wer aus falschen Prämissen wahre Schlüsse folgert, ist verrückt. Nun nahm jene Person es als Grundsatz an: daß die Zuchthausstrafe eine unauslöschliche Entehrung sey, die ärger ist als der Tod (welches doch falsch ist), und kann durch

§. 49. Es ist schwer eine systematische Eintheilung in das zu bringen, was wesentliche und unheilbare Unordnung ist. Es hat auch wenig Nutzen sich damit zu befassen; weil, da die Kräfte des Subjects dahin nicht mitwirken (wie es wohl bey körperlichen Krankheiten der Fall ist), und doch nur durch den eigenen Verstandesgebrauch dieser Zweck erreicht werden kann, alle Heilmethode in dieser Absicht fruchtlos ausfallen muß. Indessen fordert doch die Anthropologie, obgleich sie hiebey nur indirect pragmatisch seyn kann, nämlich nur Unterlassungen zu gebieten, wenigstens einen allgemeinen Abriß dieser tiefsten, aber von der Natur herrührenden Erniedrigung der Menschheit zu versuchen. Man kann die Verrückung überhaupt in die tumultuarische, methodische und systematische eintheilen.

1) Unsinnigkeit (amentia) ist das Unvermögen, seine Vorstellungen auch nur in den zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zusammenhang zu bringen. In den Tollhäusern ist das weibliche Geschlecht, seiner Schwatzhaftigkeit halber, dieser Krankheit am meisten unterworfen; nämlich unter das, was sie erzählen, so viel Einschiebsel ihrer lebhaften Einbildungskraft zu machen, daß niemand begreift, was sie eigentlich sagen wollten. Diese erste Verrückung ist tumultuarisch.

2) Wahn

durch den Schluß daraus auf den Vorsatz, sich den Tod zu verdienen. — Folglich war sie verrückt und, als eine solche, der Todesstrafe zu überheben. — Auf den Fuß dieses Arguments möchte es wohl leicht seyn, alle Verbrecher für Verrückte zu erklären, die man bedauren und curiren, aber nicht bestrafen müßte.

2) **Wahnsinn** (dementia) ist diejenige Störung des Gemüths, da alles, was der Verrückte erzählt, zwar den formalen Gesetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäß ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden. Von der Art sind diejenigen, welche allerwärts Feinde um sich zu haben glauben; die alle Mienen, Worte oder sonstige gleichgültige Handlungen Andrer als auf sich abgezielt, und als Schlingen betrachten, die ihnen gelegt werden. — Diese sind in ihrem unglücklichen Wahn oft so scharfsinnig in Auslegung dessen, was Andere unbefangen thun, um es als auf sich angelegt auszudeuten, daß, wenn die Data nur wahr wären, man ihrem Verstande alle Ehre müßte wiederfahren lassen. — Ich habe nie gesehen, daß jemand von dieser Krankheit je geheilt worden ist (denn es ist eine besondere Anlage mit Vernunft zu rasen). Sie sind aber doch nicht zu den Hospitalnarren zu zählen; weil sie, nur für sich selbst besorgt, ihre vermeynte Schlauigkeit nur auf ihre eigene Erhaltung richten, ohne andere in Gefahr zu setzen, mithin nicht Sicherheitshalber eingeschlossen zu werden bedürfen. Diese zweyte Verrückung ist **methodisch**.

3) **Wahnwitz** (insania) ist eine gestörte **Urtheilskraft**; wodurch das Gemüth durch Analogien hingehalten wird, die mit Begriffen einander ähnlicher Dinge verwechselt werden, und so die Einbildungskraft ein dem Verstande ähnliches Spiel der Verknüpfung disparater Dinge als das Allgemeine vorgaukelt, worunter die letzteren Vorstellungen enthalten waren. Die Seelen-

kranken dieser Art sind mehrentheils sehr vergnügt; dichten abgeschmackt, und gefallen sich in dem Reichthum einer so ausgebreiteten Verwandschaft sich, ihrer Meinung nach, zusammenreimender Begriffe. — Der Wahnsinnige dieser Art ist nicht zu heilen; weil er, wie die Poesie überhaupt, schöpferisch und durch Mannigfaltigkeit unterhaltend ist. — Diese dritte Verrückung ist zwar methodisch, aber nur fragmentarisch.

4) Aberwitz (vesania) ist die Krankheit einer gestörten Vernunft. — Der Seelenkranke überfliegt die ganze Erfahrungsleiter und hascht nach Principien, die des Probiersteins der Erfahrung ganz überhoben seyn können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Cirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimnisses der Dreyeinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten, und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserey entfernt; weil er mit voller Selbstgnügsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht. — Diese vierte Art der Verrückung könnte man systematisch nennen.

Denn es ist in der letzteren Art der Gemüthsstörung, nicht blos Unordnung und Abweichung von der Regel des Gebrauchs der Vernunft, sondern auch positive Unvernunft, d. i. eine andere Regel, ein ganz verschiedener Standpunkt, worein, so zu sagen, die Seele versetzt wird, und aus dem sie alle Gegenstände anders

sieht

ht, und aus dem Sensorio communi, das zur Ein-
it des Lebens (des Thiers) erfordert wird, sich in
nen davon entfernten Platz versetzt findet (daher das
Wort Verrückung). Wie eine bergigte Landschaft,
us der Vogelperspectiv gezeichnet, ein ganz anderes Ur-
eil über die Gegend veranlaßt, als wenn sie von der
bene aus betrachtet wird. Zwar fühlt oder sieht die
Seele sich nicht an einer andern Stelle (denn sie kann
ch selbst nach ihrem Orte im Raum, ohne einen Wider-
pruch zu begehen, nicht wahrnehmen, weil sie sich sonst
ls Object ihres äußeren Sinnes anschauen würde, da
e sich selbst nur Object des inneren Sinnes seyn
ann); aber man erklärt sich dadurch, so gut wie man
ann, die sogenannte Verrückung. — Es ist aber ver-
wunderungswürdig, daß die Kräfte des zerrütteten Ge-
müths sich doch in einem System zusammenordnen, und
ie Natur auch sogar in die Unvernunft ein Princip der
Verbindung derselben zu bringen strebt, damit das Den-
kungsvermögen, wenn gleich nicht objectiv zum wahren
Erkenntniß der Dinge, doch blos subjectiv zum Behuf
es thierischen Lebens, nicht unbeschäftigt bleibe.

Dagegen zeigt der Versuch, sich selbst durch physi-
sche Mittel in einem Zustande, welcher der Verrückung
nahe kommt, und in den man sich willkührlich versetzt, zu
beobachten, um durch diese Beobachtung auch den unwill-
kührlichen besser einzusehen, Vernunft genug, den Ursachen
der Erscheinungen nachzuforschen. Aber es ist gefährlich,
mit dem Gemüth Experimente, und es in gewissem Grade
krank zu machen, um es zu beobachten, und durch Erschei-
nungen, die sich da vorfinden möchten, seine Natur zu

 er-

erforschen. — So will Helmont, nach Einnehmung einer gewissen Dosis Napell (einer Giftwurzel) eine Empfindung wahrgenommen haben, als ob er im Magen dächte. Ein anderer Arzt vergrößerte nach und nach die Gabe Kampher, bis es ihm vorkam, als ob alles auf der Straße in großem Tumult wäre. Mehrere haben mit dem Opium so lange an sich experimentirt, bis sie in Gemüthsschwäche fielen, wenn sie nachließen dieses Hülfsmittel der Gedankenbelebung ferner zu gebrauchen. — Ein gekünstelter Wahnsinn könnte leicht ein wahrer werden.

Zerstreute Anmerkungen.

§. 50. Mit der Entwickelung der Keime zur Fortpflanzung entwickelt sich zugleich der Keim der Verrückung; wie diese dann auch erblich ist. Es ist gefährlich in Familien zu heurathen, wo auch nur ein einziges solches Subject vorgekommen ist. Denn es mögen auch noch so viel Kinder eines Ehepaars seyn, die vor dieser schlimmen Erbschaft bewahrt bleiben, weil sie, z. B. insgesammt dem Vater, oder seinen Aeltern und Voräl tern nachschlagen, sie kömmt doch, wenn die Mutter in ihrer Familie nur ein verrücktes Kind gehabt hat, (ob sie selbst gleich von diesem Uebel frey ist), einmal in dieser Ehe ein Kind zum Vorschein, welches in die mütterliche Familie einschlägt (wie man es auch aus der Gestaltähnlichkeit abmerken kann), und angeerbte Gemüthsstörung an sich hat.

Man will öfters die zufällige Ursache dieser Krankheit anzugeben wissen, so daß sie als nicht angeerbt, sondern

ern zugezogen, vorgestellt werden solle, als ob der Unglückliche selbst daran schuld sey. „Er ist aus Liebe toll geworden" sagt man von dem einen; von dem Anderen: „Er wurde aus Hochmuth verrückt;" von einem Dritten wohl gar: „Er hat sich überstudirt." — Die Verliebung in eine Person von Stande, der die Ehe zuzumuthen die größte Narrheit ist, war nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Tollheit, und was den Hochmuth anlangt, so setzt die Zumuthung eines nichts bedeutenden Menschen an andere, sich vor ihm zu bücken, und der Anstand sich gegen ihn zu brüsten, eine Tollheit voraus, ohne die er auf ein solches Betragen nicht gefallen seyn würde.

Was aber das Ueberstudiren *) anlangt, so hat es damit wohl keine Noth, um junge Leute davor zu warnen. Es bedarf hier bey der Jugend eher der Sporen, als des Zügels. Selbst die heftigste und anhaltendste Anstrengung in diesem Punct kann wohl das Gemüth ermüden, so daß der Mensch darüber gar der Wissenschaft gram wird, aber es nicht verstimmen, wo es nicht vorher schon verschroben war, und daher Geschmack an mystischen Büchern und an Offenbarungen fand, die über den gesunden Menschenverstand hin-

*) Daß sich Kaufleute überhandeln, und über ihre Kräfte in weitläuftigen Planen verlieren, ist eine gewöhnliche Erscheinung. Für die Uebertreibung des Fleißes junger Leute aber (wenn ihr Kopf nur sonst gesund war) haben besorgte Aeltern nichts zu fürchten. Die Natur verhütet solche Ueberladungen des Wissens schon von selbst dadurch, daß dem Studirenden die Dinge anekeln, über die er kopfbrechend und doch vergeblich gebrütet hat.

hinausgehen. Dahin gehört auch der Hang, sich dem Lesen der Bücher, die eine gewisse heilige Salbung enthalten haben, blos dieses Buchstabens halber, ohne das moralische dabey zu beabsichtigen, ganz zu widmen, wofür ein gewisser Autor den Ausdruck: „Er ist schrifttoll" ausgefunden hat.

Ob es einen Unterschied zwischen der allgemeinen Tollheit (delirium generale) und der an einem bestimmten Gegenstande haftenden (delirium circa objectum) gebe, daran zweifle ich. Die Unvernunft (die etwas Positives, nicht bloßer Vernunftmangel ist) ist, eben sowohl wie die Vernunft, eine bloße Form, der die Objecte können angepaßt werden, und beyde sind also aufs Allgemeine gestellt. Was nun aber beym Ausbruche der verrückten Anlage (der gemeiniglich plötzlich geschieht) dem Gemüthe zuerst in den Wurf kommt (die zufällig aufstoßende Materie, worüber nachher gefaselt wird), darüber schwärmt nun der Verrückte fortan vorzüglich; weil es durch die Neuigkeit des Eindrucks stärker, als das übrige Nachfolgende, in ihm haftet.

Man sagt auch von jemanden, dem es im Kopfe übergesprungen ist: „er hat die Linie passirt;" gleich als ob ein Mensch, der zum erstenmal die Mittellinie des heißen Weltstrichs überschreite, in Gefahr sey, den Verstand zu verlieren. Aber das ist nur Mißverstand. Es will nur soviel sagen, als: der Geck, der um ohne lange Mühe durch eine Reise nach Indien auf einmal Gold zu fischen hoft, entwirft schon hier als Narr seinen Plan; während dessen Ausführung aber wächst die junge Toll-

heit, und bey seiner Zurückkunft, wenn ihm auch das Glück hold gewesen, zeigt sie sich entwickelt, in ihrer Vollkommenheit.

Der Verdacht: daß es mit jemandes Kopf nicht richtig sey, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht, oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer gesticulirt. — Mehr noch, wenn er sich mit Eingebungen begnadigt, oder heimgesucht und mit höheren Wesen im Gespräche und Umgange zu seyn glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieser übersinnlichen Anschauungen vielleicht für fähig einräumt, sich selbst aber dazu nicht auserwählt zu seyn wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünschen gesteht, und also sich ausnimmt.

Das einzige allgemeine Merkmal der Verrücktheit ist der Verlust des Gemeinsinnes (sensus communis), und der dagegen eintretende logische Eigensinn (sensus priuatus), z. B. ein Mensch sieht am hellen Tage auf seinem Tisch ein brennendes Licht, was doch ein Anderer dabeystehende nicht sieht, oder hört eine Stimme, die kein Anderer hört. Denn es ist ein subjectivnothwendiger Probierstein der Richtigkeit unserer Urtheile überhaupt und also auch der Gesundheit unseres Verstandes: daß wir diesen auch an den Verstand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unsrigen isoliren, und mit unserer Privatvorstellung doch gleichsam öffentlich urtheilen. Daher das Verbot der Bücher, die blos auf theoretische Meynungen gestellet sind (vornehmlich wenn sie aufs gesetzliche Thun und

Lassen gar nicht Einfluß haben), die Menschheit beleidigt. Denn man nimmt uns ja dadurch, wo nicht das einzige, doch das größte und brauchbarste Mittel unsere **eigene** Gedanken zu berichtigen, welches dadurch geschieht, daß wir sie öffentlich aufstellen, um zu sehen, ob sie auch mit Anderer ihrem Verstande zusammenpassen; weil sonst etwas blos subjectives (z. B. Gewohnheit oder Neigung) leichtlich für objectiv würde gehalten werden: als wenn gerade der Schein besteht, von dem man sagt, er betrügt, oder vielmehr wodurch man verleitet wird, in der Anwendung einer Regel sich selbst zu betrügen. — Der, welcher sich an diesen Probierstein gar nicht kehrt, sondern es sich in den Kopf setzt, den Privatsinn, ohne, oder selbst wider den Gemeinsinn, schon für gültig anzuerkennen, ist einem Gedankenspiel hingegeben, wobey er nicht in einer mit anderen gemeinsamen Welt, sondern (wie im Traum) in seiner eigenen sich sieht, verfährt und urtheilt. — Bisweilen kann es doch blos an den Ausdrücken liegen, wodurch ein sonst helldenkender Kopf seine äußern Wahrnehmungen Anderen mittheilen will, daß sie nicht mit dem Princip des Gemeinsinnes zusammenstimmen wollen, und er auf seinem Sinne beharret. So hatte der geistvolle Verfasser der Oceana **Harington** die Grille, daß seine Ausdünstungen (effluuia) in Form der Fliegen von seiner Haut absprängen. Es können dieses aber wohl electrische Wirkungen auf einen mit diesem Stoff überladenen Körper gewesen seyn; wovon man auch sonst Erfahrung gehabt haben will, und er hat damit vielleicht nur eine Aehnlichkeit seines Gefühls mit diesem Absprunge, nicht das Sehen dieser Fliegen andeuten wollen.

Die

Die Verrückung mit Wuth (rabies), einem Affecte des Zorns (gegen einen wahren oder eingebildeten Gegenstand), welcher ihn gegen alle Eindrücke von außen unempfindlich macht, ist nur eine Spielart der Störung, die öfters schreckhafter aussieht, als sie in ihren Folgen ist, welche, wie der Paroxysm in einer hitzigen Krankheit, nicht sowohl im Gemüth gewurzelt, als vielmehr durch materielle Ursachen erregt wird, und oft durch den Arzt mit Einer Gabe gehoben werden kann.

Von den Talenten im Erkenntnißvermögen.

§. 51. Unter Talent (Naturgabe) versteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnißvermögens, welche nicht von der Unterweisung, sondern der natürlichen Anlage des Subjects abhängt. Sie sind der productive Witz (ingenium strictius s. materialiter dictum), die Sagacität und die Originalität im Denken (das Genie).

Der Witz ist entweder der vergleichende (ingenium comparans), oder der vernünftelnde Witz (ingenium argutans). Der Witz paart (assimilirt) heterogene Vorstellungen, die oft nach dem Gesetze der Einbildungskraft (der Association) weit auseinander liegen, und ist ein eigenthümliches Verähnlichungsvermögen, welches dem Verstande (als dem Vermögen der Erkenntniß des Allgemeinen), so fern er die Gegenstände unter Gattungen bringt, angehört. Er bedarf nachher der Urtheilskraft, um das Besondere unter dem Allgemeinen zu bestimmen, und das Denkungsvermögen zum Erkennen anzuwenden. — Witzig (im Reden oder

Schreiben) zu seyn, kann durch den Mechanism der Schule und ihren Zwang nicht erlernt werden, sondern gehört, als ein besonderes Talent, zur Liberalität der Sinnesart in der wechselseitigen Gedankenmittheilung (veniam damus petimusque vicissim); einer schwer zu erklärenden Eigenschaft des Verstandes überhaupt — gleichsam seiner Gefälligkeit — die mit der Strenge der Urtheilskraft (judicium discretiuum) in der Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere (der Gattungsbegriffe auf die der Species) contrastirt, als welche das Assimilationsvermögen sowohl, als auch den Hang dazu, einschränkt.

Von dem specifischen Unterschiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes.

A.

Von dem productiven Witze.

§. 52. Es ist angenehm, beliebt und aufmunternd, Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und so, was der Witz thut, für den Verstand Stoff zu geben, um seine Begriffe allgemein zu machen. Urtheilskraft dagegen, welche die Begriffe einschränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derselben beyträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, ist aber ernsthaft, strenge und in Ansehung der Freyheit zu denken, einschränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Thun und Lassen ist mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geschäfte. —

Jener

jener ist eher eine Blüthe der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren Grade in einem Geistesproduct beyde verbindet, ist sinnreich (perspiçax).

Witz hascht nach Einfällen; Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Burgemeistertugend (die Stadt, unter dem Oberbefehl der Burg, nach gegebenen Gesetzen zu schützen und zu verwalten). Dagegen, kühn (hardi), mit Beyseitesetzung der Bedenklichkeiten der Urtheilskraft, absprechen, wurde dem großen Verfasser des Natursystems Büffon von seinen Landsleuten zum Verdienst angerechnet, ob es zwar als Wagstück ziemlich nach Unbescheidenheit (Frivolität) aussieht. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), wie sie der Abt Trüblet reichlich aufstellte, und den Witz dabey auf die Folter spannte, macht seichte Köpfe, oder ekelt den gründlichen nach gerade an. Er ist erfinderisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben so vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen.

Der Witz mit Wortspielen ist schaal; leere Grübeley (Micrologie) der Urtheilskraft aber pedantisch. Launigter Witz heißt ein solcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoxen hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebne) Schalk hervorblickt, jemanden (oder auch seine Mey-

Meynung) zum Gelächter aufzustellen; indem das Gegentheil des Beyfallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird (Persiflage): z. B. „Swift's Kunst in der Poesie zu kriechen" oder Buttlers Hudibras; ein solcher Witz das Verächtliche durch den Contrast noch verächtlicher zu machen, ist durch die Ueberraschung des Unerwarteten sehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Witz (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundsätze in der Einkleidung aufstellt (wie Young in seinen Satyren) ein zentnerschwerer Witz genannt werden kann, weil es ein Geschäfte ist und mehr Bewunderung als Belustigung erregt.

Ein Sprichwort (proverbium) ist kein Witzwort (bon mot): denn es ist eine gemein gewordene Formel, welche einen Gedanken ausdrückt, der durch Nachahmung fortgepflanzt wird, und im Munde des Ersten wohl ein Witzwort gewesen seyn kann. Durch Sprichwörter reden ist daher die Sprache des Pöbels, und beweiset den gänzlichen Mangel des Witzes im Umgange mit der feineren Welt.

Gründlichkeit ist zwar nicht eine Sache des Witzes; aber sofern dieser durch das bildliche, was er den Gedanken anhängt, ein Vehikel oder Hülle für die Vernunft und deren Handhabung für ihre moralisch-practischen Ideen seyn kann, läßt sich ein gründlicher Witz (zum Unterschiede des seichten) denken. Als eine von den, wie es heißt, bewunderungswürdigen Sentenzen Samuel Johnsons über Weiber, wird die in Wallers Leben

an

ngeführt: „er lobte ohne Zweifel viele, die er sich zu eirathen würde gescheut haben, und heirathete vielleicht ne, die er sich geschämt haben würde, zu loben.“ Das Spielende der Antithese macht hier das ganze bewunernswürdige aus; die Vernunft gewinnt dadurch nichts.— So es aber auf streitige Fragen für die Vernunft anım, da konnte sein Freund Boswell keinen von ihm o unablässig gesuchten Orakelsspruch herauslocken, der en mindesten Witz verrathen hätte; sondern alles, was : über die Zweifler im Punkte der Religion, oder des lechts einer Regierung, oder auch nur die menschliche reyheit überhaupt herausbrachte, fiel, bey seinem natürchen und durch Verwöhnung von Schmeichlern eingewurzelten Despotism des Absprechens, auf plumpe Grobeit hinaus, die seine Verehrer Rauhigkeit *) zu ennen belieben; die aber sein großes Unvermögen eines n demselben Gedanken mit Gründlichkeit vereinigten Wites bewies. — Auch scheinen die Männer von Einflusse, ie seinen Freunden kein Gehör gaben, welche ihn als ein lrs Parlament ausnehmend taugliches Glied vorschlugen, in Talent wohl gewürdigt zu haben. — Denn der Witz, der zur Abfassung des Wörterbuchs einer Sprache

zu-

*) Boswell erzählt, daß, da ein gewisser Lord in seiner Gegenwart sein Bedauern äußerte, daß Johnson nicht eine feinere Erziehung gehabt hätte, Baretti gesagt habe: „Nein, nein, Mylord! Sie hätten mit ihm machen mögen, was sie gewollt, er wäre immer ein Bär geblieben; doch wohl ein Tanzbär? sagte der Andere, welches ein Dritter, sein Freund, dadurch zu mildern vermeynte, daß er sagte: „Er hat nichts vom Bären als das Fell.“

zureicht, langt darum noch nicht zu, Vernunftideen, die zur Einsicht in wichtigen Geschäften erforderlich sind, zu erwecken und zu beleben. — — Bescheidenheit tritt von selbst in das Gemüth dessen ein, der sich hiezu berufen sieht, und Mißtrauen in seine Talente, für sich allein nicht zu entscheiden, sondern Anderer Urtheil (allenfalls unbemerkt) auch mit in Anschlag zu bringen, war eine Eigenschaft die Johnson nie anwandelte.

B.

Von der Sagacität oder der Nachforschungsgabe.

§. 53. Um etwas zu entdecken (was entweder in uns selbst, oder anderwärts verborgen liegt), dazu gehört in vielen Fällen ein besonderes Talent, Bescheid zu wissen, wie man gut suchen soll: eine Naturgabe vorläufig zu urtheilen (judicii praevii), wo die Wahrheit wohl möchte zu finden seyn; den Dingen auf die Spur zu kommen, und die kleinsten Anlässe der Verwandschaft zu benutzen, um das Gesuchte zu entdecken oder zu erfinden. Die Logik der Schulen lehrt uns nichts hierüber. Aber ein Baco von Verulam gab ein glänzendes Beyspiel an seinem Organon von der Methode, wie durch Experimente die verborgene Beschaffenheit der Naturdinge könne aufgedeckt werden. Aber selbst dieses Beyspiel reicht nicht zu, eine Belehrung nach bestimmten Regeln zu geben, wie man mit Glück suchen solle, denn man muß immer hiebey etwas zuerst voraussetzen (von einer Hypothese anfangen), von da man seinen Gang antreten will, und das muß nach Principien, gewissen

An-

Anzeigen zu Folge, geschehen, und daran liegts eben wie man diese auswittern soll. Denn blind, auf gut Glück, da man über einen Stein stolpert und eine Erzstufe findet, hiemit auch einen Erzgang entdeckt, es zu wagen, ist wohl eine schlechte Anweisung zum Nachforschen. Dennoch giebt es Leute von einem Talent, gleichsam mit der Wünschelruthe in der Hand den Schätzen der Erkenntniß auf die Spur zu kommen, ohne daß sie es gelernt haben; was sie denn auch andere nicht lehren, sondern es ihnen nur vormachen können; weil es eine Naturgabe ist.

C.

Von der Originalität des Erkenntnißvermögens oder dem Genie.

§. 54. Etwas erfinden ist ganz was anderes als etwas entdecken. Denn die Sache, welche man entdeckt, wird als vorher schon existirend angenommen, nur daß sie noch nicht bekannt war, z. B. Amerika vor dem Columbus; was man aber erfindet, z. B. das Schießpulver, war vor dem Künstler *), der es machte,

*) Das Schießpulver war lange vor des Mönchs Schwarz Zeit schon in der Belagerung von Algeziras gebraucht worden und die Erfindung desselben scheint den Chinesen anzugehören. Es kann aber doch seyn, daß jener Deutsche, der dieses Pulver in seine Hände bekam, Versuche zur Zergliederung desselben (z. B. durch Auslaugen des darin befindlichen Salpeters, Abschwemmung der Kohle und Verbrennung des Schwefels) machte, und so es entdeckt, obgleich nicht erfunden hat.

machte, noch gar nicht bekannt. Beydes kann Verdienst seyn. Man kann aber etwas *finden* was man gar nicht sucht, (wie der Goldkoch den Phosphor), und da ist es auch gar kein Verdienst. — Nun heißt das Talent zum Erfinden das *Genie*. Man legt aber diesen Namen immer nur einem *Künstler* bey, also dem, der etwas zu *machen* versteht, nicht dem, der blos vieles kennt und *weiß*; aber auch nicht einem blos nachahmenden, sondern einem seine Werke *ursprünglich* hervorzubringen aufgelegten Künstler; endlich auch diesem nur, wenn sein Product *musterhaft* ist, d. i. wenn es verdient als Beyspiel (exemplar) nachgeahmt zu werden. — Also ist das Genie eines Menschen „die musterhafte Originalität seines Talents" (in Ansehung dieser oder jener Art von Kunstproducten). Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat *ein* Genie; da alsdann dieses Wort nicht blos die Naturgabe einer Person, sondern auch die Person selbst bedeuten soll. — In vielen Fächern Genie zu seyn ist ein *vastes* Genie (wie Leonardo da Vinci).

Das eigentliche Feld für das Genie ist das der Einbildungskraft; weil diese schöpferisch ist, und weniger, als andere Vermögen, unter dem Zwange der Regeln steht, dadurch aber der Originalität desto fähiger ist. — Der Mechanism der Unterweisung, weil diese jederzeit den Schüler zur Nachahmung nöthigt, ist dem Aufkeimen eines Genies, nämlich was seine Originalität betrifft, zwar allerdings nachtheilig. Aber jede Kunst bedarf doch gewisser mechanischer Grundregeln, nämlich der Angemessenheit des Products zur untergelegten Idee, d. i.

. i. Wahrheit in der Darstellung des Gegenstandes, der gedacht wird. Das muß nun mit Schulstrenge gelernt werden, und ist allerdings eine Wirkung der Nachahmung. Die Einbildungskraft aber auch von diesem Zwange zu befreyen, und das eigenthümliche Talent, sogar der Natur zuwider, regellos verfahren und schwärmen zu lassen, würde vielleicht originale Tollheit abgeben; die aber freylich nicht musterhaft seyn, und also auch nicht zum Genie gezählt werden würde.

Geist ist das belebende Prinzip im Menschen. In der französischen Sprache führen Geist und Witz einerley Namen, Esprit. Im Deutschen ist es anders. Man sagt: eine Rede, eine Schrift, eine Dame in Gesellschaft, u. s. w. ist schön; aber ohne Geist. Der Vorrath von Witz macht es hier nicht aus; denn man kann sich auch diesen verekeln, weil seine Wirkung nichts bleibendes hinterläßt. Wenn alle jene obgenannte Sachen und Personen geistvoll heißen sollen, so müssen sie ein Interesse erregen und zwar durch Ideen. Denn das setzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche für dergleichen Begriffe einen großen Spielraum vor sich sieht. Wie wäre es also: wenn wir das französische Wort genie mit dem deutschen eigenthümlicher Geist ausdrückten; denn unsere Nation läßt sich bereden, die Franzosen hätten ein Wort dafür aus ihrer eigenen Sprache, dergleichen wir in der unsrigen nicht hätten, sondern von ihnen borgen müßten, da sie es doch selbst aus dem lateinischen (genius) geborgt haben, welches nichts anders als einen eigenthümlichen Geist bedeutet.

Die Ursache aber, weswegen die musterhafte Originalität des Talents mit diesem *mystischen* Namen benennt wird, ist, weil der, welcher dieses hat, die Ausbrüche desselben sich nicht erklären, oder auch, wie er zu einer Kunst komme, die er nicht hat erlernen können, sich selbst nicht begreiflich machen kann. Denn *Unsichtbarkeit* (der Ursache zu einer Wirkung) ist ein Nebenbegriff vom Geiste (einem genius, der dem Talentvollen schon in seiner Geburt beygesellet worden), dessen Eingebung gleichsam er nur folgt. Die Gemüthskräfte aber müssen hiebey vermittelst der Einbildungskraft harmonisch bewegt werden; weil sie sonst nicht beleben, sondern sich einander stören würden, und das muß durch die *Natur* des Subjects geschehen: weshalb man Genie auch das Talent nennen kann, „durch welches die Natur der Kunst die Regel giebt."

§. 55. Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beygetragen haben, (indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten:) mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, *Geniemänner* (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache ausserordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen

für

ıverhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft
:m Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen
concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Die
lag ist, wie der der Quacksalber und Markt
den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher
sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staats
sse und Moral, gleich dem Eingeweiheten, oder
aber, vom Weisheitssitze herab im entscheidenden
spricht und so die Armseligkeit des Geistes zu ver
eiß. Was ist hiewieder anders zu thun, als zu la
d seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit
fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rück
nehmen?

56. Das Genie scheint auch, nach der Verschie
des Nationalschlages und des Bodens, dem es
ren ist, verschiedene ursprüngliche Keime in sich
n, und sie verschiedentlich zu entwickeln. Es
ey den Deutschen mehr in die Wurzel, bey den
n in die Krone, bey den Franzosen in die
e, und bey den Engländern in die Frucht.

ch ist der allgemeine Kopf (der alle ver
tige Wissenschaften befaßt) vom Genie, als dem
chen, unterschieden. Der erstere kann es in dem
eyn, was gelernt werden kann; nämlich der die
e Erkenntniß von dem, was in Ansehung aller
haften bisher gethan ist, besitzt (Polyhistor),
. Cäs. Scaliger. Der letztere ist der Mann,
wohl von großem Umfange des Geistes, als
Größe desselben in Allem Epoche zu machen,

 was

was er unternimmt, (wie Newton, Leibnitz). [illegible]
chitectonische, der den Zusammenhang aller [illegible]
schaften, und wie sie einander unterstützen, method[illegible]
sieht, ist ein nur subalternes aber doch nicht g[illegible]
Genie. — Es giebt aber auch gigantische [illegible]
samkeit, die doch oft cyclopisch ist, der näm[illegible]
Auge fehlt: nämlich das, der wahren Philosoph[illegible]
diese Menge des historischen Wissens, die Fr[illegible]
hundert Cameelen, durch die Vernunft zweckmäß[illegible]
nutzen.

Die bloßen Naturalisten des Kopfs (elever[illegible]
nature, Autodidacti) können in manchen Fä[illegible]
für Genies gelten, weil sie, ob sie zwar manches, [illegible]
wissen, von Anderen hätten lernen können, für [illegible]
ausgedacht haben, und in dem, was an sich kein[illegible]
des Genie's ist, doch Genie's sind: wie es, wa[illegible]
nische Künste betrifft, in der Schweitz manche [illegible]
che in diesen Künsten Erfinder sind; aber ein fr[illegible]
Wunderkind (ingenium praecox) wie in [illegible]
Heinecke, oder in Halle Baratier, von [illegible]
scher Existenz, sind Abschweifungen der Natur [illegible]
Regel, Raritäten fürs Naturaliencabinet, und [illegible]
überfrühe Zeitigung zwar bewundern, aber oft [illegible]
denen, die sie beförderten, im Grund bereuen. [illegible]

* * *

Weil am Ende der ganze Gebrauch des Er[illegible]
vermögens, zu seiner eigenen Beförderung, selbst [illegible]
retischen Erkenntnisse, doch der Vernunft bedarf, [illegible]

gel giebt, nach welcher es allein befördert werden so kann man den Anspruch, den die Vernunft an macht, in die drey Fragen zusammenfassen, welche den drey Fakultäten desselben gestellt sind:

s will ich? (frägt der Verstand) *)

rauf kommts an? (frägt die Urtheilskraft)

s kommt heraus? (frägt die Vernunft.)

Die Köpfe sind in der Fähigkeit der Beantwortung dieser drey Fragen sehr verschieden. — Die erste ert nur einen klaren Kopf sich selbst zu verstehen; diese Naturgabe ist, bey einiger Cultur, ziemlich n; vornehmlich wenn man darauf aufmerksam . — Die zweyte treffend zu beantworten, ist weit er; denn es bieten sich vielerley Arten der Bestimmdes vorliegenden Begriffs und der scheinbaren Auf der Aufgabe dar: welche ist nun die einzige, die genau angemessen ist? (z. B. in Processen oder im men gewisser Handlungsplane zu demselben Zweck.) giebt es ein Talent der Auswahl des in einem ge Falle gerade zutreffenden (judicium discretiuum), s sehr erwünscht, aber auch sehr selten ist. Der at, der mit viel Gründen angezogen kommt, die Behauptung bewahren sollen, erschwert dem Richhr seine Sentenz, weil er selbst nur herumtappt; er aber, nach der Erklärung dessen, was er will, den t zu treffen (denn der ist nur ein einziger), worauf

 es

*) Das Wollen wird hier blos im theoretischen Sinn verstanen: Was will ich als wahr behaupten?

es ankommt, so ist es kurz abgemacht und der (der Vernunft folgt von selbst.

Der Verstand ist positiv und vertreibt die niß der Unwissenheit — die Urtheilskraft mehr zu Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernd te, darin die Gegenstände erscheinen. — Die V verstopft die Quelle der Irrthümer (die Vorurthei sichert hiemit den Verstand durch die Allgemeinh Principien. — — Büchergelehrsamkeit vermeh die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff Einsicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Diese noch vom Vernünfteln, dem Spiel mit bloß suchen im Gebrauche der Vernunft, ohne ein G selben, unterschieden. Wenn die Frage ist: ob ich ster glauben soll? so kann ich über die Möglich selben auf allerley Art vernünfteln; aber d nunft verbietet abergläubisch, d. h. ohne e zip der Erklärung des Phänomens nach Erfah setzen, die Möglichkeit desselben anzunehmen.

Durch die große Verschiedenheit der Köpfe Art wie sie eben dieselben Gegenstände, imglei untereinander ansehen; durch das Reiben ders einander und die Verbindung derselben sowohl Trennung, bewirkt die Natur ein sehenswürdige spiel auf der Bühne der Beobachter und Denker endlich verschiedener Art. Für die Klasse de können folgende Maximen (die als zur Weisheit bereits oben erwähnt worden) zu unwandelbaren gemacht werden:

1)

1) Selbst denken.

2) Sich (in der Mittheilung mit Menschen) in die Stelle jedes Anderen zu denken.

3) Jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Das erste Prinzip ist negativ (nullius addictus jurare in verba Magistri), das der zwangsfreyen; das zweyte positiv, der liberalen, sich den Begriffen Anderer bequemenden; das dritte der consequenten (folgerechten) Denkungsart; von deren jeder, noch mehr aber von ihrem Gegentheil, die Anthropologie Beyspiele aufstellen kann.

Die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist: „der Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit." Statt dessen, daß bis dahin andere für ihn dachten und er blos nachahmte, oder am Gängelbande sich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wackelnd, fortzuschreiten.

Zweytes Buch.

Das Gefühl der Lust und Unlust.

Eintheilung.

1) Die sinnliche, 2) die intellectuelle Lust. Die erstere entweder A) durch den Sinn (das Vergnügen), oder B) durch die Einbildungskraft (der Geschmack); die zweyte (nämlich intellectuelle) entweder a) durch darstellbare Begriffe oder b) durch Ideen, — — und so wird auch das Gegentheil, die Unlust vorgestellt.

Von der sinnlichen Lust.

A.

Vom Gefühl für das Angenehme oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes.

§. 57. Vergnügen ist eine Lust durch den Sinn, und was diesen belustigt, heißt angenehm. Schmerz ist die Unlust durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, ist unangenehm. — Sie sind einander nicht wie Erwerb und Mangel († und o), sondern wie Erwerb und Verlust († und —) d. i. eines dem andern nicht blos als Gegentheil (contradictorie, s. logi

ce oppositum), sondern auch als Widerspiel (contrarie s. realiter oppositum) entgegengesetzt. — — Die Ausdrücke von dem, was gefällt oder mißfällt und dem, was dazwischen ist, dem Gleichgültigen, sind zu weit; denn sie können auch aufs Intellectuelle gehen: wo sie dann mit Vergnügen und Schmerz nicht zusammentreffen würden.

Man kann diese Gefühle auch durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt meinen Zustand zu verlassen (aus ihm herauszugehen): ist mir unangenehm — es schmerzt mich; was eben so mich antreibt, ihn zu erhalten (in ihm zu bleiben): ist mir angenehm, es vergnügt mich. Wir sind aber unaufhaltsam im Strome der Zeit und den damit verbundenen Wechsel der Empfindungen fortgeführt. Ob nun gleich das Verlassen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derselbe Act (des Wechsels) ist, so ist doch in unserem Gedanken und dem Bewußtseyn dieses Wechsels eine Zeitfolge; dem Verhältniß der Ursache und Wirkung gemäß. — Es frägt sich nun: ob das Bewußtseyn des Verlassens des gegenwärtigen Zustandes, oder ob der Prospect des Eintretens in einen Künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke? Im ersten Fall ist das Vergnügen nichts anders als Aufhebung eines Schmerzes und etwas Negatives; im zweyten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, also Vermehrung des Zustandes der Lust, mithin etwas Positives seyn. Es läßt sich aber auch schon zum Voraus errathen, daß das erstere allein

statt

statt finden werde; denn die Zeit schleppt uns vom Gegenwärtigen zum Künftigen (nicht umgekehrt), und daß wir zuerst genöthigt werden aus dem Gegenwärtigen herauszugehen, unbestimmt in welchen Anderen wir treten werden, nur so daß er doch ein Anderer ist, das kann allein die Ursache des angenehmen Gefühls seyn.

Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung; Schmerz das einer Hinderniß des Lebens. Leben aber (des Thiers) ist, wie auch schon die Aerzte angemerkt haben, ein continuirliches Spiel des Antogonismus von beyden.

Also muß vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das erste. Denn was würde aus einer continuirlichen Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewissen Grad sich doch nicht steigern läßt, anders folgen als ein schneller Tod vor Freude?

Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen; sondern zwischen einem und dem anderen muß sich der Schmerz einfinden. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand der Gesundheit ausmachen, den wir irrigerweise für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweise (mit immer dazwischen eintretenden Schmerz) einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Thätigkeit und in dieser fühlen wir allererst unser Leben; ohne diesen würde Leblosigkeit eintreten.

Die

Die Schmerzen, die langsam vergehen (wie das allmählige Genesen von einer Krankheit oder der langsame Wiedererwerb eines verlornen Capitals), haben kein lebhaftes Vergnügen zur Folge, weil der Uebergang unmerklich ist. — Diese Sätze des Grafen Veri unterschreibe ich mit voller Ueberzeugung.

Erläuterung durch Beyspiele.

Warum ist das Spiel (vornehmlich um Geld) so anziehend, und wenn es nicht gar zu eigennützig ist, die beste Zerstreuung und Erholung nach einer langen Anstrengung der Gedanken; denn durch Nichts-thun erholt man sich nur langsam? Weil es der Zustand eines unablässig wechselnden Fürchtens und Hoffens ist. Die Abendmahlzeit nach demselben schmeckt und bekommt auch besser. — Wodurch sind Schauspiele (es mögen Trauer- oder Lustspiele seyn) so anlockend? Weil in allen gewisse Schwierigkeiten, — Aengstlichkeit und Verlegenheit, zwischen Hoffnung und Freude, — eintreten und so das Spiel einander widriger Affecten beym Schlusse des Stücks dem Zuschauer Beförderung des Lebens ist, indem es ihn innerlich in Motion versetzt hat. — Warum schließt ein Liebesroman mit der Trauung, und weswegen ist ein ihm angehängter Supplement-Band (wie im Fielding), der ihn, von der Hand eines Stümpers, noch in der Ehe fortsetzt, widrig und abgeschmackt? Weil Eifersucht, als Schmerz der Verliebten, zwischen ihre Freuden und Hoffnungen, vor der Ehe Würze für den Leser,

Leser, in der Ehe aber Gift ist; denn, um in der Romanensprache zu reden, ist „das Ende der Liebesschmerzen zugleich das Ende der Liebe" (versteht sich mit Affect). — Warum ist Arbeit die beste Art sein Leben zu genießen? Weil sie beschwerliche (an sich unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende) Beschäftigung ist, und die Ruhe, durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde, zur fühlbaren Lust, dem Frohseyn, wird; da sie sonst nichts genießbares seyn würde. — — Der Toback (er werde geraucht oder geschnupft) ist zunächst mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Aber gerade dadurch, daß die Natur (durch Absonderung eines Schleims der Gaumen oder der Nase) diesen Schmerz augenblicklich aufhebt, wird er (vornehmlich der erstere) zu einer Art von Gesellschaft, durch Unterhaltung und immer neue Erweckung der Empfindungen und selbst der Gedanken; wenn diese gleich hiebey nur herumschweifend sind. — Wen endlich auch kein positiver Schmerz zur Thätigkeit anreitzt, den wird allenfalls ein negativer, die lange Weile, als Leere an Empfindung, die der an den Wechsel derselben gewöhnte Mensch in sich wahrnimmt, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen bestrebt ist, oft dermaßen afficiren, daß er eher etwas zu seinem Schaden, als gar nichts zu thun sich angetrieben fühlt.

Von der langen Weile und dem Kurzweil.

§. 58. Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts anders als: sich continuirlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, (der also ein

eben

eben so oft wiederkommender Schmerz seyn muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der langen Weile, für Alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (cultivirte Menschen). *) Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist accelerirend und kann bis zur Entschließung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Mensch den Genuß aller Art versucht hat, und keiner für ihn mehr neu ist; wie man in Paris vom Lord Mordaunt sagte: „die Engländer erhenken sich, um sich die Zeit zu passiren." —— Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui), und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.

Hier-

*) Der Caraibe ist durch seine angeborne Leblosigkeit von dieser Beschwerlichkeit frey. Er kann stundenlang mit seiner Angelruthe sitzen ohne etwas zu fangen; die Gedankenlosigkeit ist ein Mangel des Stachels der Thätigkeit, der immer einen Schmerz bey sich führt, und dessen jener überhoben ist. — Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserey (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu cultiviren, sondern zu genießen; so, daß die Köpfe dabey immer leer bleiben und keine Uebersättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müssiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln, der doch um nichts besser ist als jener, welchen das Journal des Luxus und der Moden dem Publikum anbietet.

Hieraus erklärt sich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerley genommen werden; weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; wie eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise im Wagen drey Stunden lang mit Gesprächen wohl unterhalten hat, beym Aussteigen, wenn einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt: wo ist die Zeit geblieben? oder wie kurz ist uns die Zeit geworden? Da im Gegentheil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir wegzuseyn uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verlust der Zeit bedauren würde. — Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, eben hiemit auch beschwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er nur ins Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert; wie durch ein Frohseyn wegen Befreyung von einer Beschwerde.

Wie ist aber das Phänomen zu erklären, daß ein Mensch, der sich den größten Theil seines Lebens hindurch mit langer Weile gequält hat, so daß ihm jeder Tag lang wurde, doch am Ende des Lebens über die Kürze des Lebens klagt? — Die Ursache hievon ist in der Analogie mit einer ähnlichen Beobachtung zu suchen: woher die deutschen (nicht gemessenen oder mit Meilenzeiger, wie die russischen Werste, versehenen) Meilen, je näher zur Hauptstadt (z. B. Berlin), immer desto kleiner, je weiter aber davon (in Pommern) desto größer werden; nähmlich die Fülle der gesehenen Gegenstände

(Dör-

rfer und Landhäuser) bewirkt in der Erinnerung den
chenden Schluß, auf einen großen zurückgelegten Raum
ich auch auf eine längere dazu erforderlich gewesene
; das Leere aber im letzteren Fall wenig Erinnerung
Gesehenen, und also den Schluß auf einen kürzeren
und folglich kürzere Zeit, als sich nach der Uhr er-
n würde. — — Eben so wird die Menge der Ab-
itte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen
nderten Arbeiten auszeichnen, dem Alten die Einbil-
von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erre-
als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte, und
Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende
häftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck
Folge haben (vitam extendere factis), ist das ein-
sichere Mittel seines Lebens froh und dabey doch
Lebenssatt zu werden. „Je mehr du gedacht, je mehr
than hast, desto länger hast du (selbst in deiner eige-
Einbildung) gelebt". — — Ein solcher Beschluß
Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit.

Wie steht es aber mit der Zufriedenheit
uiescentia) während dem Leben? — Sie ist dem
schen unerreichbar: weder in moralischer (mit sich
im Wohlverhalten zufrieden zu seyn) noch in prag-
cher Hinsicht (mit seinem Wohlbefinden, was er sich
Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt).
Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit
gelegt, dem er nicht entgehen kann: um immer zum
rn fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke
ebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitt
selben nur comparativ (theils indem wir uns mit
dem

dem Loose Anderer, theils auch mit uns selbst verglei-
chen) so zu nennen; nie aber ist sie rein und vollstän-
dig. — Im Leben (absolut) zufrieden zu seyn, wäre
thatlose Ruhe und Stillstand der Triebfedern, oder
Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpf-
ten Thätigkeit. Eine solche aber kann eben so wenig mit
dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen beste-
hen, als der Stillstand des Herzens in einem thierischen
Körper, auf den, wenn nicht (durch den Schmerz) ein
neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod folgt.

Anmerkung. In diesem Abschnitte sollte nun
auch von Affecten, als Gefühlen der Lust und Un-
lust, die die Schranken der inneren Freyheit im Men-
schen überschreiten, gehandelt werden. Allein da diese mit
den Leidenschaften, welche in einem anderen Ab-
schnitte, nämlich dem des Begehrungsvermögens, vor-
kommen, oft vermengt zu werden pflegen, und doch auch
damit in naher Verwandschaft stehen: so werde ich ih-
re Erörterung bey Gelegenheit dieses dritten Abschnitts
vornehmen.

§. 59. Habituell zur Fröhlichkeit gestimmt zu seyn,
ist zwar mehrentheils eine Temperamentseigenschaft, kann
aber auch oft eine Wirkung von Grundsätzen seyn; wie
Epicurs, von anderen so genanntes und darum ver-
schrieenes Wohllustsprincip, was eigentlich das
stets fröhliche Herz des Weisen bedeuten sollte. —
Gleichmüthig ist der, welcher sich weder erfreut
noch betrübt, und von dem, der gegen die Zufälle des
Lebens gleichgültig mithin von stumpfem Gefühl ist,
sehr

sehr unterschieden. — Von der Gleichmüthigkeit unterscheidet sich die launische Sinnesart (vermuthlich hat sie anfänglich lunatisch geheißen), welche eine Disposition zu Anwandlungen eines Subjects zur Freude oder Traurigkeit ist, von denen dieses sich selbst keinen Grund angeben kann, und die vornehmlich den Hypochondristen anhängt. Sie ist von dem launigten Talent (eines Büttler oder Sterne) ganz unterschieden; welches durch die absichtlich verkehrte Stellung, in die der witzige Kopf die Gegenstände setzt, (gleichsam sie auf den Kopf stellt), mit schalkhafter Einfalt dem Zuhörer oder Leser das Vergnügen macht, sie selbst zurecht zu stellen. — Empfindsamkeit ist jener Gleichmüthigkeit nicht entgegen. Denn sie ist ein Vermögen und eine Stärke, den Zustand sowohl der Lust als Unlust zuzulassen, oder auch vom Gemüth abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagen ist Empfindeley eine Schwäche, durch Theilnehmung an anderer ihrem Zustande, die gleichsam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen afficieren zu lassen. Die erstere ist männlich; denn der Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muß so viel feines Gefühl haben, als nöthig ist, um anderer ihre Empfindung, nicht nach seiner Stärke, sondern ihrer Schwäche zu beurtheilen, und die Zartheit seiner Empfindung ist zur Großmuth nothwendig. Dagegen ist die thatleere Theilnehmung seines Gefühls, sympathetisch zu anderer ihren Gefühlen das seine mittönen, und sich so blos leidend afficiren zu lassen, läppisch und kindisch. — So kann und sollte es Frömmigkeit in guter Laune geben; so kann

M und

und soll man beschwerliche, aber nothwendige, Arbeit in guter Laune verrichten; ja selbst sterben in guter Laune: denn alles dieses verliert seinen Werth dadurch daß es in übler Laune und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird.

Von dem Schmerz, über dem man vorsetzlich als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören soll, brütet, sagt man, daß jemand sich etwas (ein Uebel) zu Gemüthe ziehe. — Man muß sich aber nichts zu Gemüthe ziehen; denn was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden: weil es Unsinn wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen. Sich selbst bessern geht wohl an, und ist auch Pflicht; an dem aber, was schon außer meiner Gewalt ist, noch bessern zu wollen, ist ungereimt. Aber etwas zu Herzen nehmen, worunter jeder gute Rath, oder Lehre verstanden wird, die man sich angelegen zu seyn den festen Vorsatz faßt, ist eine überlegte Gedankenrichtung, seinen Willen mit genugsam starkem Gefühl zur Ausübung desselben zu verknüpfen. — Die Buße des Selbstpeinigers, statt der schnellen Verwendung seiner Gesinnung auf einen besseren Lebenswandel, ist rein verlorene Mühe, und hat noch wohl die schlimme Folge, bloß dadurch (die Reue) sein Schuldregister für getilgt zu halten, und so sich die, vernünftigerweise jetzt noch zu verdoppelnde, Bestrebung zum Besseren, zu ersparen.

§. 60. Eine Art sich zu vergnügen ist zugleich Cultur: nämlich Vergrößerung der Fähigkeit noch mehr Vergnügen dieser Art zu genießen; dergleichen das

W

issenschaften und schönen Künsten ist. Eine andere
t aber ist Abnutzung: welche uns des ferneren Ge-
sses immer weniger fähig macht. Auf welchem Wege
in aber auch immer Vergnügen suchen mag: so ist es,
e bereits oben gesagt, eine Hauptmaxime, es sich so
zumessen, daß man noch immer damit steigen kann;
nn damit gesättigt zu seyn, bewirkt denjenigen ekeln-
n Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben
bst zur Last macht und Weiber, unter dem Namen der
apeurs, verzehrt. — — Junger Mensch! (ich wie-
rhole es) gewinne die Arbeit liebt; versage dir Vergnü-
n, nicht um ihnen zu entsagen, sondern, so viel als
öglich, immer nur im Prospect zu behalten. Stumpfe
e Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genuß früh-
itig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung
nes jeden physischen Genusses nie bedauren läßt, wird
bst in dieser Aufopferung dir ein Capital von Zufrie-
nheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturge-
z unabhängig ist.

§. 61. Wir urtheilen aber auch über Vergnügen
d Schmerz durch ein höheres Wohlgefallen oder
ißfallen an uns selbst (nämlich das moralische): ob
r uns demselben weigern oder überlassen sollen.

1) Der Gegenstand kann angenehm seyn, aber das
ergnügen an demselben mißfallen. Daher der
sdruck von einer bitteren Freude. — Der,
lcher in mißlichen Glücksumständen ist und nun seine
ltern, oder einen würdigen und wohlthätigen Anver-
andten beerbt, kann nicht vermeiden sich über ihr Ab-

sterben zu freuen; aber auch nicht, sich diese Freude zu verweisen. Eben das geschieht im Gemüthe eines Adjuncts, der einem von ihm verehrten Vorgänger mit ungeheuchelter Traurigkeit im Leichenbegängnisse folgt.

2) Der Gegenstand kann unangenehm seyn; aber der Schmerz über ihn gefällt. Daher der Ausdruck süßer Schmerz: z. B. einer sonst wohlhabend hinterlassenen Wittwe, die sich nicht will trösten lassen; welches oft ungebührlicherweise für Affectation ausgelegt wird.

Dagegen kann das Vergnügen überdem noch gefallen, nämlich dadurch, daß der Mensch an solchen Gegenständen, mit denen sich zu beschäftigen ihm Ehre macht, ein Vergnügen findet: z. B. die Unterhaltung mit schönen Künsten, statt des bloßen Sinnengenusses, und dazu noch das Wohlgefallen daran, daß er (als ein feiner Mann) eines solchen Vergnügens fähig ist. — Eben so kann der Schmerz eines Menschen obenein ihm noch mißfallen. Jeder Haß eines Beleidigten ist Schmerz; aber der Wohldenkende kann doch nicht umhin, es ihm zu verweisen, daß, selbst nach der Genugthuung, er noch immer einen Groll gegen ihn übrig behält.

§. 62. Vergnügen, was man selbst (gesetzmäßig) erwirbt, wird verdoppelt gefühlt; einmal als Gewinn, und dann noch obenein als Verdienst (die innere Zurechnung selbst Urheber desselben zu seyn). — Erarbeitetes Geld vergnügt, wenigstens dauerhafter, als im Glücksspiel gewonnenes, und, wenn man auch über

s Allgemeinschädliche der Lotterie wegsieht, so liegt
ch im Gewinn durch dieselbe etwas, dessen sich ein
ohldenkender Mensch schämen muß. — Ein Uebel,
ran eine fremde Ursache schuld ist, schmerzt; aber
ran man selbst schuld ist, betrübt und schlägt
eder.

Wie ist es aber zu erklären oder zu vereinigen: daß
y einem Uebel, was jemanden von Anderen wieder-
hrt, zweyerley Sprache geführt wird? — So sagt
B. einer der Leidenden: „ich wollte mich zufrieden
ben, wenn ich nur die mindeste Schuld daran hätte;"
Zweyter aber: „es ist mein Trost, daß ich daran ganz
schuldig bin". — Unschuldig leiden entrüstet;
il es Beleidigung von einem Anderen ist. — Schul-
g leiden schlägt nieder; weil es innerer Vorwurf
. — Man sieht leicht, daß von jenen beyden der
tzte der bessere Mensch sey.

§. 63. Es ist eben nicht die lieblichste Bemerkung
Menschen: daß ihr Vergnügen durch Vergleichung
Anderer ihrem Schmerz erhöhet, der eigene Schmerz
r durch die Vergleichung mit Anderer ähnlichen, oder
h größeren Leiden, vermindert wird. Diese Wirkung
aber blos psychologisch (nach dem Satze des Contra-
; opposita juxta se posita magis elucescunt) und
keine Beziehung aufs Moralische: etwa Anderen Lei-
zu wünschen, damit man die Behaglichkeit seines ei-
en Zustandes desto inniglicher fühlen möge. Man lei-
vermittelst der Einbildungskraft mit dem Anderen
, (so wie, wenn man jemanden, aus dem Gleichge-

 wicht

wicht gekommen, dem Fallen nahe steht, man unwillkühr-lich und vergeblich sich auf die Gegenseite hinbeugt, um ihn gleichsam gerade zu stellen) und ist nur froh in das-selbe Schicksal nicht auch verflochten zu seyn. *) Daher läuft das Volk mit heftiger Begierde die Hinführung ei-nes Delinquenten und dessen Hinrichtung anzusehen, als zu einem Schauspiel. Denn die Gemüthsbewegungen und Gefühle, die sich an seinem Gesicht und Betragen äußern, wirken sympathetisch auf den Zuschauer und hinterlassen, nach der Beängstigung desselben durch die Einbildungskraft, (deren Stärke durch die Feyerlichkeit noch erhöhet wird) das sanfte, aber doch ernste Gefühl einer Abspannung, welche den darauf folgenden Lebens-genuß desto fühlbarer macht.

Auch wenn man seinen Schmerz mit andern mög-lichen an seiner eigenen Person vergleicht, wird er da-durch doch erträglicher. Dem, welcher ein Bein gebro-chen hat, kann man dadurch sein Unglück doch erträgli-cher machen, wenn man ihm zeigt, daß es leicht hätte das Genick treffen können.

Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem ver-nünftigen Menschen wohl anmuthen kann: daß das Le-ben

*) Suave, mari magno, turbantibus aequora ventis
E terra alterius magnum spectare laborem.
Non quia vexari quenquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suaue est.

Lucret.

ı überhaupt, was den Genuß desselben betrift, der
ı Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Werth,
d nur was den Gebrauch desselben anlangt, zu wel-
n Zwecken es gerichtet ist, einen Werth habe, den
hr das Glück, sondern allein die Weisheit dem
enschen verschaffen kann; der also in seiner Gewalt

Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben be-
nmert ist, wird des Lebens nie froh werden.

B.

Vom Gefühl für das Schöne

d. i.

der theils sinnlichen theils intellectuellen Lust in der reflectirten Anschauung

oder

dem Geschmack.

§. 64. Geschmack, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, ist, wie schon oben gesagt, die Eigenschaft eines Organs (der Zunge, des Gaumens und des Schlundes), von gewissen aufgelöseten Materien im Essen oder Trinken specifisch afficirt zu werden. Er ist in seinem Gebrauche entweder bloß als Unterscheidungs- oder auch zugleich als Wohlgeschmack, zu verstehen [z. B. ob etwas süß oder bitter sey, oder ob das Gekostete (süße oder bittere) angenehm sey]. Der erstere kann allgemeine Uebereinstimmung in der Art, wie gewisse Materien zu benennen sind, der letztere aber kann niemals ein allgemeingültiges Urtheil abgeben: daß nämlich (z. B. das Bittere) was mir angenehm ist, auch jedermann angenehm seyn werde. Der Grund davon ist klar; weil Lust oder Unlust nicht zum Erkenntnißvermögen in Ansehung der Objekte gehören, sondern Bestimmungen des Subjects sind, also äußeren Gegenständen nicht beygelegt werden können. — Der Wohlgeschmack enthält also zugleich den Begriff von einer

iner Unterscheidung durch Wohlgefallen oder Misfallen,
elche ich mit der Vorstellung des Gegenstandes in der
Wahrnehmung oder Einbildung verbinde.

Nun wird aber auch das Wort Geschmack für ein
nnliches Beurtheilungsvermögen genommen, nicht blos,
ach der Sinnesempfindung, für mich selbst, sondern auch,
ach einer gewissen Regel zu wählen, die als für jeder-
ann geltend vorgestellt wird. Diese Regel kann em-
irisch seyn; wo sie aber alsdann auf keine wahre All-
emeinheit, folglich auch nicht auf Nothwendigkeit (es
üsse im Wohlgeschmack jedes Anderen Urtheil mit
em meinigen übereinstimmen) — Anspruch machen kann.
So gilt nämlich die Geschmacksregel in Ansehung der
Mahlzeiten, für die Deutschen mit einer Suppe, für Eng-
nder aber mit derber Kost anzufangen; weil eine durch
Nachahmung allmälig verbreitete Gewohnheit es zur Re-
l der Anordnung einer Tafel gemacht hat.

Aber es giebt auch einen Wohlgeschmack, dessen Re-
l a priori begründet seyn muß, weil sie Noth-
endigkeit, folglich auch Gültigkeit für jedermann,
kündigt, wie die Vorstellung eines Gegenstandes in Be-
hung auf das Gefühl der Lust oder Unlust zu beurtheilen
; (wo also die Vernunft ingeheim mit im Spiel ist,
man zwar das Urtheil derselben nicht aus Vernunft-
incipien ableiten und es darnach beweisen kann) und
sen Geschmack könnte man den vernünftelnden,
m Unterschiede vom empirischen als dem Sinnen-
chmack (jenen gustus reflectens, diesen reflexus)
nen.

M 5 Alle

Alle Darstellung seiner eigenen Person oder seiner Kunst mit Geschmack setzt einen gesellschaftlichen Zustand (sich mitzutheilen) voraus, der nicht immer gesellig (theilnehmend an der Lust Anderer) sondern im Anfange gemeiniglich barbarisch, ungesellig und bloß wetteifernd ist. — In völliger Einsamkeit wird niemand sich sein Haus schmücken oder ausputzen; er wird es auch nicht gegen die Seinigen (Weib und Kinder), sondern nur gegen Fremde thun; um sich vortheilhaft zu zeigen. Im Geschmack (der Auswahl) aber, d. i. in der ästhetischen Urtheilskraft, ist es nicht unmittelabr die Empfindung (das Materiale der Vorstellung des Gegenstandes), sondern wie es die freye (productive) Einbildungskraft durch Dichtung zusammenpaart; d. i. die Form, was das Wohlgefallen an demselben hervorbringt: denn nur die Form ist es, was des Ausspruchs auf eine allgemeine Regel für das Gefühl der Lust fähig ist. Von der Sinnenempfindung, die, nach Verschiedenheit der Sinnesfähigkeit der Subjecte, sehr verschieden seyn kann, darf man eine solche allgemeine Regel nicht erwarten. — Man kann also den Geschmack so erklären: „Geschmack ist das Vermögen der ästhetischen Urtheilskraft, allgemeingültig zu wählen.“

Er ist also ein Vermögen der gesellschaftlichen Beurtheilung äußerer Gegenstände in der Einbildungskraft. — Hier fühlt das Gemüth seine Freyheit im Spiele der Einbildungen (also der Sinnlichkeit); denn die Socialität mit andern Menschen setzt Freyheit voraus, — und dieses Gefühl ist Lust. — Aber die Allgemeingültigkeit dieser Lust für jedermann, durch welche die

Wahl

ahl mit Geschmack (des Schönen) sich von der Wahl
rch bloße Sinnenempfindung (des bloß subjektiv Gefal-
nden) d. i. des Angenehmen, unterscheidet, führt den
egriff eines Gesetzes bey sich; denn nur nach diesem kann
e Gültigkeit des Wohlgefallens für den Beurtheilenden
gemein seyn. Das Vermögen der Vorstellung des All-
meinen aber ist der Verstand. Also ist das Ge-
mackssurtheil so wohl ein ästhetisches, als ein Verstan-
surtheil, aber in beyder Vereinigung (mithin das letz-
e nicht als rein) gedacht. — Die Beurtheilung eines
egenstandes durch Geschmack ist ein Urtheil über die
instimmung oder den Widerstreit der Freyheit im Spiele
r Einbildungskraft und der Gesetzmäßigkeit des Ver-
ndes und geht also nur die Form (diese Vereinbarkeit
r Sinnenvorstellungen) ästhetisch zu beurtheilen,
cht Producte, in welchen jene wahrgenommen wird,
rvorzubringen, an; denn das wäre Genie, dessen
fbrausende Lebhaftigkeit durch die Sittsamkeit des Ge-
hmacks gemäßigt und eingeschränkt zu werden, oft bedarf.

Schönheit ist allein das, was für den Geschmack
hört; das Erhabene gehört zwar auch zur ästheti-
hen Beurtheilung, aber nicht für den Geschmack. Aber
kann und soll die Vorstellung des Erhabenen doch
n sich schön seyn; sonst ist sie rauh, barbarisch und ge-
hmackwidrig. Selbst die Darstellung des Bösen
der Häßlichen (z. B. der Gestalt des personificirten To-
es bey Milton) kann und muß schön seyn, wenn ein-
al ein Gegenstand ästhetisch vorgestellt werden soll, und
enn es auch ein Thersites wäre; denn sonst bewirkt
entweder Unschmackhaftigkeit oder Ekel: welche beyde
das

das Bestreben enthalten eine Vorstellung, die zum Genuß dargeboten wird, von sich zu stoßen, da hingegen Schönheit den Begrif der Einladung zur innigsten Vereinigung mit dem Gegenstande, d. i. zum unmittelbaren Genuß, bey sich führt. — Mit dem Ausdruck einer schönen Seele sagt man alles, was sich, sie zum Zweck der innersten Vereinigung mit ihr zu machen, sagen läßt; denn Seelengröße und Seelenstärke betreffen die Materie (die Werkzeuge zu gewissen Zwecken); aber die Seelengüte, die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen und die daher, wo sie angetroffen wird, gleich dem Eros der Fabelwelt, urschöpferisch aber auch überirrdisch ist, — diese Seelengüte ist doch der Mittelpunct, um welchen das Geschmacksurtheil alle seine Urtheile der mit der Freyheit des Verstandes vereinbaren sinnlichen Lust, versammelt.

Anmerkung. Wie mag es doch gekommen seyn, daß vornehmlich die neueren Sprachen, das ästhetische Beurtheilungsvermögen mit einem Ausdruck (gustus, sapor), der blos auf ein gewisses Sinnenwerkzeug (das Innere des Mundes) und die Unterscheidung sowohl als die Wahl geniesbarer Dinge durch dasselbe hinweiset, bezeichnet haben? — Es ist keine Lage, wo Sinnlichkeit und Verstand in einem Genusse vereinigt so lange fortgesetzt, und so oft mit Wohlgefallen widerholt werden können, — als eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft. — Die erstere wird aber hierbey nur als Vehikel der Unterhaltung der letzteren angesehen. Der ästhetische Geschmack des Wirths zeigt sich nun in der Geschicklichkeit allgemeingültig zu wählen; welches er aber durch seinen eigenen

Sinn

Sinn nicht bewerkstelligen kann: weil seine Gäste sich vielleicht andere Speisen oder Getränke, jeder nach seinem Privatsinn, auswählen würden. Er setzt also seine Veranstaltung in der Mannigfaltigkeit: daß nämlich für jeden nach seinem Sinn einiges angetroffen werde; welches eine comparative Allgemeingültigkeit abgiebt. Von seiner Geschicklichkeit, die Gäste selbst zur wechselseitigen allgemeinen Unterhaltung zu wählen (welche auch wohl Geschmack genannt wird, eigentlich aber Vernunft in ihrer Anwendung auf den Geschmack, und von diesem noch verschieden ist), kann in der gegenwärtigen Frage nicht die Rede seyn. Und so hat das Organgefühl durch einen besondern Sinn den Namen für ein ideales, nämlich einer sinnlich-allgemeingültigen Wahl überhaupt, hergeben können. — Noch sonderbarer ist es: daß die Geschicklichkeit der Erprobung durch den Sinn, ob etwas ein Gegenstand des Genusses eines und desselben Subjects (nicht ob dessen Wahl allgemeingültig) sey (sapor) sogar zur Benennung der Weisheit (sapientia) hinaufgeschroben worden; vermuthlich deswegen, weil ein unbedingt nothwendiger Zweck keines Ueberlegens und Versuchens bedarf, sondern unmittelbar gleichsam durch Schmecken des Zuträglichen in die Seele kommt.

§. 65. Das Erhabene (sublime) ist die ehrfurchterregende Großheit (magnitudo reuerenda), dem Umfange oder dem Grade nach, zu dem die Annäherung (um ihm mit seinen Kräften angemessen zu seyn) einladend, die Furcht aber, in der Vergleichung mit demselben in seiner eigenen Schätzung zu verschwinden, zugleich abschreckend ist (z. B. der Donner über unserem Haupte,

Haupte, oder ein hohes wildes Gebirge); wobey, wenn man selbst in Sicherheit ist, Sammlung seiner Kräfte, um die Erscheinung zu fassen, und dabey Besorgniß, ihre Größe nicht erreichen zu können, Verwunderung (ein angenehmes Gefühl durch continuirliche Ueberwindung des Schmerzens) erregt wird.

Das Erhabene ist zwar das Gegengewicht, aber nicht das Widerspiel vom Schönen; weil die Bestrebung und der Versuch, sich zu der Fassung (apprehensio) des Gegenstandes zu erheben, dem Subject ein Gefühl seiner eigenen Größe und Kraft erweckt; aber die Gedankenvorstellung desselben in der Beschreibung oder Darstellung kann und muß immer schön seyn. Denn sonst wird die Verwunderung Abschreckung, welche von Bewunderung, als einer Beurtheilung, wobey man des Verwunderns nicht satt wird, sehr unterschieden ist.

Die Großheit, die zweckwidrig ist (magnitudo monstrosa), ist das Ungeheuere. Daher haben die Schriftsteller, welche die weitläuftige Größe des russischen Reichs erheben wollten, es schlecht getroffen, daß sie es als ungeheuer betitelten; denn hierinn liegt ein Tadel: als ob es, für einen einzigen Beherrscher, zu groß sey. — Abentheuerlich ist ein Mensch, der den Hang hat, sich in Begebenheiten zu verflechten, deren wahre Erzählung einem Roman ähnlich ist.

Das Erhabene ist also zwar nicht ein Gegenstand für den Geschmack, sondern für das Gefühl der Rührung; aber die künstliche Darstellung desselben in der Beschreibung

ng und Bekleidung (bey Nebenwerken, parerga) kann d soll schön seyn; weil es sonst wild, rauh und absto= nd und so dem Geschmack zuwider ist.

er Geschmack enthält eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität.

§. 66. Der Geschmack (gleichsam als formaler Sinn) ht auf Mittheilung seines Gefühls der Lust oder lust an Andere und enthält eine Empfänglichkeit, durch ese Mittheilung selbst mit Lust afficirt, ein Wohlgefallen omplacentia) daran gemeinschaftlich mit Anderen (gesell= aftlich) zu empfinden. Nun ist das Wohlgefallen, was cht blos als für das empfindende Subject, sondern auch für en Anderen, d. i. als allgemeingültig betrachtet wer= n kann, weil es Nothwendigkeit (dieses Wohlgefal= s), mithin ein Princip desselben a priori enthalten uß, um als ein solches gedacht werden zu können, ein ohlgefallen an der Uebereinstimmung der Lust des Sub= ts mit dem Gefühl jedes Anderen, nach einem allge= einen Gesetz, welches aus der allgemeinen Gesetzgebung s Fühlenden, mithin aus der Vernunft, entspringen uß: d. i. die Wahl nach diesem Wohlgefallen steht der orm nach unter dem Princip der Pflicht. Also hat r ideale Geschmack eine Tendenz zur äußeren Beförde= ng der Moralität. — Den Menschen für seine gesell= haftliche Lage gesittet zu machen, will zwar nicht anz so viel sagen, als ihn sittlich=gut (moralisch) u bilden, aber bereitet doch, durch die Bestrebung in die= r Lage anderen wohlzugefallen (beliebt oder bewundert werden), dazu vor. — Auf diese Weise könnte man

den

den Geschmack Moralität in der äußeren Erscheinung nen-
nen; obzwar dieser Ausdruck, nach dem Buchstaben ge-
nommen, einen Widerspruch enthält; denn gesittet seyn
enthält doch den *Anschein* oder Anstand vom Sittlich-
guten und selbst einen Grad davon, nämlich die Neigung
auch schon in dem Schein desselben einen Werth zu setzen.

§. 67. Gesittet, wohlanständig, manierlich, geschliffen
(mit Abstoßung der Rauhigkeit) zu seyn, ist doch nur die ne-
gative Bedingung des Geschmacks. Die Vorstellung dieser
Eigenschaften in der Einbildungskraft kann eine äußerlich
intuitive Vorstellungsart eines Gegenstandes oder seiner
eigenen Person mit Geschmack seyn, aber nur für zwey
Sinne, für das Gehör und Gesicht. Musik und bilden-
de Kunst (Malerey, Bildhauer- Bau- und Gartenkunst)
machen Ansprüche auf Geschmack, als Empfänglichkeit
eines Gefühls der Lust für die bloßen Formen äußerer
Anschauung, erstere in Ansehung des Gehörs, die ande-
re des Gesichts. Dagegen enthält die *discursive*
Vorstellungsart, durch laute Sprache oder durch Schrift,
zwey Künste, darin der Geschmack sich zeigen kann: die
Beredsamkeit und *Dichtkunst*.

Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack.

A.

Vom Modegeschmack.

§. 68. Es ist ein natürlicher Hang des Menschen,
in seinem Betragen sich mit einem bedeutendern (des

Kin-

indes mit den Erwachsenen, des Geringeren mit den
ornehmeren) in Vergleichung zu stellen und seine Weise
achzuahmen. Ein Gesetz dieser Nachahmung, um
es nicht geringer zu erscheinen als Andere, und zwar
dem, wobey übrigens auf keinen Nutzen Rücksicht ge-
nommen wird, heißt Mode. Diese gehört also unter
n Titel der Eitelkeit, weil in der Absicht kein in-
rer Werth ist; imgleichen der Thorheit, weil dabey
ch ein Zwang ist, sich durch bloßes Beyspiel, das uns
ele in der Gesellschaft geben, knechtisch leiten zu lassen.
n der Mode seyn, ist eine Sache des Geschmacks;
r außer der Mode einem vorigen Gebrauch anhängt,
eißt altväterisch; der gar einen Werth darin setzt,
ußer der Mode zu seyn, ist ein Sonderling. Bes-
r ist es aber doch immer, ein Narr in der Mode als
in Narr außer der Mode zu seyn; wenn man jene Ei-
lkeit überhaupt mit diesem harten Namen belegen will:
elchen Titel doch die Modesucht wirklich verdient, wenn
e jener Eitelkeit wahren Nutzen oder gar Pflichten auf-
pfert. — Alle Moden sind schon ihrem Begriffe nach
eränderliche Lebensweisen. Denn, wenn das Spiel der
Nachahmung fixirt wird, so wird diese zum Gebrauch;
wobey dann auf den Geschmack gar nicht mehr gese-
en wird. Die Neuigkeit ist es also, was die Mode be-
ebt macht, und erfinderisch in allerley äußeren Formen
u seyn, wenn diese auch öfters ins Abentheuerliche und
um Theil Häßliche ausarten, gehört zum Ton der Hof-
ute, vornehmlich der Damen, denen dann Andere be-
ierig nachfolgen, und sich in niedrigen Ständen noch
nge damit schleppen, wenn jene sie schon abgelegt ha-
en. — Also ist die Mode eigentlich nicht eine Sache

N des

des Geschmacks (denn sie kann äußerst geschmackwidrig seyn), sondern der bloßen Eitelkeit vornehm zu thun, und des Wetteifers einander dadurch zu übertreffen. (Die elegants de la cour, sonst petits maitres genannt, sind Windbeutel.)

Mit dem wahren, idealen Geschmack, läßt sich Pracht, mithin etwas Erhabenes, was zugleich schön ist, verbinden (wie ein prachtvoller bestirnter Himmel, oder, wenn es nicht zu widrig klingt, eine St. Peterskirche in Rom). Aber Pomp, eine pralerische Ausstellung zur Schau, kann zwar auch mit Geschmack verbunden werden, aber nicht ohne Weigerung des Letzteren; weil der Pomp für den großen Haufen, der viel Pöbel in sich faßt, berechnet ist, dessen Geschmack, als stumpf, mehr Sinnenempfindung als Beuetheilungsfähigkeit erfordert.

B.

Vom Kunstgeschmack.

Ich ziehe hier nur die redenden Künste: Beredsamkeit und Dichtkunst, in Betrachtung, weil diese auf eine Stimmung des Gemüths angelegt sind, wodurch dieses unmittelbar zur Thätigkeit aufgeweckt wird, und so in einer pragmatischen Anthropologie, wo man den Menschen nach dem zu kennen sucht, was aus ihm zu machen ist, ihren Platz hat.

Man nennt das durch Ideen belebende Princip des Gemüths Geist. — Geschmack ist ein bloßes regulatives Beurtheilungsvermögen der Form in der Ver-

bin

indung des Mannigfaltigen in der Einbildungskraft;
eist aber das productive Vermögen der Vernunft, ein
uster für jene Form a priori der Einbildungskraft
terzulegen. Geist und Geschmack: der erste, um
een zu schaffen, der zweyte, um sie für die, den Ge-
en der productiven Einbildungskraft angemessene Form,
beschränken, und so ursprünglich (nicht nachahmend)
bilden (fingendi). Ein mit Geist und Geschmack
gefaßtes Product kann überhaupt Poesie genannt
erden und ist ein Werk der schönen Kunst: es mag
n Sinnen vermittelst der Augen, oder der Ohren un-
ittelbar vorgelegt werden, welche auch Dichtkunst
oetica in sensu lato) genannt werden kann: sie mag
aler-, Garten-, Baukunst oder Ton- und Versmacher-
nst (poetica in sensu stricto) seyn. Dichtkunst
er, im Gegensatz mit der Beredsamkeit, ist von
eser nur der wechselseitigen Unterordnung des Verstan-
s und der Sinnlichkeit nach unterschieden, so: daß die
stere ein Spiel der Sinnlichkeit durch den Verstand
ordnet, die zweyte aber ein Geschäfte des Ver-
ndes durch Sinnlichkeit belebt, beyde aber, der Red-
r sowohl als der Poet (in weitem Sinn, Dichter
), und aus sich selbst neue Gestalten (Zusammenstel-
en des Sinnlichen) in ihrer Einbildungskraft hervor-
gen. *)

N 2 Weil

*) Die Neuigkeit der Darstellung eines Begriffs ist eine Hauptforderung der schönen Kunst an den Dichter, wenn ... ich der Begriff selbst auch nicht neu seyn sollte. — Für den Verstand aber (abgesehen vom Geschmack) hat man folgende Ausdrücke für die Vermehrung unserer Kenntnisse durch

Weil die Dichtergabe ein Kunstgeschick, und
Geschmack verbunden, ein Talent für schöne Kun
die zum Theil auf (obzwar süße, oft auch indirect
me) Täuschung ausgeht, so kann es nicht fehlen, da
ihr nicht großer (oft auch nachtheiliger) Gebrauc
Leben gemacht werde. — Ueber den Charakter des
ters also, oder auch, über den Einfluß, den sein Ge
auf ihn und Andere hat, und die Würdigung desselben
lohnt es wohl einige Fragen und Bemerkungen aufzu

Warum gewinnt unter den schönen (redenden)
sten die Poesie den Preis über die Beredsamkeit,
eben denselben Zwecken? — Weil sie zugleich
(singbar) und Ton, ein für sich allein angenehmer
ist, dergleichen die bloße Sprache nicht ist. Selbst

durch neue Wahrnehmung. — Etwas entdecken,
wahrnehmen was schon da war, z. B. Amerika, die ma
tische nach den Polen sich richtende Kraft, die Luftele
cität. — Etwas erfinden (was noch nicht da
zur Wirklichkeit bringen) z. B. den Compas, den
stat. — Etwas ausfindig machen, das Verlo
durch Nachsuchen wiederfinden. — Ersinnen
ausdenken (z. B. von Werkzeugen für Kün
oder Maschinen). — Erdichten, mit dem Be
seyn das Unwahre als wahr vorstellig machen, wie in
manen, wenn es nur zur Unterhaltung geschieht.
Eine für Wahrheit ausgegebene Erdichtung aber
Lüge.

(Turpiter atrum desinit in piscem mulier for
superne)

Horat.

Beredsamkeit borgt von der Poesie einen dem Ton nahe kommenden Laut, den Accent, ohne welchen die Rede der nöthigen dazwischen kommenden Augenblicke der Ruhe und der Belebung entbehrte. Die Poesie gewinnt aber nicht blos den Preis über die Beredsamkeit, sondern auch über jede andere schöne Kunst: über die Malerey (wozu die Bildhauerkunst gehört) und selbst über die Musik. Denn die letztere ist nur darum schöne (nicht blos angenehme) Kunst, weil sie der Poesie zum Vehikel dient. Auch giebt es unter den Poeten nicht so viel seichte (zu Geschäften untaugliche) Köpfe, als unter den Tonkünstlern; weil jene doch auch zum Verstande, diese aber blos zu den Sinnen reden. — Ein gutes Gedicht ist das eindringendste Mittel der Belebung des Gemüths. — — Es gilt aber nicht blos vom Poeten, sondern von jedem Besitzer der schönen Kunst: man müsse dazu gebohren seyn und könne nicht durch Fleiß und Nachahmung dazu gelangen; imgleichen, daß der Künstler zum Gelingen seiner Arbeit, noch einer ihm anwandelnden glücklichen Laune, gleich als dem Augenblicke einer Eingebung, bedürfe (daher er auch vates genannt wird), weil, was nach Vorschrift und Regeln gemacht wird, geistlos (sclavisch) ausfällt, ein Product der schönen Kunst aber nicht blos Geschmack, der auf Nachahmung gegründet seyn kann, sondern auch Originalität des Gedanken erfordert, die, als aus sich selbst belebend, Geist genannt wird. — Der Naturmaler mit dem Pinsel oder der Feder (das letztere sey in Prose oder in Versen) ist nicht der schöne Geist, weil er nur nachahmt; der Ideenmaler ist allein der Meister der schönen Kunst.

Warum versteht man unter dem Poeten gewöhnlich einen Dichter in Versen d. i. in einer Rede die scandirt (der Musik ähnlich, tactmäßig gesprochen) wird? Weil er, ein Werk der schönen Kunst ankündigend, mit einer Feyerlichkeit auftritt, die dem feinsten Geschmack (der Form nach) genügen muß; denn sonst wäre es nicht schön. — Weil diese Feyerlichkeit aber am meisten zur schönen Vorstellung des Erhabenen erfordert wird, so wird dergleichen affectirte Feyerlichkeit ohne Vers (von Hugo Blair) „tollgewordene Prose" genannt. — Versmacherey ist anderseits auch nicht Poesie, wenn sie ohne Geist ist.

Warum ist der Reim in den Versen der Dichter neuerer Zeiten, wenn er glücklich den Gedanken schließt, ein großes Erforderniß des Geschmacks in unserem Welttheil? dagegen ein widriger Verstoß gegen den Vers in Gedichten der alten Zeiten, so daß z. B. im deutschen reimfreye Verse wenig gefallen, ein in Reim gebrachter lateinischer Virgil aber noch weniger behagen kann? Vermuthlich weil bey den alten classischen Dichtern die Prosodie bestimmt war, den neuern Sprachen aber großentheils mangelt, und dann doch das Ohr, durch den Reim, der den Vers gleichtönend mit dem vorigen schließt, dafür schadlos gehalten wird. In einer prosaischen feyerlichen Rede wird ein von ohngefähr zwischen andre Sätze einfallender Reim lächerlich.

Woher schreibt sich die poetische Freyheit, die doch dem Redner nicht zusteht, dann und wann wider die Sprachgesetze zu verstoßen? Vermuthlich davon, daß

er

e durch das Gesetz der Form nicht gar zu sehr beengt werde, einen großen Gedanken auszudrücken.

Warum ist ein mittelmäßiges Gedicht unleidlich, eine mittelmäßige Rede aber noch wohl erträglich? Die Ursache scheint darin zu liegen, daß die Feyerlichkeit des Tons in jedem poetischen Product große Erwartung erregt und eben dadurch, daß diese nicht befriedigt wird, wie gewöhnlich, noch tiefer sinkt, als der prosaische Werth desselben es etwa noch verdienen würde. — Die Endigung eines Gedichts mit einem Verse, der als Sentenz aufbehalten werden kann, wirkt ein Vergnügen im Nachschmacke, und macht dadurch manches Schaale wieder gut; gehört also auch zur Kunst des Dichters.

Daß im Alter die poetische Ader vertrocknet, n einer Zeit, da Wissenschaften dem guten Kopf noch mmer gute Gesundheit und Thätigkeit in Geschäften anündigen, kommt wohl daher: daß Schönheit eine Blühe, Wissenschaft aber Frucht ist, d. i. die Poesie ine freye Kunst seyn muß, welche der Mannichfaltigkeit alber, Leichtigkeit erfordert, im Alter aber dieser leichte Sinn (und das mit Recht) schwindet; weil ferner Gewohnheit, in derselben Bahn der Wissenschaften nur rtzuschreiten, zugleich Leichtigkeit bey sich führt, Poesie so, welche zu jedem ihrer Producte Originalität und Neuigkeit (und hiezu Gewandheit) erfordert, mit m Alter nicht wohl zusammenstimmt; außer etwa in achen des caustischen Witzes, in Epigrammen und nien, wo sie aber auch mehr Ernst als Spiel ist.

Daß Poeten kein solches Glück machen, als Advocaten und andere Professionsgelehrte, liegt schon in der Anlage des Temperaments, welches überhaupt zum gebohrnen Poeten erforderlich ist: nämlich die Sorgen durch das gesellige Spiel mit Gedanken zu verjagen. — Eine Eigenheit aber die den Charakter betrift, nämlich die, keinen Charakter zu haben, sondern wetterwendisch, launisch und (ohne Bosheit) unzuverläßig zu seyn, sich muthwillig Feinde zu machen, ohne doch eben jemand zu hassen, und seinen Freund beißend zu bespötteln, ohne ihm wehe thun zu wollen, liegt in einer über die practische Urtheilskraft herrschenden, zum Theil angebohrnen, Anlage des verschrobenen Witzes.

Von der Ueppigkeit.

§. 69. Ueppigkeit (luxus) ist das Uebermaß des gesellschaftlichen Wohllebens mit Geschmack in einem gemeinen Wesen (der also der Wohlfahrt desselben zuwider ist). Jenes Uebermaß, aber ohne Geschmack, ist die öffentliche Schwelgerey (luxuires). — Wenn man beyderley Wirkungen auf die Wohlfahrt in Betrachtung zieht, so ist Ueppigkeit ein entbehrlicher Aufwand der arm macht, Schwelgerey aber ein solcher, der krank macht. Die erste ist doch noch mit der fortschreitenden Cultur des Volks (in Kunst und Wissenschaft) vereinbar; die zweyte aber überfüllt mit Genuß und bewirkt endlich Ekel. Beyde sind mehr prahlerisch (von außen zu glänzen), als selbstgenießend; die erstere durch Ele-

gan

ganz (wie auf Bällen und in Schauspielen) für den idealen Geschmack; die zweyte durch Ueberfluß und Mannigfaltigkeit für den Sinn des Schmeckens (den physischen, wie z. B. ein Lordmaireschmaus). — Ob die Regierung befugt sey, beyde durch Aufwandsgesetze einzuschränken, ist eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört. Die schönen aber sowohl, als die angenehmen Künste, welche das Volk zum Theil schwächen, um es besser regieren zu können, würden mit Eintretung eines rauhen Lakonicisms der Absicht der Regierung gerade zuwider wirken.

Gute Lebensart ist die Angemessenheit des Wohllebens zur Geselligkeit (also mit Geschmack). Man sieht hieraus, daß der Luxus der guten Lebensart Abbruch thut und der Ausdruck „er weiß zu leben", der von einem begüterten oder vornehmen Mann gebraucht wird, bedeutet die Geschicklichkeit seiner Wahl im geselligen Genuß, der Nüchternheit (Sobrietät) enthält, beyderseitig den Genuß gedeylich macht, und für die Dauer berechnet ist.*

Man sieht hieraus, daß, da Ueppigkeit eigentlich nicht dem häuslichen, sondern nur dem öffentlichen Leben vorgerückt werden kann, das Verhältniß des Staatsbürgers zum gemeinen Wesen, was die Freyheit im Wetteifer betrifft, um in Verschönerung seiner Person oder Sachen (in Festen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen und so herab bis zu dem guten Ton des gemeinen Umgangs), dem Nutzen allenfalls vorzugreifen, schwerlich mit Aufwandsverboten belästigt werden dürfe; weil sie

 doch

doch den Vortheil schafft, die Künste zu beleben und so dem gemeinen Wesen die Kosten wieder erstattet, welche ihm ein solcher Aufwand verursacht haben möchte.

Drittes Buch.

Vom Begehrungsvermögen.

§. 70. Begierde (appetitio) ist die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjects durch die Vorstellung von etwas Künftigen, als einer Wirkung derselben. Die habituelle sinnliche Begierde heißt Neigung. Das Begehren ohne Kraftanwendung zu Hervorbringung des Objects, ist der Wunsch. Dieser kann auf Gegenstände gerichtet seyn, zu deren Herbeyschaffung das Subject sich selbst unvermögend fühlt, und ist dann ein leerer (müssiger) Wunsch. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, ist Sehnsucht. Die in Ansehung des Objects unbestimmte Begierde (appetitio vaga), welche das Subject nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen in welchen es denn eintreten will, kann der launische Wunsch genannt werden (den nichts befriedigt).

Die durch die Vernunft des Subjects schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist Leidenschaft. Dagegen ist das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen

tigen Zustande, welches im Subject die Ueberlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen läßt, der Affect.

Affecten und Leidenschaften unterworfen zu seyn, ist wohl immer Krankheit des Gemüths; weil beydes die Herrschaft der Vernunft ausschließt. Beyde sind auch gleich heftig dem Grade nach; was aber ihre Qualität betrift: so sind sie wesentlich von einander unterschieden, sowohl in der Vorbeugungs- als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabey anzuwenden hätte.

Von den Affecten in Gegeneinanderstellung derselben mit der Leidenschaft.

§. 71. Der Affect ist Ueberraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüths (animus sui compos) aufgehoben wird. Er ist also übereilt d. i. er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Ueberlegung unmöglich macht (ist unbesonnen). — Die Affectlosigkeit, ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln, ist das Phlegma im guten Verstande: eine Eigenschaft des wackeren Mannes (animi strenui), sich durch jener ihre Stärke nicht aus der ruhigen Ueberlegung bringen zu lassen. Was der Affect des Zorns nicht in der Geschwindigkeit thut, das thut er gar nicht; und er vergißt leicht. Die Leidenschaft des Hasses aber nimmt sich Zeit, um sich tief einzuwurzeln und es seinem Gegner zu denken. — Ein Vater, ein Schulmeister, können nicht strafen, wenn sie die Abbitte (nicht die Rechtfertigung) anzuhören nur die Geduld gehabt

haben.

haben. — Nöthigt einen, der im Zorn zu euch ins Zimmer tritt, um euch in heftiger Entrüstung harte Worte zu sagen, höflich, sich zu setzen; wenn es euch hiemit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder; weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Gebehrdungen und dem Schreyen im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt. Die Leidenschaft hingegen (als zum Begehrungsvermögen gehörige Gemüthsstimmung) läßt sich Zeit, und ist überlegend, so heftig sie auch seyn mag, um ihren Zweck zu erreichen. — Der Affect wirkt wie ein Wasser was den Damm durchbricht; die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affect wirkt auf die Gesundheit, wie ein Schlagfluß; die Leidenschaft wie eine Schwindsucht, oder Abzehrung. — Er ist wie ein Rausch, den man ausschläft, obgleich Kopfweh darauf folgt; die Leidenschaft aber wie eine Krankheit aus verschlucktem Gift oder Verkrüppelung anzusehen, die einen innern oder äussern Seelenarzt bedarf, der doch mehrentheils keine radicale, sondern fast immer nur palliativ-heilende Mittel zu verschreiben weiß.

Wo viel Affect ist, da ist gemeiniglich wenig Leidenschaft; wie bey den Franzosen, welche durch ihre Lebhaftigkeit veränderlich sind, in Vergleichung mit Italienern und Spaniern (auch Indiern und Chinesen), die in ihrem Groll über Rache brüten, oder in ihrer Liebe bis zum Wahnsinn beharrlich sind. — Affecten sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen hinterlistig und versteckt. Die Chinesen werfen den Engländern vor, daß sie ungestüm und hitzig wären „wie die Tatarn,“ diese aber je-

nen,

nen, daß sie ausgemachte (aber gelassene) Betrüger sind, die sich durch diesen Vorwurf in ihrer Leidenschaft gar nicht irre machen lassen. — — Affect ist wie ein Rausch, der sich ausschläft; Leidenschaft als ein Wahnsinn anzusehen, der über einer Vorstellung brütet, die sich immer tiefer einnistelt. — Wer liebt, kann dabey doch wohl noch sehend bleiben; der sich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind; wiewohl der Letzere acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wieder zu erlangen pflegt. — Wem der Affect wie ein Raptus anzuwandeln pflegt, der ist, so gutartig jener auch seyn mag, doch einem Gestörten ähnlich; weil es ihn aber schnell darauf reuet, so ist es nur ein Paroxysm, den man Unbesonnenheit betitelt. Mancher wünscht wohl sogar, daß er zürnen könne, und Socrates war im Zweifel, ob es nicht auch manchmal gut wäre zu zürnen; aber den Affect so in seiner Gewalt zu haben, daß man kaltblütig überlegen kann, ob man zürnen solle oder nicht, scheint etwas Widersprechendes zu seyn. — Leidenschaft dagegen wünscht sich kein Mensch. Denn wer will sich in Ketten legen lassen, wenn er frey seyn kann?

Von den Affecten insbesondere.

A.

Von der Regierung des Gemüths in Ansehung der Affecten.

§. 72. Das Prinzip der Apathie: daß nämlich der Weise niemals im Affect, selbst nicht in dem des

Mit

Mitleids mit den Uebeln seines besten Freundes, sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener moralischer Grundsatz der stoischen Schule; denn der Affect macht (mehr oder weniger) blind. — Daß gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war Weisheit der Natur, um *provisorisch*, ehe die Vernunft noch zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten noch die des pathologischen (sinnlichen) Anreizes, als einstweiliges Surrogat der Vernunft, zur Belebung beyzufügen. Denn übrigens ist Affect für sich allein betrachtet jederzeit unklug; er macht sich selbst unfähig, seinen eigenen Zweck zu verfolgen, und es ist also unweise, ihn in sich vorsetzlich entstehen zu lassen. — Gleichwohl kann die *Vernunft* in Vorstellung des Moralisch-Guten durch Verknüpfung ihrer Ideen mit Anschauungen (Beyspielen), die ihnen untergelegt werden, eine Belebung des Willens hervorbringen (in geistlichen oder auch politischen Reden ans Volk, oder auch einsam an sich selbst), und also nicht als Wirkung, sondern als Ursache eines Affects in Ansehung des Guten seelenbelebend seyn, wobey diese Vernunft doch immer noch den Zügel führt, und ein *Enthusiasm* des guten Vorsatzes bewirkt wird, der aber eigentlich zum *Begehrungsvermögen* und nicht zum Affect, als einem stärkeren sinnlichen *Gefühl*, gerechnet werden muß. —

Die *Naturgabe* einer *Apathie*, bey hinreichender Seelenstärke, ist wie gesagt, das glückliche *Phlegma* (im moralischen Sinne). Wer damit begabt ist, der ist zwar darum eben noch nicht ein Weiser,

hat

…er doch die Begünstigung von der Natur, daß … leichter wird, als Anderen, es zu werden.

Ueberhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen …ls, welche den Zustand des Affects ausmacht, son… der Mangel der Ueberlegung, dieses Gefühl mit …umme aller Gefühle (der Lust oder Unlust) in sei… Zustande zu vergleichen. Der Reiche, welchem sein …enter bey einem Feste einen schönen und seltenen …nen Pokal im Herumtragen ungeschickterweise zer… …t, würde diesen Zufall für nichts halten, wenn er …mselben Augenblicke diesen Verlust eines Vergnü… …s mit der Menge aller Vergnügen, die ihm sein …licher Zustand als eines reichen Mannes darbietet, …liche. Nun überläßt er sich aber ganz allein diesem … Gefühl des Schmerzes (ohne jene Berechnung in …anken schnell zu machen); kein Wunder also, daß ihm …ey so zu Muthe wird, als ob seine ganze Glückselig… verloren wäre.

B.

Von den verschiedenen Affecten selbst.

§. 73. Das Gefühl, welches das Subject antreibt dem Zustande, darin es ist, zu bleiben, ist an… nehm; das aber, was antreibt, ihn zu verlassen, …angenehm. Mit Bewußtseyn verbunden, heißt …erstere Vergnügen (voluptas), das zweyte Miß… …gnügen (taedium). Als Affect heißt jenes Freu… … dieses Traurigkeit. — Die ausgelassene Freu…

Freude (die durch keine Besorgniß eines Schmerzes gemäßigt wird) und die versinkende Traurigkeit (die durch keine Hofnung gelindert wird), der Gram, sind Affecten, die dem Leben drohen. Doch hat man aus den Sterbelisten ersehen, daß doch mehr Menschen durch die erstere als durch die letztere das Leben plötzlich verloren haben; weil der Hoffnung, als Affect, durch die unerwartete Eröfnung der Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück, das Gemüth sich ganz überläßt und so der Affect, bis zum Ersticken, steigend ist; dagegen dem immer fürchtenden Grame doch natürlicherweise vom Gemüth auch immer noch widerstritten wird und er also nur langsam tödtend ist.

Der Schreck ist die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüth ausser Fassung bringt. Einem Schreck ähnlich ist das Auffallende, was stutzig (noch nicht bestürzt) macht und was das Gemüth erweckt, sich zur Ueberlegung zu sammeln; es ist der Anreiz zur Verwunderung (welche schon Ueberlegung in sich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht so leicht; aber zur Kunst gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzustellen. Der Zorn ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstand gegen das Uebel schnell rege macht. Furcht über einen unbestimmtes Uebel drohenden Gegenstand ist Bangigkeit. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein besonderes Object dazu zu wissen: eine Beklommenheit aus bloß subjectiven Ursachen (einem krankhaften Zustande). Schaam ist Angst aus der besorgten Verachtung einer gegenwärtigen Person und, als solche, ein

ein Affect. Sonst kann einer sich auch empfindlich schämen ohne Gegenwart dessen, vor dem er sich schämt; aber dann ist es kein Affect, sondern, wie der Gram, eine Leidenschaft sich selbst mit Verachtung anhaltend, aber vergeblich zu quälen; die Schaam dagegen, als Affect, muß plötzlich eintreten.

Affecten sind überhaupt krankhafte Zufälle (Symptomen), und können (nach einer Analogie mit Browns System) in sthenische, aus Stärke, und asthenische, aus Schwäche, eingetheilt werden. Jene sind von der erregenden, dadurch aber oft auch erschöpfenden, diese von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit. — Lachen mit Affect ist eine convulsivische Fröhlichkeit. Weinen begleitet die schmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schicksal, oder mit andern Menschen, gleich einer von ihnen erlittenen Beleidigung; und diese Empfindung ist Wehmuth. Beyde aber, das Lachen und das Weinen, heitern auf; denn es sind Befreyungen von einem Hinderniß der Lebenskraft durch Ergießungen (man kann nämlich auch bis zu Thränen lachen, wenn man bis zur Erschöpfung lacht). Lachen ist männlich, weinen dagegen weiblich (beym Manne weibisch), und nur die Anwandlung zu Thränen und zwar aus großmüthiger, aber ohnmächtiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Mann verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohne sie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger sie mit Schluchzen zu begleiten und so eine widerwärtige Musik zu machen.

O Von

Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

§. 74. Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth; die Stärke des innern Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit *), des zweyten Schüchternheit.

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn der, bey sichtbarer Unmöglichkeit seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Carl XII. bey Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagtheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen; denn diese heißt Schüchternheit; sondern blos ein Zustand und zufällige Disposition, mehrentheils blos von körperlichen Ursachen ab-

*) Das Wort Poltron (von pollex truncatus hergenommen) wurde im späteren Lateinischen mit murcus gegeben, und bedeutete einen Menschen, der sich den Daumen abhackt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.

abhängend, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist blos Temperamentseigenschaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundsätzen, und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt. Das Erschrecken in Gefechten bringt sogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) sprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche, bey dem Aufrufe zum Schlagen, zum Ort ihrer Entledigung eilen, hernach die muthigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reiher, wenn der Stoßfalk über ihm schwebt und jener sich zum Gefecht gegen ihn anschickt.

Geduld ist demnach nicht Muth. Sie ist eine weibliche Tugend; weil sie nicht Kraft zum Widerstande aufbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgischen Messer, oder bey Gicht- und Steinschmerzen schreyt, ist darum in diesem Zustande nicht feig oder weichlich; es ist so wie das Fluchen, wenn man im Gehen an einen frey liegenden Straßenstein (mit dem großen Zeh, davon das Wort hallucinari hergenommen) stößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die

Natur durch Geschrey das Stocken des Bluts am Herzen zu zerstreuen, bestrebt ist. — Geduld aber von besonderer Art beweisen die Indianer in Amerika, welche, wenn sie umzingelt sind, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, sich ruhig niedermachen lassen. Ist nun hiebey mehr Muth, als die Europäer zeigen, die sich in diesem Fall bis auf den letzen Mann wehren? Mir scheint es blos eine barbarische Eitelkeit zu seyn: ihrem Stamm dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind sie zu Klagen und Seufzern, als Beweisthümern ihrer Unterwerfung, nicht sollte zwingen können.

Der Muth als Affect (mithin einerseits zur Sinnlichkeit gehörend), kann aber auch durch Vernunft erweckt und so wahre Tapferkeit (Tugendstärke) seyn. Sich durch Sticheleyen und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto gefährlichere, spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Muth, den mancher nicht besitzt, welcher in der Feldschlacht, oder dem Duell, sich als einen Braven beweiset. Es gehört nemlich zur Entschlossenheit etwas, was die Pflicht gebietet, selbst auf die Gefahr der Verspottung von Anderen, zu wagen, so gar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliebe die beständige Begleiterinn der Tugend ist, und der, welcher sonst wider Gewalt hinreichend gefaßt ist, doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Der Anstand, der einen äußeren Anschein von Muth giebt, sich in Vergleichung mit Anderen in der Ach-

Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit; im Gegensatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Besorgniß, Anderen nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. — Jene kann, als billiges Vertrauen zu sich selbst, nicht getadelt werden. Diejenige Dreistigkeit *) aber im Anstande, welche jemanden den Anschein giebt, sich aus dem Urtheil Anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit; im gemilderten Ausdruck aber Unbescheidenheit; diese gehört also nicht zum Muthe, in der sittlichen Bedeutung des Worts.

Ob Selbstmord auch Muth, oder immer nur Verzagtheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern blos psychologische Frage. Wenn er verübt wird, blos um seine Ehre nicht zu überleben, also aus Zorn, so scheint er Muth; ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langsam erschöpft, so ist es ein Verzagen. Es scheint dem Menschen eine Art von Heroism zu seyn, dem Tode gerade ins Auge zu sehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf

 jede

*) Dieses Wort sollte eigentlich Dräustigkeit (von Dräuen oder Drohen), nicht Dreistigkeit geschrieben werden; weil der Ton, oder auch die Miene eines solchen Menschen Andere besorgen läßt, er könne auch wohl grob seyn. Eben so schreibt man liederlich für lüderlich, da doch das erste einen leichtfertigen, muthwilligen, sonst nicht unbrauchbaren und gutmüthigen, das zweyte aber einen Verworfenen, jeden Anderen anekelnden Menschen (vom Wort Luder) bedeutet.

jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und so eine Gemüthsverwirrung aus Angst vorhergehen muß, um zum Selbstmorde zu schreiten, so stirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbstmordes giebt diesen Unterschied der Gemüthsstimmung gewissermaßen zu erkennen. Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödtend ist; wie z. B. der Pistolenschuß oder (wie es ein großer Monarch, auf den Fall, daß er in Gefangenschaft geriethe, im Kriege bey sich führte) ein geschärftes Sublimat, oder tiefes Wasser und mit Steinen angefüllete Taschen: so kann man dem Selbstmörder den Muth nicht streiten. Ist es aber der Strang, der noch von Anderen abgeschnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geschafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann; bey welchen Attentaten der Selbstmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeiniglich selbst froh wird und es nie mehr versucht: so ist es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüstige, welche noch Stärke der Gemüthsfassung zu einer solchen That erfordert.

Es sind nicht immer blos verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf solche Weise der Last des Lebens loszuwerden beschließen; vielmehr hat man von solchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu besorgen. — Indessen da sie doch immer gräßlich bleibt, und der Mensch sich selbst dadurch zum Scheusal macht, ist es doch merkwürdig, daß, in Zeitläuften der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit

eines

eines revolutionären Zustandes (z. B. des Wohlfahrtsausschusses der französischen Republik), ehrliebende Männer (z. B. Rolland) der Hinrichtung nach dem Gesetz durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben, den sie in einer constitutionellen selbst würden für verwerflich erklärt haben. Der Grund davon ist dieser. Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem Gesetz etwas Beschimpfendes; weil sie Strafe ist, und wenn jene ungerecht ist, so kann der, welcher das Opfer des Gesetzes wird, diese nicht für eine verdiente anerkennen. Dieses aber beweiset er dadurch: daß, wenn er dem Tode einmal geweihet worden, er ihn nun lieber wie ein freyer Mensch wählt und ihn sich selbst anthut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunstbezeigung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurtheilte sich selbst umbrächte; weil es dann mit mehr Ehre geschah. — — Die Moralität aber hievon verlange ich nicht zu vertheidigen.

Der Muth des Kriegers aber ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenn gleich der Duell von der Regierung Nachsicht erhält, und gewissermaßen Selbsthülfe wider Beleidigung zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt; ohne sie doch durchs Gesetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Princip; denn es giebt auch Nichtswürdige, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um etwas zu gelten, und die, für die Erhaltung des Staats etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun, gar nicht gemeynt sind.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit machts allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit (mens conscia recti) muß damit verbunden seyn, wie beym Ritter Bayard (chevalier sans peur et sans reproche).

Von Affecten, die sich selbst in Ansehung ihres Zwecks schwächen.

(Impotentes animi motus.)

§. 75. Die Affecten des Zorns und der Schaam haben das Eigne, daß sie sich selbst in Ansehung ihres Zweckes schwächen. Es sind plötzlich erregte Gefühle eines Uebels als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, es abzuwehren.

Wer ist mehr zu fürchten: der welcher im heftigen Zorn erblaßt oder der hiebey erröthet? Der erstere ist auf der Stelle zu fürchten; der zweyte desto mehr hinter her (der Rachgier halber). Im ersteren Zustande erschrickt der aus der Fassung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweyten geht der Schreck plötzlich in die Furcht über, daß das Bewußtseyn seines Unvermögens der Selbstvertheidigung sichtbar werden möchte. — Beyde, wenn sie sich durch die behende Fassung des Gemüths Luft machen können, sind der Gesundheit nicht nachtheilig; wo aber nicht, so sind sie theils dem Leben selbst gefährlich, theils,

theils, wenn ihr Ausbruch zurückgehalten wird, hinterlassen sie einen Groll d. i. eine Kränkung darüber, sich gegen Beleidigung nicht mit Anstand genommen zu haben; welche aber vermieden wird, wenn sie nur zu Worten kommen können. So aber sind beyde Affecten von der Art, daß sie stumm machen, und sich dadurch in einem unvortheilhaften Lichte darstellen.

Der Jachzorn kann durch innere Disciplin des Gemüths noch wohl abgewöhnt werden; aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Schaam läßt sich nicht so leicht wegkünsteln. Denn wie Hume sagt (der selbst mit dieser Schwäche, — der Blödigkeit öffentlich zu reden, — behaftet war), macht der erste Versuch zur Dreistigkeit, wenn er fehlschlägt, nur noch schüchterner, und es ist kein anderes Mittel, als von seinem Umgange mit Personen, aus deren Urtheil über den Anstand man sich wenig macht, anhebend, allmählig von der vermeynten Wichtigkeit des Urtheils Anderer über uns abzukommen und sie hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu schätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freymüthigkeit, welche von der Blödigkeit und beleidigenden Dreistigkeit gleichweit entfernt ist.

Wir sympathisiren zwar mit der Schaam des Anderen, als einem Schmerz, aber nicht mit dem Zorn desselben, wenn er uns die Anreitzung zu demselben in diesem Affect gegenwärtig erzählt; denn vor dem, der in diesem Zustand ist, ist der, welcher seine Erzählung (von einer erlittenen Beleidigung) anhört, selbst nicht sicher.

 Ver-

Verwunderung (Verlegenheit sich in das Unerwartete zu finden) ist eine das natürliche Gedankenspiel zuerst hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zuströmen der Gedanken zu der unerwarteten Vorstellung desto mehr befördernde und daher angenehme Erregung des Gefühls; Erstaunen heißt aber dieser Affect eigentlich alsdann nur, wenn man dabey gar ungewiß wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geschehe. Ein Neuling in der Welt verwundert sich über alles; wer aber mit dem Lauf der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt geworden, macht es sich zum Grundsatze, sich über nichts zu verwundern (nihil admirari). Wer hingegen mit forschendem Blicke die Ordnung der Natur, in der großen Mannigfaltigkeit derselben, nachdenkend verfolgt, geräth über eine Weisheit, deren er sich nicht gewärtig war, in Erstaunen: eine Bewunderung, von der man sich nicht losreißen (sich nicht genug verwundern) kann; welcher Affect aber alsdann nur durch die Vernunft angeregt wird, und eine Art von heiligem Schauer ist, den Abgrund des Uebersinnlichen sich vor seinen Füßen eröffnen zu sehen.

Von den Affecten, durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert.

§. 76. Durch einige Affecten wird die Gesundheit von der Natur mechanisch befördert. Dahin gehört vornemlich das Lachen und das Weinen. Der Zorn, wenn man (doch ohne Widerstand zu besorgen) brav schelten darf, ist zwar auch ein ziemlich sicheres Mittel zur

Ver-

rdauung, und manche Hausfrau hat keine andere
nigliche Motion, als das Ausschelten der Kinder und
s Gesindes, wie dann auch, wenn sich Kinder und
esinde nur hiebey geduldig betragen, eine angenehme
tüdigkeit die Lebenskraft durch die Maschine sich gleich-
rmig verbreitet; aber ohne Gefahr ist dieses Mittel
ch auch nicht wegen des besorglichen Widerstandes je-
r Hausgenossen.

Das gutmüthige (nicht hämische, mit Bitterkeit ver-
undene) Lachen ist dagegen beliebter und gedeyli-
er: nämlich das, was man jenem Persischen König
itte empfehlen sollen, der einen Preis für den aussetzte,
welcher ein neues Vergnügen erfinden würde." — Die
bey stoßweise (gleichsam convulsivisch) geschehende Aus-
hmung der Luft, (von welcher das Niesen nur ein klei-
r, doch auch belebender Effect ist, wenn ihr Schall un-
rhalten ertönen darf), stärkt durch die heilsame Be-
egung des Zwergfells das Gefühl der Lebenskraft. Es
ag nun ein gedungener Possenreisser (Harlekin) seyn,
r uns zu lachen macht, oder ein zur Gesellschaft der
eunde gehörender durchtriebener Schalk, der nichts Ar-
s im Sinn zu haben scheint, „der es hinter den Oh-
n hat" und nicht mitlacht, sondern mit scheinbarer
infalt eine gespannte Erwartung (wie eine gespannte
aite) plötzlich losläßt: so ist das Lachen immer
chwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören,
lche dieses weit besser befördert, als es die Weisheit
Arztes thun würde. Auch eine große Albernheit ei-
fehlgreifenden Urtheilskraft kann — freylich aber auf

Ko-

Kosten des vermeyntlich klägern — eben dieselbe Wirkung thun. *)

Das Weinen, ein mit Schluchzen geschehenes (convulsivisches) Einathmen, wenn es mit Thränenguß verbunden ist, ist, als ein schmerzlinderndes Mittel, gleichfalls eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit, und eine Wittwe, die wie man sagt, sich nicht will trösten lassen, d. i. die Ergießung der Thränen nicht gehindert wissen will, sorgt, ohne es zu wissen oder eigentlich zu wollen, für ihre Gesundheit. Ein Zorn, der in diesem Zustande einträte, würde diesen Erguß, aber zu ihrem

*) Beyspiele vom Letzteren kann man in Menge geben. Ich will aber nur eines anführen, was ich aus dem Munde der verstorbenen Frau Gräfinn von K — g habe; einer Dame die die Zierde ihres Geschlechts war. Bey ihr hatte der Graf Sagramoso, der damals die Einrichtung des Maltheserritterordens in Polen (aus der Ordination Ostrog) zu besorgen den Auftrag hatte, den Besuch gemacht und zufälligerweise war ein aus Königsberg gebürtiger, aber in Hamburg für die Liebhaberey einiger reichen Kaufleute zum Naturaliensammler und Aufseher dieser ihrer Cabinetter angenommener Magister, der seine Verwandten in Preußen besuchte, hinzugekommen, zu welchem der Graf, um doch etwas mit ihm zu reden, im gebrochenen Deutsch sprach: „ick abe in Amburg eine Ant geabt (ich habe in Hamburg eine Tante gehabt); aber die ist mir gestorben". Flugs ergriff der Magister das Wort und fragte: „warum ließen Sie sie nicht abziehen und ausstopfen"? Er nahm das Englische Wort Ant, welches Tante bedeutet, für Ente, und weil er gleich darauf fiel, sie müsse sehr rar gewesen seyn, bedauerte er den großen Schaden. Man kann sich vorstellen, welches Lachen dieses Mißverstehen erregen mußte.

rem Schaden, bald hemmen; obzwar nicht immer Wehmuth, sondern auch Zorn Weiber und Kinder in Thränen versetzen kann. — Denn das Gefühl seiner Ohnmacht gegen ein Uebel, bey einem starken Affect (es sey des Zorns oder der Traurigkeit), ruft die äußern natürlichen Zeichen zum Beystande auf, die dann auch (nach dem Recht des Schwächern), eine männliche Seele wenigstens, entwafnen. Dieser Ausdruck der Zärtlichkeit als Schwäche des Geschlechts aber darf den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Thräne im Auge rühren; weil er im ersteren Falle sich an seinem eigenen Geschlecht vergreifen und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Theil nicht zum Schutz dienen, im zweyten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieses in Schutz zu nehmen: wie es der Character, den die Ritterbücher dem tapfern Mann zueignen, mit sich bringt, der gerade in dieser Beschützung gesetzt wird.

Warum aber lieben junge Leute mehr das Tragische Schauspiel und führen dieses auch lieber auf, wenn sie ihren Aeltern etwa ein Fest geben wollen; Alte aber lieber das Comische, bis zum Burlesken? Die Ursache des Ersteren ist zum Theil eben dieselbe, als die, welche die Kinder treibt, das Gefährliche zu wagen: vermuthlich durch einen Instinct der Natur, um ihre Kräfte zu versuchen, zum Theil aber auch, weil bey dem Leichtsinn der Jugend, von den herzbeklemmenden oder schreckenden Eindrücken, sobald das Stück geendigt ist, keine Schwermuth übrig bleibt, sondern nur eine ange-

neh-

nehme Müdigkeit, nach einer starken inneren Motion, welche aufs neue zur Fröhlichkeit stimmt. Dagegen verwischt sich bey Alten dieser Eindruck nicht so leicht und sie können die Stimmung zum Frohsinn nicht so leicht wieder in sich hervorbringen. Ein Harlekin, der behenden Witz hat, bewirkt durch seine Einfälle eine wohlthätige Erschütterung ihres Zwergfelles und der Eingeweide: wodurch der Appetit für die darauf folgende gesellschaftliche Abendmahlzeit geschärft und durch Gesprächigkeit gedeylich wird.

Allgemeine Anmerkung.

Gewisse innere körperliche Gefühle sind mit Affecten verwandt, sind es aber doch nicht selbst: weil sie nur augenblicklich, vorübergehend sind und von sich keine Spur hinterlassen; dergleichen das Gräuseln ist, welches die Kinder anwandelt, wenn sie von Ammen des Abends Gespensterererzählungen anhören. — Das Schauern, gleichsam mit kaltem Wasser übergossen werden (wie beym Regenschauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, sondern der bloße Gedanke von Gefahr, — obgleich man weiß daß keine da ist, — bringt diese Empfindung hervor, die, wenn sie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks ist, eben nicht unangenehm zu seyn scheint.

Der Schwindel und selbst die Seekrankheit scheint ihrer Ursache nach in die Classe solcher idealen Gefahren zu gehören. — Auf einem Brett, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fort-

schrei-

)reiten; liegt es aber über einen Abgrund, oder, für
n der Nervenschwach ist, auch nur über einen Graben:
wird oft die leere Besorgniß der Gefahr wirklich ge-
hrlich. Das Schwanken eines Schiffs selbst bey gelin-
m Winde ist ein wechselndes Sinken und Gehobenwer-
n. Bey dem Sinken ist die Bestrebung der Natur
h zu heben, (weil alles Sinken überhaupt Vorstellung
n Gefahr bey sich führt), mithin die Bewegung des
lagens und der Eingeweide von unten nach oben zu mit
nem Anreiz zum Erbrechen mechanisch verbunden, wel-
er alsdann noch vergrößert wird, wenn der Patient in
r Cajüte zum Fenster derselben hinausschaut und wech-
lsweise bald den Himmel bald die See in die Augen
kommt, wodurch die Täuschung eines unter ihm wei-
enden Sitzes noch mehr gehoben wird.

Ein Acteur, der selbst kalt ist, übrigens aber nur
erstand und starkes Vermögen der Einbildungskraft
sitzt, kann durch einen affectirten (gekünstelten) Affect oft
ehr rühren als durch den wahren. Ein ernstlich Ver-
:bter ist in Gegenwart seiner Geliebten verlegen, unge-
)ickt und wenig einnehmend. Einer aber, der blos den
erliebten macht und sonst Talent hat, kann seine
olle so natürlich spielen, daß er die arme betrogene ganz
seine Schlingen bringt; gerade darum, weil sein Herz
ibefangen, sein Kopf klar und er also im ganzen Be-
z des freyen Gebrauchs seiner Geschicklichkeit und
räfte ist, den Schein des Liebenden sehr natürlich nach-
imachen.

Das gutmüthige (offenherzige) Lachen ist, (als zum
ffect der Fröhlichkeit gehörend) gesellig; das hämi-
sche

sche (Grinsen) feindselig. Der Zerstreute (wie Terras-son mit der Nachtmütze statt der Perrücke auf dem Kopf und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten und der Neuen in Ansehung der Wissenschaften, gravitätisch einhertretend) giebt oft zum ersteren Anlaß; er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverständige Sonderling wird belächelt, ohne daß es ihm was kostet; er lacht mit. — Ein mechanischer (geistloser) Lacher ist schaal und macht die Gesellschaft schmacklos. Der darin gar nicht lacht, ist entweder grämlich oder pedantisch. Kinder, vornehmlich Mädchen müssen früh zum freymüthigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebey drückt sich nach und nach auch im Inneren ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes (zum Besten) zu haben, ohne doch stachlicht zu seyn (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der Andere mit dem seinigen zu ähnlicher Erwiederung gerüstet, und so ein fröhliches Lachen in sie zu bringen bereit ist, ist eine gutmüthige und zugleich cultivirende Belebung derselben. Geschieht dieses aber auf Kosten eines Einfaltspinsels, den man, wie einen Ball, dem anderen zuschlägt, so ist das Lachen, als schadenfroh, wenigstens unfein, und geschieht es an einem Schmarotzer, der sich Schwelgens halber zum muthwilligen Spiel hingiebt oder zum Narren machen läßt, ein Beweis vom schlechten Geschmack

so

ohl, als stumpfen moralischen Gefühl derer, die dar-
r aus vollem Halse lachen können. Die Stelle
es Hofnarren aber, der zur wohlthätigen Erschütte-
g des Zwergfells der höchsten Person durch Anstiche-
g ihrer vornehmen Diener die Mahlzeit durch Lachen
rzen soll, ist, wie man es nimmt, über oder unter
er Critik.

Von den Leidenschaften.

§. 77. Die subjective Möglichkeit der Ent-
hung einer gewissen Begierde, die vor der Vorstellung
es Gegenstandes vorhergeht, ist der Hang (propen-
). — Die innere Nöthigung des Begehrungs-
rmögens zur Besitznehmung dieses Gegenstandes, ehe
an ihn noch kennt, der Instinct (wie der Begat-
ngstrieb, oder der Aelterntrieb des Thiers seine Jun-
zu schützen u. d. g.). — Die dem Subject zur Re-
l (Gewohnheit) dienende sinnliche Begierde heißt
eigung (inclinatio). — Die Neigung, durch
lche die Vernunft verhindert wird, sie, in Ansehung
ner gewissen Wahl, mit der Summe aller Neigungen
vergleichen, ist die Leidenschaft (passio animi).

Man sieht leicht ein, daß Leidenschaften, weil sie
h mit der ruhigsten Ueberlegung zusammenpaaren las-
n, mithin nicht unbesonnen seyn dürfen, wie der Affect,
her auch nicht stürmisch und vorübergehend, sondern
h einwurzelnd, selbst mit dem Vernünfteln zusammen
stehen können, — der Freyheit den größten Abbruch thun,
d wenn der Affect ein Rausch ist, die Leidenschaft

eine **Krankheit** sey, welche alle Arzeneymittel verabscheut und daher weit schlimmer ist, als alle jene vorübergehende Gemüthsbewegungen, die doch wenigstens den Vorsatz rege machen, sich zu bessern; statt dessen die letztere eine Bezauberung ist, die auch die Besserung ausschlägt.

Man benennt die Leidenschaft mit dem Worte **Sucht** (Ehrsucht, Rachsucht, Herrschsucht u. d. g.), außer die der Liebe nicht, in dem **Verliebtseyn**. Die Ursache ist, weil wenn die letztere Begierde (durch den Genuß) befriedigt worden, die Begierde, wenigstens in Ansehung eben derselben Person, zugleich aufhört, mithin man wohl ein leidenschaftliches Verliebtseyn (so lange der andere Theil in der Weigerung beharrt), aber keine physische Liebe, als Leidenschaft, aufführen kann; weil sie in Ansehung des Objects nicht ein **beharrliches** Princip enthält. Leidenschaft setzt immer eine Maxime des Subjects voraus, nach einem, von der Neigung ihm vorgeschriebenen, Zwecke zu handeln. Sie ist also jederzeit mit der Vernunft desselben verbunden und bloßen Thieren kann man keine Leidenschaften beylegen; so wenig wie reinen Vernunftwesen. Ehrsucht, Rachsucht u. s. w. weil sie nie vollkommen befriedigt sind, werden eben darum unter die Leidenschaften gezählt, als Krankheiten, wider die es nur Palliativmittel giebt.

§. 78. Leidenschaften sind Krebsschäden für die reine praktische Vernunft und mehrentheils unheilbar; weil der Kranke nicht will geheilt seyn und sich der Herrschaft des Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein geschehen könnte. Die Vernunft geht auch im Sinnlich-

prac

practischen vom Allgemeinen zum Besonderen nach dem Grundsatze: nicht Einer Neigung zu gefallen die übrigen alle in Schatten oder in den Winkel zu stellen, sondern darauf zu sehen, daß jene mit der Summe *aller* Neigungen zusammen bestehen könne. — Die *Ehrbegierde* eines Menschen mag immer eine durch die Vernunft gebilligte Richtung seiner Neigung seyn; aber der Ehrbegierige will doch auch von andern geliebt seyn, er bedarf gefälligen Umgang mit Anderen, Erhaltung seines Vermögenzustandes u. d. g. mehr. Ist er nun aber *leidenschaftlich* ehrbegierig, so ist er blind für diese Zwecke, dazu ihn doch seine Neigungen gleichfalls einladen, und daß er von andern gehaßt, oder im Umgange geflohen zu werden, oder durch Aufwand zu verarmen Gefahr läuft, — das übersieht er alles. Es ist Thorheit (den *Theil* seines Zwecks zum *Ganzen* zu machen), die der Vernunft, selbst in ihrem formalen Princip, gerade widerspricht.

Daher sind Leidenschaften nicht blos, wie die Affecten, *unglückliche* Gemüthsstimmungen, die mit viel Uebeln schwanger gehen, sondern auch ohne Ausnahme böse und die gutartigste Begierde, wenn sie auch auf das geht, was (der Materie nach) zur Tugend z. B. der Wohlthätigkeit gehörte, ist doch (der Form nach), so bald sie in Leidenschaft ausschlägt, nicht blos *pragmatisch* verderblich, sondern auch *moralisch* verwerflich.

Der Affect thut einen augenblicklichen Abbruch an der Freyheit und der Herrschaft über sich selbst. Die Leidenschaft giebt sie auf und findet ihre Lust und Befrie-

digung am Sclavensinn. Weil indessen die Ver
mit ihrem Aufruf zur innern Freyheit doch nicht nach
so seufzt der Unglückliche unter seinen Ketten, von d
er sich gleichwohl nicht losreißen kann: weil sie glei
schon mit seinen Gliedmaßen verwachsen sind.

Gleichwohl haben die Leidenschaften auch ihre
redner gefunden (denn wo finden die sich nicht, wen
mal Bösartigkeit in Grundsätzen Platz genommen h
und es heißt: „daß nie etwas Großes in der Welt
heftige Leidenschaften ausgerichtet worden, und die
sehung selbst habe sie weislich gleich als Springfeder
die menschliche Natur gepflanzt." — Von den ma
ley Neigungen mag man wohl dieses zugestehen,
als eines natürlichen und thierischen Bedürfnisses,
lebende Natur (selbst die des Menschen) nicht entb
kann. Aber daß sie Leidenschaften werden
ten, ja wohl gar sollten, hat die Vorsehung nicht ge
und sie in diesem Gesichtspunct vorstellig zu ma
mag einem Dichter verziehen werden (nämlich mit
zu sagen: „ist die Vernunft nun ein Magnet, so si
Leidenschaften-Winde"); aber der Philosoph darf d
Grundsatz nicht an sich kommen lassen, selbst nicht u
als eine provisorische Veranstaltung der Vorsehung
preisen, welche absichtlich, ehe das menschliche Gesch
zum gehörigen Grade der Cultur gelangt wäre, sie in
menschliche Natur gelegt hätte.

Eintheilung der Leidenschaften.

Sie werden in die Leidenschaften der natü
chen (angebohrnen) und die der aus der Cultur

Menschen hervorgehenden (erworbenen) Neigung eingetheilt.

Die Leidenschaften der ersteren Gattung sind die Freyheits- und Geschlechtsneigung, beyde mit Affect verbunden. Die der zweyten Gattung sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, welche nicht mit dem Ungestüm eines Affects, sondern mit der Beharrlichkeit einer auf gewisse Zwecke angelegten Maxime verbunden sind. Jene können erhitzte (passiones ardentes), diese, wie der Geitz, kalte Leidenschaften (frigidae) genannt werden. Alle Leidenschaften aber sind immer nur von Menschen auf Menschen, nicht auf Sachen, gerichtete Begierden und man kann zu einem fruchtbaren Acker, oder dergleichen Kuh, zwar zur Benutzung derselben viel Neigung, aber keine Affection (welche in der Neigung zur Gemeinschaft mit Anderen besteht) haben; viel weniger eine Leidenschaft.

A.

Von der Freyheitsneigung als Leidenschaft.

§. 79. Sie ist die heftigste unter allen am Naturmenschen, in einem Zustande, da er es nicht vermeiden kann, mit Anderen in wechselseitige Ansprüche zu kommen.

Wer nur nach eines Anderen Wahl glücklich seyn kann, (dieser mag nun so wohlwollend seyn, als man immer will) fühlt sich mit Recht unglücklich. Denn welche Gewährleistung hat er, daß sein mächtiger Nebenmensch

 in

in dem Urtheile über das Wohl mit dem seinen zusammenstimmen werde? Der Wilde (noch nicht an Unterwürfigkeit gewöhnte) kennt kein größeres Unglück als in diese zu gerathen und das mit Recht, so lange noch kein öffentlich Gesetz ihn sichert: bis ihn Disciplin allmälig dazu geduldig macht hat. Daher sein Zustand des beständigen Krieges, in der Absicht andere so weit wie möglich von sich entfernt zu halten und in Wüsteneien zerstreut zu leben. Ja das Kind, welches sich nur eben dem Mütterlichen Schooße entwunden hat, scheint, zum Unterschiede von allen andern Thieren, blos deswegen mit lautem Geschrey in die Welt zu treten; weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht und so seinen Anspruch auf Freyheit (wovon kein anderes Thier eine Vorstellung hat) so fort ankündigt *). — Nomandische Völker, die, indem sie (als

*) Lucrez, als Dichter, wendet dieses in der That merkwürdige Phänomen im Thierreiche anders:

> Vagituque locum lugubri complet ut aequom 'st
> Quoi tantum'n vita restet transire malorum!

Diesen Prospect kann das neugebohrne Kind nun wohl nicht haben; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, sondern von einer dunklen Idee (oder dieser analogen Vorstellung) von Freyheit und der Hinderniß derselben, dem Unrecht, herrühre, entdeckt sich durch die, ein paar Monate nach der Geburt sich mit seinem Geschrey verbindende Thränen: welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es sich gewissen Gegenständen zu näheren, oder überhaupt nur seinen Zustand zu verändern bestrebt ist und daran sich gehindert

(als Hirtenvölker) an keinen Boden geheftet sind, z. B. die Araber, hängen so stark an ihrer, obgleich nicht völlig zwangsfreyen Lebensart und haben dabey einen so hohen Geist, mit Verachtung auf die sich anbauende Völker herabzusehen, daß die davon unzertrennliche Mühseligkeit in Jahrtausenden sie davon nicht hat abwendig machen können. Blosse Jagdvölker (wie die Olenni-Tungusi) haben sich sogar durch dieses Freyheitsgefühl (von den andern mit ihnen verwandten Stämmen getrennt) wirklich veredelt. — So erweckt nicht allein der Freyheitsbegriff unter moralischen Gesetzen einen Affect, der Enthusiasm genannt wird, sondern die blos sinnliche Vorstellung der äußeren Freyheit erhebt die Neigung darin zu beharren oder sie zu erweitern durch die Analogie mit dem Rechtsbegriffe bis zur heftigen Leidenschaft.

Man nennt bey blößen Thieren auch die heftigste Neigung (z. B. der Geschlechtsvermischung) nicht Leidenschaft; weil sie keine Vernunft haben: die allein den Begriff der Freyheit begründet und womit die Leidenschaft in

hindert fühlt. — Dieser Trieb, seinen Willen zu haben und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich durch seinen Ton auch besonders aus und läßt eine Bösartigkeit hervorscheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genöthiget sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreyen erwiedert wird. Eben dasselbe geschieht, wenn es durch seine eigene Schuld fällt. Die Jungen anderer Thiere spielen, die des Menschen zanken frühzeitig unter einander und es ist, als ob ein gewisser Rechtsbegriff (der sich auf die äußere Freyheit bezieht) sich mit der Thierheit zugleich entwickele und nicht etwa allmählich erlernt werde.

Collision kommt; deren Ausbruch also dem Menschen zugerechnet werden kann. — Man sagt zwar von Menschen, daß sie gewisse Dinge **leidenschaftlich** lieben (den Trunk, das Spiel, die Jagd) oder hassen (z. B. den Biesam, den Brandwein): aber man nennt diese verschiedene Neigungen oder Abneigungen nicht eben so viel **Leidenschaften**, weil es nur so viel verschiedene Instinkte, d. i. so vielerley **blos** **Leidendes** im Begehrungsvermögen sind und daher nicht nach den Objecten des Begehrungsvermögens als **Sachen** (deren es unzählige giebt), sondern nach dem Princip des Gebrauchs oder Misbrauchs, den Menschen von ihrer Person und Freyheit unter einander machen, da ein Mensch den Anderen blos zum Mittel seiner Zwecke macht, classificirt zu werden verdienen. — Leidenschaften gehen eigentlich nur auf Menschen und können auch nur durch sie befriedigt werden.

Diese Leidenschaften sind **Ehrsucht**, **Herrschsucht**, **Habsucht**.

Da sie Neigungen sind, welche blos auf den Besitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche unmittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen, so haben sie in so fern den Anstrich der Vernunft: nämlich der Idee eines mit der Freyheit verbundenen Vermögens, durch welches allein Zwecke überhaupt erreicht werden können, nachzustreben. Der Besitz der Mittel zu **beliebigen** Absichten reicht allerdings viel weiter, als die auf eine einzelne Neigung und deren Befriedigung gerichtete Neigung. — Sie können auch daher Neigungen des Wahnes

l genannt werden; welcher darin besteht: die bloße einung Anderer vom Werthe der Dinge dem wirklichen erthe gleich zu schätzen.

B.

Von der Rachbegierde als Leidenschaft.

§. 80. Da Leidenschaften nur von Menschen auf enschen gerichtete Neigungen seyn können, so fern diese f, mit einander zusammenstimmende oder einander wi tstreitende, Zwecke gerichtet, d. i. Liebe oder Haß sind; : Rechtsbegriff aber, weil er unmittelbar aus dem Be iff der äußern Freyheit hervorgeht, weit wichtiger und n Willen weit stärker bewegender Antrieb ist, als der s Wohlwollens: so ist der Haß aus dem erlittenen Un ht, d. i. die Rachbegierde, eine Leidenschaft, lche aus der Natur des Menschen unwiderstehlich her rgeht und, so bösartig sie auch ist, doch die Maxime r Vernunft, vermöge der erlaubten Rechtsbegier :, deren Analogon jene ist, mit der Neigung versloch ı und eben dadurch eine der heftigsten und am tiefsten h einwurzelnden Leidenschaften; die, wenn sie erloschen seyn scheint, doch immer noch ingeheim einen Haß, roll genannt, als ein unter der Asche glimmendes :uer, überbleiben läßt.

Die Begierde, in einem Zustande mit seinen Litmenschen und in Verhältniß zu ihnen zu seyn, da je m das zu Theil werden kann, was das Recht will, freylich keine Leidenschaft, sondern ein Bestimmungs und der freyen Willkühr durch reine practische Vernunft.

Aber die Erregbarkeit derselben durch bloße Selbstliebe, d. i. nur zu seinem Vortheil, nicht zum Behuf einer Gesetzgebung für jedermann, ist sinnlicher Antrieb des Hasses, nicht der Ungerechtigkeit, sondern des gegen uns Ungerechten: welche Neigung (zu verfolgen und zu zerstören), da ihr eine Idee, obzwar freylich selbstsüchtig angewandt, zum Grund liegt, die Rechtsbegierde gegen den Beleidiger in Leidenschaft der Wiedervergeltung verwandelt, die oft bis zum Wahnsinn heftig ist, sich selbst dem Verderben auszusetzen, wenn nur der Feind demselben nicht entrinnt und (in der Blutrache) diesen Haß gar selbst zwischen Völkerschaften erblich zu machen; weil, wie es heißt, das Blut des Beleidigten, aber noch nicht Gerächeten, schreye, bis das unschuldig vergossene Blut wieder durch Blut — sollte es auch das eines seiner unschuldigen Nachkommen seyn — abgewaschen wird.

C.

Von der Neigung zum Vermögen, Einfluß überhaupt auf andere Menschen zu haben.

§. 81. Diese Neigung nähert sich am meisten der technisch-practischen Vernunft, d. i. der Klugheitsmaxime. — Denn anderer Menschen Neigungen in seine Gewalt zu bekommen, um sie nach seinen Absichten lenken und bestimmen zu können, ist beynahe eben so viel als im Besitz anderer, als bloßer Werkzeuge seines Willens, zu seyn. Kein Wunder, daß das Streben nach einem solchen Vermögen, auf Andere Einfluß zu haben, Leidenschaft wird.

Die

Dieses Vermögen enthält gleichsam eine dreyfache Macht in sich: Ehre, Gewalt und Geld; durch die, wenn man im Besitz derselben ist, man jedem Menschen, wenn nicht durch einen dieser Einflüsse, doch durch den andern beykommen und ihn zu seinen Absichten brauchen kann. — Die Neigungen hiezu, wenn sie Leidenschaften werden, sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Freylich daß hier der Mensch der Geck (Betrogene) seiner eigenen Neigungen wird und im Gebrauch solcher Mittel seinen Endzweck verfehlt; aber wir reden hier auch nicht von Weisheit, welche gar keine Leidenschaften verstattet, sondern nur von der Klugheit, mit welcher man die Narren handhaben kann.

Die Leidenschaften überhaupt aber, so heftig sie auch immer, als sinnliche Triebfedern, seyn mögen, sind doch in Ansehung dessen, was die Vernunft dem Menschen vorschreibt, lauter Schwächen. Daher das Vermögen des gescheuten Mannes, jene zu seinen Absichten zu gebrauchen, verhältnißmäßig desto kleiner seyn darf, je größer die Leidenschaft ist, die den andern Menschen beherrscht.

Ehrsucht ist die Schwäche der Menschen, wegen der man auf sie durch ihre Meynung, Herrschsucht durch ihre Furcht und Habsucht durch ihr eigenes Interesse Einfluß haben kann. — Allerwärts ein Sclavensinn, durch den, wenn sich ein Anderer desselben bemächtigt, er das Vermögen hat, ihn durch seine eigenen Neigungen zu seinen Absichten zu gebrauchen. — Das Bewußtseyn aber dieses Vermögens an sich und des Besitzes der Mittel seine Neigungen zu befriedigen, erregt die Leidenschaft mehr noch, als der Gebrauch derselben.

a. Ehr-

a.

Ehrsucht.

§. 82. Sie ist nicht Ehrliebe, eine Hochschätzung die der Mensch von Anderen, wegen seines inneren (moralischen) Werths, erwarten darf, sondern Bestreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug ist. Man darf dem Hochmuth (einem Ansinnen an Andere, sich selbst in Vergleichung mit uns selbst, gering zu schätzen, eine Thorheit die ihrem eigenen Zweck zuwider handelt) — diesem Hochmuth, sage ich, darf man nur schmeicheln, so hat man durch diese Leidenschaft des Thoren über ihn Gewalt. Schmeichler *), Jaherren, die einem bedeutenden Mann gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwachmachende Leidenschaft und sind die Verderber der Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

Hochmuth ist eine verfehlte, ihrem eigenen Zweck entgegen handelnde, Ehrbegierde, und kann nicht als ein absichtliches Mittel, andere Menschen (die er von sich abstößt) zu seinen Zwecken zu gebrauchen, angesehen werden; vielmehr ist der Hochmüthige das Instrument der Schelme, Narr genannt. Einsmals fragte mich ein sehr ver-

*) Das Wort Schmeichler hat wohl uranfänglich Schmiegler heissen sollen (einen der sich schmiegt und biegt), um einen einbilderischen Mächtigen, selbst durch seinen Hochmuth, nach Belieben zu leiten; so wie das Wort Heuchler (eigentlich sollte es Häuchler geschrieben werden) einen, seine fromme Demuth vor einem vielvermögenden Geistlichen durch in seine Rede gemischte Stoßseufzer vorspiegelnden Betrüger, — hat bedeuten sollen.

vernünftiger, rechtschaffener Kaufmann: „warum der Hochmüthige jederzeit auch niederträchtig sey" (jener hatte nämlich die Erfahrung gemacht: daß der mit seinem Reichthum, als überlegener Handelsmacht, großthuende, beym nachher eingetretenen Verfall seines Vermögens, sich auch kein Bedenken machte, zu kriechen). Meine Meinung war diese: daß, da der Hochmuth das Ansinnen an einen Anderen ist, sich selbst, in Vergleichung mit jenem, zu verachten; ein solcher Gedanke aber niemand in den Sinn kommen kann als nur dem, welcher sich selbst zu Niederträchtigkeit bereit fühlt, der Hochmuth an sich schon von der Niederträchtigkeit solcher Menschen ein nie trügendes vorbedeutendes Kennzeichen abgebe.

b.

Herrschsucht.

Diese Leidenschaft ist an sich ungerecht und ihre Aeußerung bringt alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von andern beherrscht zu werden und ist darauf bedacht, sich bey Zeiten in den Vortheil der Gewalt über sie zu setzen; welches doch ein mißliches und ungerechtes Mittel dazu ist, andere Menschen zu seinen Absichten zu gebrauchen; weil es theils den Widerstand aufruft und unklug, theils der Freyheit unter Gesetzen, worauf jedermann Anspruch machen kann, zuwider und ungerecht ist. — Was die mittelbare Beherrschungskunst betrifft, z. B. die des weiblichen Geschlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen sich einflößt, diesen zu ihren Absichten zu brauchen, so ist sie unter jenem Titel nicht mit begriffen; weil sie keine Ge-

walt

walt bey sich führt, sondern den Unterthänigen durch seine eigene Neigung zu beherrschen und zu fesseln weiß. — Nicht als ob der weibliche Theil unsrer Gattung von der Neigung über den männlichen zu herrschen, frey wäre (wovon gerade das Gegentheil wahr ist), sondern weil es sich nicht desselben Mittels zu dieser Absicht als das Männliche bedient, nämlich nicht des Vorzugs der Stärke (als welche hier unter dem Worte herrschen gemeint ist), sondern der Reitze, welche eine Neigung des andern Theils, beherrscht zu werden, in sich enthält.

c.

Habsucht.

Geld ist die Losung und, wen Plutus begünstigt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat (wenigstens nicht haben darf) als blos zum Verkehr des Fleißes der Menschen, hiemit aber auch alles Physisch-guten unter ihnen zu dienen, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentirt wird, hat eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt, auch ohne Genuß, in dem bloßen Besitze, selbst mit Verzichtthuung (des Geizigen) auf allen Gebrauch, eine Macht enthält, von der man glaubt, daß sie den Mangel jeder anderen zu ersetzen hinreichend sey. Diese ganz geistlose, wenn gleich nicht immer moralisch verwerfliche, doch blos mechanisch geleitete Leidenschaft, welche vornehmlich dem Alter (zum Ersatz seines natürlichen Unvermögens) anhängt und die jenem allgemeinen Mittel, seines großen Einflusses halber, auch schlechthin den Namen

men eines Vermögens verschafft hat, ist eine solche, die, wenn sie eingetreten ist, keine Abänderung verstattet und, wenn die erste der dreyen gehaßt, die zweyte gefürchtet, sie, als die dritte verachtet macht *).

Von der Neigung des Wahnes als Leidenschaft.

§. 83. Unter dem Wahne, als einer Triebfeder der Begierden, verstehe ich die innere practische Täuschung, das Subjective in der Bewegursache für objectiv zu halten. — Die Natur will von Zeit zu Zeit stärkere Erregungen der Lebenskraft, um die Thätigkeit des Menschen aufzufrischen, damit er nicht im bloßen Genießen das Gefühl des Lebens gar einbüße. Zu diesem Zwecke hat sie sehr weise und wohlthätig dem von Natur faulen Menschen Gegenstände, seiner Einbildung nach, als wirkliche Zwecke (Erwerbungsarten von Ehre, Gewalt und Geld) vorgespiegelt, die ihm, der ungern ein Geschäfte unternimmt, doch genug zu schaffen machen und mit Nichtsthun viel zu thun geben; wobey das Interesse, was er daran nimmt, ein Interesse des bloßen Wahnes ist und die Natur also wirklich mit dem Menschen spielt und ihn (das Subject) zu seinem Zwecke spornt: indessen daß dieser in der Ueberredung steht (objectiv), sich selbst einen eigenen Zweck gesetzt zu haben. — Diese Nei-

gun-

*) Hier ist die Verachtung im moralischen Sinne zu verstehen; denn im bürgerlichen, wenn es sich zutrifft, daß, wie Pope sagt „der Teufel in einem goldenen Regen von funfzig auf hundert dem Wucherer in den Schoos fällt und sich seiner Seele bemächtigt" bewundert vielmehr der große Haufe den Mann, der so große Handelsweisheit beweiset.

gungen des Wahnes sind, gerade darum, weil die Phantasie dabey Selbstschöpferinn ist, dazu geeignet, um im höchsten Grade leidenschaftlich zu werden, vornehmlich wenn sie auf einen Wettstreit der Menschen angelegt sind.

Die Spiele des Knaben im Ballschlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenspielen: — weiterhin des Mannes im Schach- und Kartenspiel (wo in der einen Beschäftigung der bloße Vorzug des Verstandes, in der zweyten zugleich der baare Gewinn beabsichtigt wird): endlich des Bürgers, der in öffentlichen Gesellschaften mit Faro oder Würfeln sein Glück versucht, — werden insgesammt unwissentlich von der weiseren Natur zu Wagstücken, ihre Kräfte im Streit mit anderen zu versuchen, angespornt: eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten bewahrt und rege erhalten werde. Zwey solche Streiter glauben, sie spielen unter sich; in der That aber spielt die Natur mit beyden, wovon sie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn sie bedenken, wie schlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke passen. — Aber das Wohlbefinden während dieser Erregung, weil es sich mit (obgleich übelgedeuteten) Ideen des Wahnes verschwistert, ist eben darum die Ursache eines Hanges zur heftigsten und lange daurenden Leidenschaft *).

Nei-

*) Ein Mann in Hamburg, der ein ansehnliches Vermögen daselbst verspielt hatte, brachte nun seine Zeit mit Zusehen der Spielenden zu. Ihn fragte ein anderer, wie ihm zu Muthe wäre, wenn er daran dächte, ein solches Vermögen einmal gehabt zu haben. Der erstere antwortete: „wenn ich es noch einmal besäße, so wüßte ich doch nicht es auf angenehmere Art anzuwenden.

Neigungen des Wahnes machen den schwachen Menschen abergläubisch und den Abergläubigen schwach, d. i. geneigt, von Umständen, die keine Natururſachen (etwas zu fürchten oder zu hoffen) seyn können, dennoch interessante Wirkungen zu erwarten. Jäger Fischer, auch Spieler (vornehmlich in Lotterien) sind abergläubisch und der Wahn, der zu der Täuschung: das Subjective für objectiv, die Stimmung des inneren Sinnes für Erkenntniß der Sache selbst zu nehmen, verleitet, macht zugleich den Hang zum Aberglauben begreiflich.

Von dem höchsten physischen Gut.

§. 84. Der größte Sinnengenuß, der gar keine Beymischung von Ekel bey sich führt, ist, im gesunden Zustande, Ruhe nach der Arbeit. — Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zustande ist Faulheit. — Doch ist eine etwas lange Weigerung, wiederum an seine Geschäfte zu gehen, und das süße far niente zur Kräftensammlung darum noch nicht Faulheit; weil man (auch im Spiel) angenehm und doch zugleich nützlich beschäftigt seyn kann, und auch der Wechsel der Arbeiten, ihrer specifischen Beschaffenheit nach, zugleich so vielfältige Erholung ist: da hingegen an eine schwere unvollendet gelassene Arbeit wieder zu gehen, ziemliche Entschlossenheit erfordert.

Unter den drey Lastern: Faulheit, Feigheit und Falschheit, scheint das erstere das verächtlichste zu seyn. Allein in dieser Beurtheilung kann man dem Menschen oft sehr unrecht thun. Denn die Natur hat auch den Abscheu für anhaltende Arbeit manchem Subject

weislich in seinen für ihn sowohl als Andere heilsamen Instinct gelegt; weil dieses etwa keinen langen oder oft wiederholten Kräftenaufwand ohne Erschöpfung vertrug, sondern gewisser Pausen der Erholung bedurfte. Demetrius hätte daher nicht ohne Grund immer auch dieser Unholdin (der Faulheit) einen Altar bestimmen können; indem, wenn nicht Faulheit noch dazwischen träte, die rastlose Bosheit weit mehr Uebels, als jetzt noch ist, in der Welt verüben würde; wenn nicht Feigheit sich der Menschen erbarmte, der kriegerische Blutdurst die Menschen bald aufrieben würde, und, wäre nicht Falschheit [da nämlich unter vielen sich zum Complott vereinigenden Bösewichtern in großer Zahl (z. B. in einem Regiment) immer einer seyn wird, der es verräth], bey der angebornen Bösartigkeit der menschlichen Natur ganze Staaten bald gestürzt seyn würden.

Die stärksten Antriebe der Natur, welche die Stelle der unsichtbar das menschliche Geschlecht durch eine höhere, das physische Weltbeste allgemein besorgende Vernunft (des Weltregierers) vertreten, ohne daß menschliche Vernunft dazu hinwirken darf, sind Liebe zum Leben, und Liebe zum Geschlecht; die erstere um das Individuum, die zweyte um die Species zu erhalten, da denn durch Vermischung der Geschlechter im Ganzen das Leben unserer mit Vernunft begabten Gattung fortschreitend erhalten wird, unerachtet diese absichtlich an ihrer eigenen Zerstörung (durch Kriege) arbeitet; welche doch die immer an Cultur wachsenden vernünftigen Geschöpfe, selbst mitten in Kriegen, nicht hindert, dem Menschengeschlecht in kommenden Jahrhunderten einen Glückseligkeitszustand, der nicht mehr rückgängig seyn wird, im Prospect unzweydeutig vorzustellen.

Von

dem höchsten moralisch-physischen Gut.

59. **Die beyden Arten des Gutes, das phi-
und moralische können nicht zusammen ge-
werden; denn so würden sie sich neutralisiren und
eck der wahren Glückseligkeit gar nicht hinwirken;**
Neigung zum Wohlleben und Tugend im
mit einander, und Einschränkung des Princips
ren durch das der letzteren machen zusammenstoß-
n ganzen Zweck des wohlgearteten, einem Theil
nlichen, dem anderen aber moralisch intellektuel-
nschen aus; der aber, weil im Gebrauch die Ver-
g schwerlich abzuhalten ist, einer Zersetzung durch
rkende Mittel (reagentia) bedarf, um zu wissen,
die Elemente und die Proportion ihrer Verbin-
, die, mit einander vereinigt, den Genuß einer
eten Glückseligkeit verschaffen können.

ie Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens
Tugend im Umgange ist die Humanität.
mt hier nicht auf den Grad des ersteren an; denn
ert einer viel, der andere wenig, was ihm dazu
lich zu seyn dünkt, sondern nur auf die Art des
nisses, wie die Neigung zum ersteren durch das
es letzteren eingeschränkt werden soll.

ie Umgänglichkeit ist auch eine Tugend, aber die
ngsneigung wird oft zur Leidenschaft. Wenn
r der gesellschaftliche Genuß, prahlerisch, durch
vendung erhöhet wird, so hört diese falsche Um-
hkeit auf, Tugend zu seyn und ist ein Wohlleben,
r Humanität Abbruch thut.

* * *

Q 2 Mu-

Musik, Tanz und Spiel machen eine sprachlose [Ge-]
sellschaft aus (denn die wenigen Worte, die zum letzt[en]
nöthig sind, begründen keine Conversation, welche [wech-]
selseitige Mittheilung der Gedanken fodert). [Das]
Spiel welches, wie man vorgiebt, nur zur Ausfüllung [der]
Leeren der Conversation nach der Tafel dienen soll, [ist]
doch gemeiniglich die Hauptsache: als Erwerbmittel, [wo]
bey Affecten stark bewegt werden, wo eine gewisse [Con-]
vention des Eigennutzes, einander mit der größten [Höf-]
lichkeit zu plündern, errichtet, und ein völliger Eg[oism]
so lange das Spiel dauert, zum Grundsatze gelegt w[ird,]
den keiner verläugnet; von welcher Conversation, [bey]
aller Cultur, die sie in feinen Manieren bewirken [mag,]
die Vereinigung des geselligen Wohllebens mit der [Tu-]
gend, und hiemit die wahre Humanität schwerlich [eine]
wahre Beförderung versprechen dürfte.

Das Wohlleben, was zu der letzteren noch a[m be-]
sten zusammen zu stimmen scheint, ist eine g[ute]
Mahlzeit in guter (und wenn es seyn kann [auch]
abwechselnder) Gesellschaft; von der Chesterf[ield]
sagt: daß sie nicht unter der Zahl der Grazien [und]
auch nicht über die der Musen seyn müsse. *)

Wenn ich eine Tischgesellschaft aus lauter Män[nern]
von Geschmack (ästhetisch vereinigt) nehme **), so w[ird]

*) Zehn an einem Tische; weil der Wirth, der die [Gäste]
bedient, sich nicht mitzählt.

**) In einer festlichen Tafel, an welcher die Anwesenh[eit der]
Dame die Freyheit der Chapeaus von selbst aufs Ge[sittete]
einschränkt, ist eine bisweilen sich ereugnende plötzliche

ht blos gemeinschaftlich eine Mahlzeit, sondern einan-
r selbst zu genießen die Absicht haben, (da dann ihre
hl nicht viel über die Zahl der Grazien betragen kann):
muß diese kleine Tischgesellschaft nicht sowohl die leib-
he Befriedigung, — die ein jeder auch für sich allein
ben kann — sondern das gesellige Vergnügen, wozu
se nur das Vehikel zu seyn scheinen muß, zur Absicht
ben: wo dann jene Zahl eben hinreichend ist, um die
terredung nicht stocken, oder auch in abgesonderten
inen Gesellschaften mit dem nächsten Beysitzer sich thei-
zu lassen, befürchtet werden darf. Das letztere ist
r kein Conversationsgeschmack; der immer Cultur bey
h führen muß, wo immer Einer mit Allen (nicht blos
it seinem Nachbar) spricht: da hingegen die sogenann-
n festlichen Tractamente (Gelag und Abfütterung) ganz
schmacklos sind. Es versteht sich hiebey von selbst, daß
allen Tischgesellschaften, selbst denen an einer Wirths-
fel, das, was daselbst von einem indiscreten Tischge-
ssen zum Nachtheil eines abwesenden öffentlich gespro-

 chen

se, ein schlimmer, lange Weile drohender Zufall, bey dem
keiner sich getraut, etwas Neues, zur Fortsetzung des Ge-
sprächs schickliches, hinein zu spielen; weil er es nicht aus
der Luft greifen, sondern es aus der Neuigkeit des Tages,
die aber interessant seyn muß, hernehmen soll. Eine einzige
Person, vornehmlich wenn es die Wirthin des Hauses ist,
kann diese Stockung oft allein verhüten und die Conversa-
tion im beständigen Gange erhalten; daß sie nämlich, wie
in einem Conzert, mit allgemeiner und lauter Fröhlichkeit
beschließt, und eben dadurch desto gedeihlicher ist; gleich
dem Gastmahle des Plato, von dem der Gast sagte: „Dei-
ne Mahlzeiten gefallen nicht allein, wenn man sie genießt,
sondern auch so oft man an sie denkt".

chen wird, dennoch nicht zum Gebrauch außer
Gesellschaft gehöre und nachgeplaudert werden
Denn ein jedes Symposium hat, auch ohne einen
deren dazu getroffenen Vertrag, eine gewisse Hei
und Pflicht zur Verschwiegenheit bey sich, in Ans
dessen, was dem Mitgenossen der Tischgesellschaft
her Ungelegenheit außer derselben verursachen k
weil, ohne dieses Vertrauen, das der moralischen (
selbst so zuträgliche Vergnügen in Gesellschaft, und
diese Gesellschaft zu genießen, vernichtet werden wür
Daher würde ich, wenn von meinem besten Freu
einer so genannten öffentlichen Gesellschaft (de
gentlich ist eine noch so große Tischgesellscha
mer nur Privatgesellschaft, und nur die staatsbürg
überhaupt in der Idee ist öffentlich) — ich würd
ich, wenn von ihm etwas Nachtheiliges gesproche
de, ihn zwar vertheidigen, und allenfalls auf mein
ne Gefahr mit Härte und Bitterkeit des Au
mich seiner annehmen, mich aber nicht zum We
brauchen lassen, diese übele Nachrede zu verbreit
an den Mann zu tragen, den sie angeht. —
nicht blos ein geselliger Geschmack, der die Co
tion leiten muß, sondern es sind auch Grundsätz
dem offenen Verkehr der Menschen mit ihren (
ken im Umgange zur einschränkenden Bedingung
Freyheit dienen sollen.

Hier ist etwas analogisches im Vertrauen z
Menschen, die mit einander an einem Tische speis
alten Gebräuchen, z. B. des Arabers, bey dem de
de, sobald er jenem nur einen Genuß (einen Trun

r) in seinem Zelt hat ablocken können, auch auf seine Sicherheit rechnen kann; oder wenn der russischen Kaiserin Salz und Brod von den aus Moskau ihr entgegenkommenden Deputirten gereicht wurde, und sie durch den Genuß desselben sich auch vor aller Nachstellung durchs Gastrecht gesichert halten konnte. — Das Zusammenspeisen an einem Tische wird aber als die Förmlichkeit eines solchen Vertrags der Sicherheit angesehen.

Allein zu essen (solipsismus convictorii) ist für einen philosophirenden Gelehrten ungesund; *) nicht

*) Denn der philosophirende muß seine Gedanken fortdauernd bey sich herumtragen, um durch vielfältige Versuche ausfindig zu machen, an welche Principien er sie systematisch anknüpfen solle, und die Ideen, weil sie nicht Anschauungen sind, schweben gleichsam in der Luft ihm vor. Der historisch- oder mathematischgelehrte kann sie dagegen vor sich hinstellen, und so sie, mit der Feder in der Hand, allgemeinen Regeln der Vernunft gemäß, doch gleich als Facta, empirisch ordnen, und so, weil das vorige in gewissen Puncten ausgemacht ist, den folgenden Tag die Arbeit von da fortsetzen, wo er sie gelassen hatte. — Was den Philosophen betrift, so kann man ihn gar nicht als Arbeiter am Gebäude der Wissenschaften, d. i. nicht als Gelehrten, sondern muß ihn als Weisheitsforscher betrachten. Es ist die bloße Idee von einer Person, die den Endzweck alles Wissens sich practisch und (zum Behuf desselben) auch theoretisch zum Gegenstande macht, und man kann diesen Namen nicht im Plural, sondern nur im Singular brauchen (der Philosoph urtheilt so oder so); weil er eine bloße Idee bezeichnet, Philosophen aber zu nennen eine Vielheit von dem andeuten würde, was doch absolute Einheit ist.

nicht Restauration, sondern (vornehmlich wenn es gar einsames Schwelgen wird) Exhaustion; erschöpfende Arbeit, nicht belebendes Spiel der Gedanken. Der genießende Mensch, der im Denken während der einsamen Mahlzeit an sich selbst zehrt, verliert allmählig die Munterkeit, die er dagegen gewinnt, wenn ein Tischgenosse ihm durch seine abwechselnde Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet; welchen er selbst nicht hat ausspühren dürfen.

Bey einer vollen Tafel, wo die Vielheit der Gerichte nur auf das lange Zusammenhalten der Gäste (coenam ducere) abgezweckt ist, geht die Unterredung gewöhnlich durch drey Stufen: 1) Erzählen, 2) Räsonniren und 3) Scherzen. — A. Die Neuigkeiten des Tages, zuerst einheimische, dann auch auswärtige, durch Privatbriefe und Zeitungen eingelaufene. — B. Wenn dieser erste Appetit befriedigt ist, so wird die Gesellschaft schon lebhafter; denn weil beym Vernünfteln Verschiedenheit der Beurtheilung über ein und dasselbe auf die Bahn gebrachte Object schwerlich zu vermeiden ist, und jeder doch von der seinigen eben nicht die geringste Meynung hat, so erhebt sich ein Streit, der den Appetit für Schüssel und Bouteille rege, und nach dem Maaße der Lebhaftigkeit dieses Streits und der Theilnahme an demselben, auch gedeihlich macht. — C. Weil aber das Vernünfteln immer eine Art von Arbeit und Kraftanstrengung ist, diese aber durch einen, während desselben ziemlich reichlichen Genuß, endlich beschwerlich wird: so fällt die Unterredung natürlicherweise auf das bloße Spiel des Witzes, zum Theil auch dem anwesenden Frauenzimmer zu gefallen; auf welches die kleinen muthwilligen, aber nicht

nicht beschämenden Angriffe auf ihr Geschlecht die Wirkung thun, sich in ihrem Witz selbst vortheilhaft zu zeigen, und so endigt die Mahlzeit mit Lachen; welches, wenn es laut und gutmüthig ist, die Natur durch Bewegung des Zwergfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Magen zur Verdauung, als zum körperlichen Wohlbefinden bestimmt hat; indessen, daß die Theilnehmer am Gastmahl, Wunder wie viel! Geistescultur in einer Absicht der Natur zu finden wähnen. — Eine Tafelmusik bey einem festlichen Schmause großer Herren ist das geschmackloseste Unding, was die Schwelgerey immer ausgesonnen haben mag.

Die Regeln eines geschmackvollen Gastmals, das die Gesellschaft animirt, sind: a) Wahl eines Stoffs zur Unterredung, der Alle interessirt und immer jemanden Anlaß giebt, etwas schicklich hinzuzusetzen. b) Keine tödtliche Stille, sondern nur augenblickliche Pause in der Unterredung entstehen zu lassen. c) Den Gegenstand nicht ohne Noth zu variiren und von einer Materie zu einer andern abzuspringen; weil das Gemüth am Ende des Gastmals wie am Ende eines Drama (dergleichen auch das zurückgelegte ganze Leben des vernünftigen Menschen ist) sich unvermeidlich mit der Rückerinnerung der mancherley Acte des Gesprächs beschäftigt; wo denn, wenn es keinen Faden des Zusammenhangs herausfinden kann, es sich verwirrt fühlt und in der Cultur nicht fortgeschritten, sondern eher rückgängig geworden zu seyn, mit Unwillen inne wird. — Man muß einen Gegenstand, der unterhaltend ist, beynahe erschöpfen, ehe man zu einem anderen übergeht und beym Stocken

des Gesprächs etwas Anderes damit Verwandtes zum Versuch in die Gesellschaft unbemerkt zu spielen verstehen: so kann ein einziger in der Gesellschaft unbemerkt und unbeneidet diese Leitung der Gespräche übernehmen. d) Keine Rechthaberey, weder für sich noch für die Mitgenossen der Gesellschaft entstehen oder dauren zu lassen: vielmehr da diese Unterhaltung kein Geschäft sondern nur Spiel seyn soll, jene Ernsthaftigkeit durch einen geschickt angebrachten Scherz abwenden. e) In dem ernstlichen Streit, der gleichwohl nicht zu vermeiden ist, sich selbst und seinen Affect sorgfältig so in Disciplin zu erhalten, daß wechselseitige Achtung und Wohlwollen immer hervorleuchte; wobey es mehr auf den Ton (der nicht schreyhälsig oder arrogant seyn muß), als auf den Inhalt des Gesprächs ankommt; damit keiner der Mitgäste mit dem anderen entzweyet aus der Gesellschaft in die Häuslichkeit zurückkehre.

So unbedeutend diese Gesetze der verfeinerten Menschheit auch scheinen mögen, vornehmlich wenn man sie mit dem reinmoralischen vergleicht, so ist doch Alles, was Geselligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder Manieren bestände, ein die Tugend vortheilhaft kleidendes Gewand, welches der letzteren auch in ernsthafter Rücksicht zu empfehlen ist. — Der Purism des Cynikers und die Fleischestödtung des Anachoreten, ohne gesellschaftliches Wohlleben, sind verzerrte Gestalten der Tugend und für diese nicht einladend; sondern, von den Grazien verlassen, können sie auf Humanität nicht Anspruch machen.

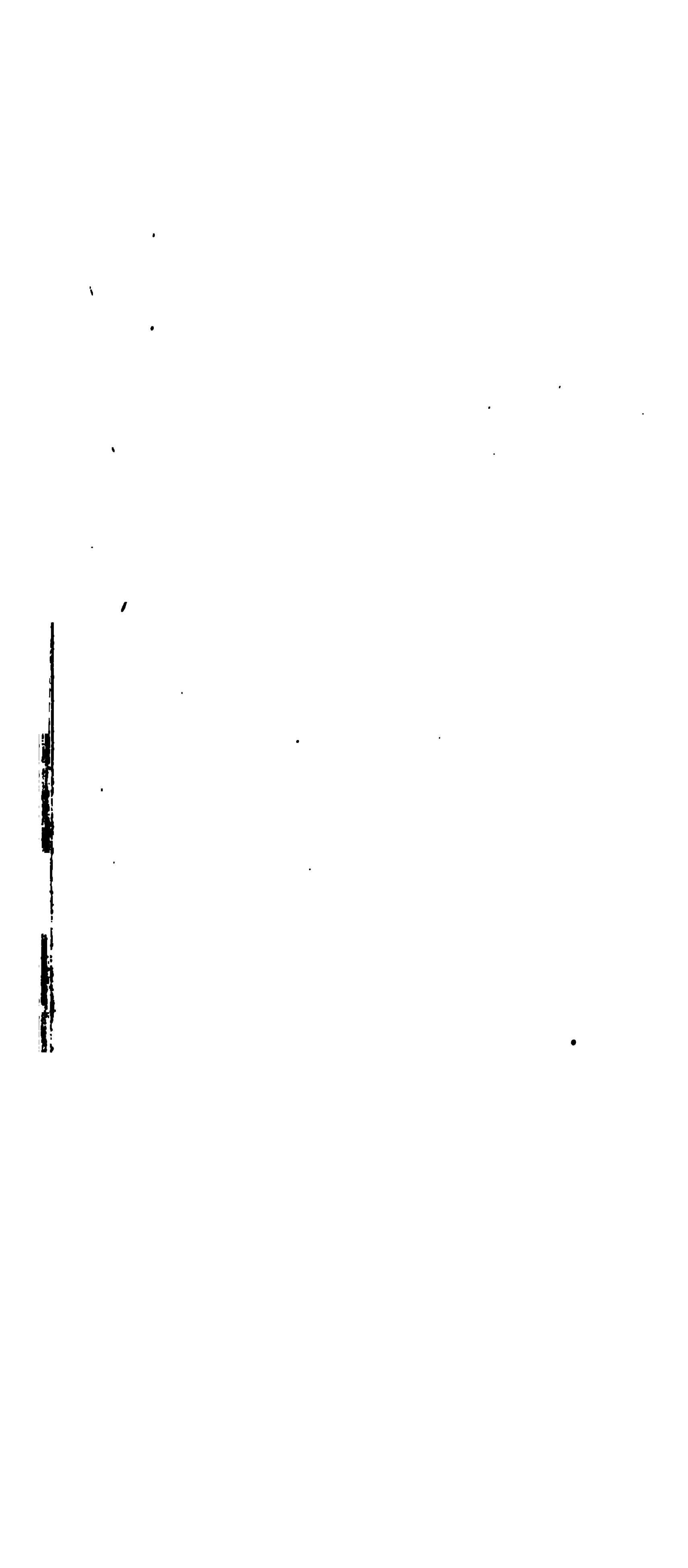
Der

Der Anthropologie

Zweyter Theil.

Die anthropologische Characteristik.

Von der Art, das Innere des Menschen aus dem Aeußeren zu erkennen.



Eintheilung.

1) Der Character der Person, 2) der Character des Geschlechts, 3) der Character des Volks, 4) der Character der Gattung.

A.

Der Character der Person.

§. 86. In pragmatischer Rücksicht bedient sich die allgemeine, natürliche (nicht bürgerliche) Zeichenlehre (semiotica universalis) des Worts Character in zwiefacher Bedeutung, da man theils sagt: ein gewisser Mensch hat diesen oder jenen (physischen) Character: theils er hat überhaupt einen Character (einen moralischen), der nur ein einziger, oder gar keiner seyn kann. Das erste ist das Unterscheidungszeichen des Menschen als eines sinnlichen, oder Naturwesens; das zweyte desselben als eines vernünftigen, mit Freyheit begabten Wesens.

sens. Der Mann von Grundsätzen, von dem man sicher weiß, wessen man sich, nicht etwa von seinem Instinct, sondern von seinem Willen zu versehen hat, hat einen Character. — Daher kann man in der Characteristik, ohne Tavtologie, in dem, was zu seinem Begehrungsvermögen gehört practisch ist), das Characteristische in a) Naturell oder Naturanlage, b Temperament, oder Sinnesart und c) Character schlechthin, oder Denkungsart, eintheilen. — Die beyden ersteren Anlagen zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läßt; die zweyte (moralische) was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

I.

Von dem Naturell.

Der Mensch hat ein gut Gemüth, bedeutet: er ist nicht störrisch sondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht besänftigt und hegt keinen Groll (ist negativ-gut). — Dagegen, um von ihm sagen zu können: „er hat ein gut Herz", ob dieses zwar auch zur Sinnesart gehört, will schon mehr sagen. Es ist ein Antrieb zum Practisch-guten, wenn es gleich nicht nach Grundsätzen verübt wird, so: daß der Gutmüthige und Gutherzige beydes Leute sind, die ein schlauer Gast brauchen kann, wie er will. — Und so geht das Naturell mehr (subjectiv) aufs Gefühl der Lust oder Unlust, wie ein Mensch vom andern afficirt wird (und jenes kann hierinn etwas Characteristisches haben), als (objectiv) aufs Begehrungsvermögen; wo das Leben sich nicht

ht blos im Gefühl, innerlich, sondern auch in der
hätigkeit, äußerlich, obgleich blos nach Triebfedern der
innlichkeit offenbaret. In dieser Beziehung besteht
n das Temperament, welches von einer habituel-
 (durch Gewohnheit zugezogenen) Disposition noch
terschieden werden muß; weil dieser keine Naturanla-
, sondern bloße Gelegenheitsursachen zum Grunde
gen.

II.

Vom Temperament.

Physiologisch betrachtet, versteht man, wenn
m Temperament die Rede ist, die körperliche Con-
itution (den starken oder schwachen Bau) und
omplexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft ge-
zmäßig bewegliche im Körper; worin die Wärme oder
älte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Tempe-
ment der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermö-
ns) werden jene, von der Blutbeschaffenheit entlehnte
sdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Ge-
hle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen
orunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergiebt sich nun: daß die Temperamente, die
r blos der Seele beylegen, doch wohl in geheim das
rperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache
ben mögen: — ferner daß, da sie erstlich die Ober-
ntheilung derselben in Temperamente des Gefühls
d der Thätigkeit zulassen, zweytens jede dersel-
 mit Erregbarkeit der Lebenskraft (intensio),
oder

oder Abspannung (remissio) derselben, verbunden werden kann, — gerade nur vier einfache Temperamente (wie in den 4 syllogistischen Figuren durch den medius terminus) aufgestellt werden können: das sanguinische, das melancholische, das cholerische und das phlegmatische; wodurch dann die alten Formen beybehalten werden können, und nur eine, dem Geist dieser Temperamentenlehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten.

Hiebey dient der Ausdruck der Blutbeschaffenheit nicht dazu: die Ursache der Phänomene des sinnlich afficirten Menschen anzugeben, — es sey nach der Humoral- oder der Nervenpathologie; sondern sie nur den beobachteten Wirkungen nach zu classificiren; denn man verlangt nicht vorher zu wissen, welche chemische Blutmischung es sey, die zur Benennung einer gewissen Temperamentseigenschaft berechtige, sondern welche Gefühle und Neigungen man bey der Beobachtung des Menschen zusammenstellt, um für ihn den Titel einer besonderen Classe schicklich anzugeben.

Die Obereintheilung der Temperamentenlehre kann also die seyn: in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit, und diese kann durch Untereintheilung wiederum in zwey Arten zerfallen, die zusammen die 4 Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des Gefühls zähle ich nun das sanguinische, A, und sein Gegenstück, das melancholische, B. — Das erstere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß die Empfindung schnell und stark afficirt wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft ist); dagegen

zen in dem zweyten die Empfindung weniger auffallend ist, er sich tief einwurzelt. Hierin muß man diesen Unterschied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang r Fröhlichkeit oder Traurigkeit setzen. Denn der Leichtsinn r Sanguinischen disponirt zur Lustigkeit, der Tiefsinn gegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt m Frohsinn seine leichte Veränderlichkeit, ohne darum n Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechselung, die man in seiner Gewalt hat, das Gemüth erhaupt belebt und stärkt, so ist der, welcher alles was n begegnet, auf die leichte Achsel nimmt, wenn gleich ht weiser, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die seine Lebenskraft starren macht.

I.

Temperamente des Gefühls.

A.

Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Der Sanguinische giebt seine Sinnesart an folgenn Aeußerungen zu erkennen. Er ist sorglos und von ter Hofnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick ie große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran cht weiter denken. Er verspricht ehrlicherweise, aber ilt nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgecht hat, ob er es auch zu halten vermögend seyn werde.

de. Er ist gutmüthig genug anderen Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gerne große Wichtigkeit geben, (Vive la baggatelle!) und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften und ist doch rastlos beschäftigt, in dem was blos Spiel ist; weil dieses Abwechselung bey sich führt und das Beharren seine Sache nicht ist.

B.

Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen Hang zu einem Zustande) giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten: so wie dagegen der Sanguinische von der Hofnung des Gelingens anhebt, daher jener auch tief, so wie dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich; weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses alles aus moralischen Ursachen geschähe, (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern

en weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben
rum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber
ch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uebri-
ns ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist,
ch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil
s Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreitze nach,
tgegen; weil der, welcher selbst die Freude entbehren
uß, sie schwerlich anderen gönnen wird.

II.

Temperamente der Thätigkeit.

C.

Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell
uf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des An-
eren bald besänftigen, zürnt alsdann ohne zu hassen und
ebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgege-
en hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhal-
end. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst un-
ern den Geschäften, eben darum weil er es nicht anhal-
end ist und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der
le leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist
eine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern
it öffentlichen Geschäften zu thun und will laut geprie-
en seyn. Er liebt daher den Schein und den Pomp

der Formalitäten; nimmt gerne in Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu seyn; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gerne irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geitzige durch seine habsüchtigen; weil ein bischen caustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläßt; indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit einem Wort das cholerische Temperament ist unter allem am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

D.

Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum so fort nicht einen Phlegmatiker, oder ihn phlegmatisch, nennen, und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faullenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht

bewe-

wegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist will-
hrliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur
if Sättigung und Schlaf.

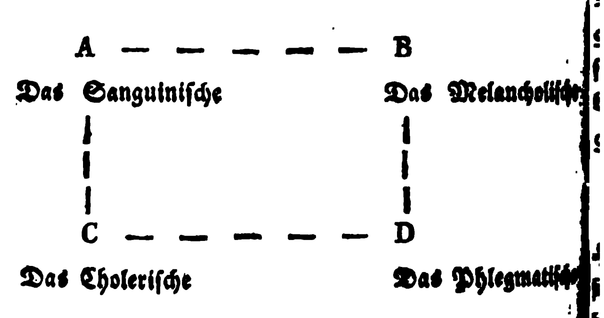
Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigen-
naft: nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich lang-
m doch anhaltend bewegt zu werden. — Der,
elcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung
t, wird langsam warm, aber er behält die Wärme län-
r. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich
st, ob er nicht zürnen solle; wenn andrerseits der Cho-
rische rasend werden möchte, daß er den festen Mann
cht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft,
er zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestat-
:, ohne zu glänzen und doch von Grundsätzen, nicht
m Instinkt, ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu
reuen. Sein glückliches Temperament vertritt bey
m die Stelle der Weisheit und man nennt ihn, selbst
gemeinen Leben oft den Philosophen. Durch dieses
er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken.
lan nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf
n losgeschnellete Ballisten und Catapulten prallen von
m als einem Wollsack ab. Er ist ein verträglicher
hemann, und weiß sich die Herrschaft über Frau und
erwandte zu verschaffen, indessen daß er scheint allen
Willen zu seyn, weil er durch seinen unbiegsamen
er überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzu-
nen versteht: wie Körper welche mit kleiner Masse
großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durch-

 boh-

bohren; mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Wenn ein Temperament die Beygesellung eines andern seyn soll — wie das gemeiniglich geglaubt wird. — z. B.



so widerstehen sie entweder einander, oder sie neutralisiren sich. Das erstere geschieht, wenn das sanguinische mit dem melancholischen, imgleichen wenn das cholerische mit dem phlegmatischen in einem und demselben Subject als vereinigt gedacht werden will: denn sie (A und B imgleichen C und D) stehen gegen einander im Widerspruch. — Das zweyte, nämlich die Neutralisirung würde in der (gleichsam chemischen) Mischung des sanguinischen mit dem cholerischen, und des melancholischen mit dem phlegmatischen (A und C imgleichen B und D) geschehen. Denn die gutmüthige Fröhlichkeit kann nicht in demselben Act mit dem abschreckenden Zorn zusammenschmelzend gedacht werden, eben so wenig die Pein des Selbstquälers mit der zufriedenen Ruhe

ch selbst gnugsamen Gemüths. — Soll aber einer ieser zwey Zustände in demselben Subject mit dem an- ern wechseln; so giebt das bloße Launen, aber kein be- immtes Temperament ab.

Also giebt es keine **zusammengesetzte** Tempe- amente; z. B. ein sanguinisch-cholerisches (welches die Windbeutel alle haben wollen, indem sie alsdann gnädi- e, aber doch auch strenge Herren zu seyn vorgaukeln), ondern es sind in Allem deren nur vier, und jede dersel- en einfach, und man weiß nicht, was aus dem Menschen emacht werden soll, der sich ein gemischtes zueignet.

Frohsinn und Leichtsinn, Tiefsinn und Wahnsinn, Hochsinn und Starrsinn, endlich Kaltsinn und Schwach- nn sind nur als Wirkungen des Temperaments in Bezie- ung auf ihre Ursache unterschieden. *)

*) Welchen Einfluß die Verschiedenheit des Temperaments auf die öffentlichen Geschäfte, oder umgekehrt diese (durch die Wirkung den die gewohnte Uebung in diesem auf jenen) hat, will man dann auch, theils durch Erfahrung, theils auch mit Beyhülfe der muthmaßlichen Gelegenheitsursachen erklügelt haben. So heißt es z. B.

In der Religion ist der Choleriker **orthodox.**
der Sanguinische **Freygeist**
der Melanch. **Schwärmer**
der Phleg. **Indifferentist.** —

Allein das sind so hingeworfene Urtheile, die für die Characteristik so viel gelten, als scurrilischer Witz ihnen einräumt (valent quantum possunt.)

III.

Vom Character als der Denkungsart.

Von einem Menschen schlechthin sagen zu können: „er hat einen Character" heißt sehr viel von ihm, nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt; denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

Wenn man unter dieser Benennung überhaupt das versteht, wessen man sich zu ihm sicher zu versehen hat, es mag Gutes oder Schlimmes seyn, so pflegt man dazu zu setzen: er hat diesen oder jenen Character und dann bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Character aber schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subject sich selbst an bestimmte practische Principien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft seyn dürften, so hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln, (nicht wie in einem Mückenschwarm bald hiehin bald dahin abzuspringen) etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in sich; wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Es

Es kommt hiebey nicht auf das an, was die Natür aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht; denn das erstere gehört zum Temperament (wobey das Subject großentheils passiv ist) und nur das letztere giebt zu erkennen, daß er einen Character habe.

Alle andere gute und nutzbare Eigenschaften desselben haben einen Preis, sich gegen andere, die eben so viel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen Marktpreis, denn der Landes- oder Gutsherr kann einen solchen Menschen auf allerley Art brauchen; — das Temperament einen Affectionspreis; man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; — aber — der Character hat einen inneren Werth *) und ist über allen Preis erhaben.

*) Ein Seefahrer hörte in einer Gesellschaft dem Streite zu, den Gelehrte über den Rang unter sich, nach ihren Fakultäten, führten. Er entschied ihn auf seine Art, nämlich: wie viel ihm wohl ein Mensch, den er gekapert hätte, beym Verkauf auf dem Markt in Algier einbringen würde. Den Theologen und Juristen kann dort kein Mensch brauchen; aber der Arzt versteht ein Handwerk und kann für baar gelten. — König Jacob I von England wurde von der Amme, die ihn gesäugt hatte, gebeten: er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman (feinem Mann) machen. Jacob antwortete: das kann ich nicht; Ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß Er sich selbst machen. — Diogenes (der Cyniker) ward (wie die vorgebliche Geschichte lautet) auf einer Seereise bey der Insel Creta weggekapert

Von den Eigenschaften, die blos daraus folgen, daß der Mensch einen Character hat oder ohne Character ist.

1) Der Nachahmer (im Sittlichen) ist ohne Character: denn dieser besteht eben in der Originalität der Denkungsart. Er schöpft aus einer von ihm selbst geöfneten Quelle seines Verhaltens. Darum aber darf der Vernunftmensch doch auch nicht Sonderling seyn; ja er wird es niemals seyn, weil er sich auf Principien fußt, die für jedermann gelten. Jener ist der Nachäffer des Mannes, der einen Character hat. Die Gutartigkeit aus Temperament ist ein Gemälde aus Wasserfarben und kein Characterzug; dieser aber in Carricatur gezeichnet, ist ein frevelhafter Spott über den Mann von wahrem Character getrieben; weil er das Böse, was einmal zum öffentlichen Gebrauch (zur Mode) geworden, nicht

vert und auf dem Markte bey einem öffentlichen Sclavenverkauf ausgeboten. Was kannst du, was verstehst du? fragte ihn der Mäkler, der ihn auf eine Erhöhung gestellt hatte. „Ich verstehe zu regieren, antwortete der Philosoph, und du suche mir einen Käufer, der einen Herren nöthig hat." Der Kaufmann, über dieses seltsame Ansinnen in sich selbst gekehrt, schlug zu in diesem seltsamen Handel; indem er seinen Sohn dem letzteren zur Bildung übergab, aus ihm zu machen was er wollte, selbst aber einige Jahre in Asien Handlung trieb und dann seinen vorher ungeschlachten Sohn in einen geschickten, wohlgesitteten, tugendhaften Menschen umgebildet, zurück erhielt. — — So ohngefähr kann man die Gradation des Menschenwerths schätzen.

nicht mitmacht und so als ein Sonderling dargestellt wird

2) Die Bösartigkeit, als Temperamentsanlage, ist doch weniger schlimm, als die Gutartigkeit der letzteren ohne Character; denn durch den letzteren kann man über die erstere die Oberhand gewinnen. — Selbst ein Mensch von bösem Character (wie Sylla), wenn er gleich durch die Gewaltthätigkeit seiner festen Maximen Abscheu erregt, ist doch zugleich ein Gegenstand der Bewunderung: wie Seelenstärke überhaupt in Vergleichung mit Seelengüte, welche freylich beyde in dem Subject vereinigt angetroffen werden müssen, um das herauszubringen, was mehr Ideal, als in der Wirklichkeit ist, nämlich: zum Titel der Seelengröße berechtigt zu seyn.

3) Der steife unbiegsame Sinn bey einem gefaßten Vorsatz (wie etwa an Carl XII) ist zwar eine dem Character sehr günstige Naturanlage, aber noch nicht ein bestimmter Character überhaupt. Denn dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft und moralisch-practischen Principien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich sagen: die Bosheit dieses Menschen ist eine Charactereigenschaft desselben; denn alsdann wäre sie teuflisch; der Mensch aber billigt das Böse in sich nie und so giebt es eigentlich keine Bosheit aus Grundsätzen, sondern nur aus Verlassung derselben. — — Man thut also am besten, wenn man die Grundsätze, welche den Character betreffen, negativ vorträgt. Sie sind:

a. Nicht

* * *

a. Nicht vorsetzlich unwahr zu reden; daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufens auf sich ziehe.

b. Nicht heucheln: vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig seyn.

c. Sein (erlaubtes) Versprechen nicht brechen; wozu auch gehört: selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren, und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Anderen nicht nachher zu mißbrauchen.

d. Sich nicht mit schlechtdenkenden Menschen in einen Geschmacksumgang einzulassen und des noscitur ex socio etc. eingedenk, den Umgang nur auf Geschäfte einzuschränken.

e. Sich an die Nachrede aus dem seichten und boshaften Urtheil anderer nicht zu kehren; denn das Gegentheil verräth schon Schwäche; wie auch die Furcht des Verstoßes wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding ist, zu mäßigen, und wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Gebot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen.

Der Mensch, der sich eines Characters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann auch annehmen: daß die Gründung desselben, gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feyerlichkeit

der

der Angelobung, die er sich selbst thut, sie und den Zeitpunct, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche, ihm unvergeßlich mache. — Erziehung, Beyspiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen überhaupt nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustande des Instincts auf einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur Wenige seyn, die diese Revolution vor dem 30sten Jahre versucht, und noch wenigere, die sie vor dem 40sten fest gegründet haben. — Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem anderen arbeitet; die Gründung eines Characters aber ist, absolute Einheit des innern Prinzips des Lebenswandels überhaupt. — Auch sagt man: daß Poëten keinen Character haben, z. B. ihre besten Freunde zu beleidigen, ehe sie einen witzigen Einfall aufgäben; oder daß er bey Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen sey, und daß es bey Geistlichen, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herren der Erde in einerley Stimmung den Hof machen, mit der Festigkeit des Characters nur mißlich bestellt sey, daß also einen inneren (moralischen) Character zu haben, wohl nur ein frommer Wunsch sey und bleiben werde. Vielleicht aber sind wohl gar die Philosophen daran schuld: dadurch daß sie diesen Begriff noch nie abgesondert in ein gnugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

Mit

Mit einem Worte: Wahrhaftigkeit im Inneren des Geständnisses vor sich selbst und zugleich im Betragen gegen jeden Anderen sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewußtseyns eines Menschen, daß er einen Character hat; und, da diesen zu haben das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werths (der Menschenwürde): so muß, ein Mann von Grundsätzen zu seyn (einen bestimmten Character zu haben), der gemeinsten Menschenvernunft möglich und dadurch dem größten Talent, der Würde nach, überlegen seyn.

Von der Physiognomik.

Sie ist die Kunst, aus der sichtbaren Gestalt eines Menschen, folglich aus dem Aeußeren, das Innere desselben zu beurtheilen; es sey seiner Sinnesart oder Denkungsart nach. — Man beurtheilt ihn hier nicht in seinem krankhaften sondern gesunden Zustande; nicht wenn sein Gemüth in Bewegung, sondern wenn es in Ruhe ist. — Es versteht sich von selbst, daß: wenn der, welchen man in dieser Absicht beurtheilt, inne wird, daß man ihn beobachte und sein Inneres ausspähe, sein Gemüth nicht in Ruhe, sondern im Zustande des Zwanges und der inneren Bewegung, ja selbst des Unwillens sey, sich eines anderen Censur ausgesetzt zu sehen.

Wenn eine Uhr ein gefälliges Gehäuse hat, so kann man daraus) sagt ein berühmter Uhrmacher) nicht mit Sicherheit urtheilen, daß auch das Innere gut sey: ist

das

das Gehäuse aber schlecht gearbeitet, so kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß auch das Innere nicht viel tauge; denn der Künstler wird doch ein fleißig und gut gearbeitetes Werk dadurch nicht in Miscredit bringen, daß er das Aeußere desselben, welches die wenigste Arbeit kostet, vernachläßigt. — Aber nach der Analogie eines menschlichen Künstlers mit dem unerforschlichen Schöpfer der Natur, wäre es ungereimt auch hier zu schließen: daß er etwa einer guten Seele auch einen schönen Leib werde beygegeben haben, um den Menschen, den er schuf, bey andern Menschen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt, einen von dem andern, (durch das hic niger est, hunc tu Romane caveto) abgeschreckt haben werde. Denn der Geschmack, der einen blos subjectiven Grund des Wohlgefallens oder Misfallens eines Menschen an dem andern (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objectiv das Daseyn derselben mit gewissen Naturbeschaffenheiten zum Zweck hat (den wir schlechterdings nicht einsehen können), nicht zur Richtschnur dienen, um diese zwey heterogenen Dinge, als in einem und demselben Zweck vereinigt, im Menschen anzunehmen.

Von der Leitung der Natur zur Physiognomik.

Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen sollen, er mag uns auch noch so gut empfohlen seyn, vorher ins Gesicht, vornehmlich in die Augen, sehen, um zu erforschen, wessen wir uns gegen ihn zu versehen haben,

haben, ist ein Naturantrieb, und das Abstoßende oder Anziehende in seiner Gebehrdung entscheidet über unsere Wahl, oder macht uns auch bedenklich, ehe wir noch seine Sitten erkundigt haben, und so ist nicht zu streiten, daß es eine physiognomische Charakteristik gebe, die aber nie eine Wissenschaft werden kann; weil die Eigenthümlichkeit einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjects hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung) oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann: wo die Menschengestalt im allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere innere Eigenschaft des Menschen im Inneren hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird.

Nachdem die Carricaturzeichnungen menschlicher Köpfe von Baptista Porta, welche Thierköpfe, nach der Analogie mit gewissen charakteristischen Menschengesichtern verglichen darstellen, und daraus auf eine Aehnlichkeit der Naturanlagen in beyden schließen sollten, längst vergessen, Lavaters weitläuftige, durch Silhouetten zu einer eine Zeitlang allgemein beliebten und wohlfeilen Waare gewordene, Verbreitung dieses Geschmacks aber neuerdings ganz verlassen worden: — nachdem fast nichts mehr, als etwa die, doch zweydeutige, Bemerkung (des Hrn. v. Archenholz) übrig geblieben ist: daß das Gesicht eines Menschen, das man durch eine Grimasse für sich allein nachahmt, auch zugleich gewisse Gedanken oder Empfindungen rege mache, die mit dem Charakter desselben übereinstimmen — so ist die Physiognomik, als

Aus-

usspähungskunst des Inneren im Menschen vermittelst
wisser äußerer unwillkührlich gegebener Zeichen, ganz
us der Nachfrage gekommen, und nichts von ihr übrig
blieben, als die Kunst der Cultur des Geschmacks und
var nicht an Sachen, sondern an Sitten, Manieren
nd Gebräuchen, um durch eine Critik, welche dem Um-
inge mit Menschen und der Menschenkenntniß über-
iupt beförderlich wäre, dieser zu Hülfe zu kommen.

Eintheilung der Physiognomik.

Von dem Charakteristischen 1. In der Gesichts-
ldung. 2. In den Gesichtszügen. 3. In
r habituellen Gesichtsgebehrdung (den
Mienen).

A.

Von der Gesichtsbildung.

Es ist merkwürdig: daß die Griechischen Künstler auch
n Ideal der Gesichtsbildung (für Götter und Heroen)
Kopfe hatten; welches immerwährende Jugend und zu-
eich von allen Affecten freye Ruhe — in Statüen Ca-
een und Intaglio's — ohne einen Reiz hineinzu-
gen, ausdrücken sollte. — Das Griechische perpen-
culäre Profil macht die Augen tiefer liegend, als
nach unserem Geschmack (der auf den Reiz angelegt
) seyn sollte und selbst eine mediceische Venus entbehrt
selben. — Die Ursache davon mag seyn: daß, da
s Ideal eine bestimmte unabänderliche Norm seyn soll,

eine

eine aus dem Gesicht von der Stirn in einem Winkel abspringende Nase, (wo dann der Winkel größer oder kleiner seyn kann), keine bestimmte Regel der Gestalt, wie es doch das, was zur Norm gehört, erfordert — abgeben würde. Auch haben die neueren Griechen, unerachtet ihrer, sonst dem übrigen Körperbau nach, schönen Bildung, doch jene ernste Perpendicularität des Profils ihrem Gesichte nicht, welches jene Idealität in Ansehung der Kunstwerke als Urbilder zu beweisen scheint. — Nach diesen Mythologischen Mustern kommen die Augen tiefer zu liegen, und werden an der Nasenwurzel etwas in Schatten gestellt; dagegen man die für schön gehaltenen Gesichter der Menschen jetziger Zeiten mit einem kleinen Absprung der Nase von der Richtung der Stirn (Einbucht an der Nasenwurzel), schöner findet.

Wenn wir über Menschen, so wie sie wirklich sind, unseren Beobachtungen nachgehen, so zeigt sich: daß eine genau abgemessene Regelmäßigkeit gemeiniglich einen sehr ordinären Menschen, der ohne Geist ist, anzeige. Das Mittelmaas scheint das Grundmaas und die Basis der Schönheit, aber lange noch nicht die Schönheit selbst zu seyn; weil zu dieser etwas Characteristisches erfordert wird. — Man kann aber dieses Characteristische, auch ohne Schönheit, in einem Gesichte antreffen, worinn der Ausdruck ihm doch, obgleich in anderer (vielleicht moralischen oder ästhetischen) Beziehung, sehr zum Vortheil spricht; d. i. an einem Gesichte bald hier, bald da an Stirn, Nase, Kinn oder Farbe des Haares u. s. w. tadeln, dennoch aber gestehen, daß für die Individualität der Person es doch empfehlender sey

als wenn die Regelmäßigkeit vollkommen wäre; weil diese gemeinhin auch Characterlosigkeit bey sich führt.

Häßlichkeit aber soll man keinem Gesichte vorrücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Ausdruck eines durch Laster verdorbenen Gemüths, oder auch einen natürlichen, aber unglücklichen, Hang dazu verräth: z. B. einen gewissen Zug des hämischlächlenden, so bald er spricht, oder auch der Dummdreustigkeit ohne mildernde Sanftheit, im Anblick dem Anderen ins Gesicht zu schauen und dadurch zu äußeren, daß man sich aus jenes seinem Urtheile nichts mache. — Es giebt Männer, deren Gesicht (wie der Franzose spricht) rebarbaratif ist, mit denen man, wie man sagt, Kinder zu Bett jagen kann, oder die ein von Pocken zerrissenes und groteskes, oder, wie der Holländer es nennt, wanschapenes (gleichsam im Wahn, im Traume, gedachtes) Gesicht haben; aber doch zugleich so viel Gutmüthigkeit und Frohsinn zeigen, daß sie über ihr eigenes Gesicht ihren Spas treiben, das daher keinesweges häßlich genannt werden darf, ob sie es wohl gar nicht übel nehmen, wenn eine Dame von ihnen (wie von dem Pelisson bey der academie française) sagt: „Pelisson misbraucht die Erlaubniß, die die Männer haben, häßlich zu seyn.“ Noch ärger und dummer ist es: wenn ein Mensch, von dem man Sitten erwarten darf, einem Gebrechlichen, wie der Pöbel, seine körperliche Verbrechen sogar, welche oft nur die geistigen Vorzüge zu erhöhen dienen, gar vorrückt; welches, wenn es gegen in früher Jugend verunglückte geschieht (durch: du blinder, du lahmer Hund) sie wirk-

lich bösartig, und sie gegen wohlgebildete, die sich darum besser dünken, nach und nach erbittert macht.

Sonst sind die einheimischen ungewohnten Gesichter der Fremden für Völker, die aus ihrem Lande nie heraus kommen, gemeiniglich ein Gegenstand des Spottes für diese. So rufen die kleinen Jungen in Japan, indem sie den dorthin handelnden Holländern nachlaufen: „O welche große Augen, welche große Augen!" und den Chinesen kommen die rothen Haare mancher Europäer, die ihr Land besuchen, widrig, die blauen Augen derselben aber lächerlich vor.

Was die bloßen Hirnschädel betrifft und ihre Figur, welche die Basis ihrer Gestalt ausmacht, z. B. die der Negern, der Calmücken, der Südsee-Indianer u. a. so wie sie von Camper und vorzüglich von Blumenbach beschrieben werden: so gehören die Bemerkungen darüber mehr zur physischen Geographie, als zur pragmatischen Anthropologie. Ein Mittleres zwischen beyden kann die Bemerkung seyn: daß die Stirn des männlichen Geschlechts auch bey uns flach, die des weiblichen aber mehr kuglich zu seyn pflegt.

Ob ein Hügel auf der Nase einen Spötter anzeige, — ob die Eigenheit der Gesichtsbildung der Chinesen, von denen man sagt, daß der untere Kinnbacken etwas über die obere hervorrage, eine Anzeige ihres Starrsinns, oder der Amerikaner ihre, deren Stirn von beyden Seiten mit Haaren verwachsen ist, ein Zeichen eines angebornen

bornen Schwachsinns sey u. s. w. sind Conjecturen, die eine nur unsichere Auslegung verstatten.

B.

Von dem Charakteristischen in den Gesichtszügen.

Einem Manne schadet es, selbst im Urtheile des weiblichen Geschlechts, nicht, in seinem Gesicht durch Hautfarbe, oder Pockennarben verunstaltet und unlieblich geworden zu seyn; denn wenn Gutmüthigkeit in seinen Augen und zugleich der Ausdruck des Wackeren im Bewußtseyn seiner Kraft mit Ruhe verbunden aus seinen Blicken hervorleuchtet, so kann er immer beliebt und liebenswürdig seyn, und dafür allgemein gelten. — Man scherzt mit solchen und ihrer Liebenswürdigkeit (per antiphrasin) und eine Frau kann auf den Besitz eines solchen Ehemannes stolz seyn. Ein solches Gesicht ist nicht Carricatur, denn diese ist vorsetzlich übertriebene Zeichnung (Verzerrung) des Gesichts im Affect, zum Auslachen ersonnen und gehört zur Mimik; es muß vielmehr zu einer Varietät gezählt werden, die in der Natur liegt, und ist kein Fratzengesicht zu nennen, (welches abschreckend wäre), sondern kann Liebe erwecken, ob es gleich nicht lieblich und, ohne schön zu seyn, doch nicht häßlich ist *).

*) Heidegger, ein Deutscher Musikus in London, war ein abentheuerlich gestalteter, aber aufgeweckter und gescheuter Mann, mit dem auch Vornehme, der Conversation halber, gerne in Gesellschaft waren. — Einsmals fiel es ihm ein, in einer Punschgesellschaft gegen einen Lord zu behaupten: daß

C.

Von dem Charakitristischen der Mienen.

Mienen sind ins Spiel gesetzte Gesichtszüge und in dieses wird man durch mehr oder weniger starken Affect gesetzt; zu welchem der Hang ein Charakterzug des Menschen ist.

Es ist schwer den Eindruck eines Affects durch keine Miene zu verrathen; sie verräth sich durch die peinliche Zurückhaltung in der Gebehrde, oder im Ton, von selbst, und, wer zu schwach ist, seine Affecten zu beherrschen, bey dem wird auch das Mienenspiel (wider den Dank seiner Vernunft) das Innere blosstellen, was er gern verbergen und den Augen anderer entziehen möchte. Aber

daß er das häßlichste Gesicht in London sey. Der Lord sann nach und schlug eine Wette vor, daß er ihm ein noch häßlicheres aufstellen wollte und nun ließ er ein versoffenes Weib rufen, bey deren Anblick die ganze Gesellschaft in ein helles Lachen gerieth und aufrief: Heidegger! ihr habt die Wette verlohren! — Das geht so geschwind nicht, antwortete dieser; denn nun laßt das Weib meine Perücke und ich will ihre Cornette aufsetzen; dann wollen wir sehen. Wie das geschah, so fiel alles ins Lachen, bis zum Sticken: denn das Weib sah wie ein ganz manierlicher Mann, der Kerl aber wie eine Hexe aus. Dies beweißt, daß um jemanden schön, wenigstens erträglich hübsch, zu heißen, man sein Urtheil nicht schlecht hin, sondern immer nur relativ fällen muß und daß für einen Kerl jemand darum noch gar nicht häßlich heißen dürfe, weil er etwa nicht hübsch ist. — Nur ekelhafte Leibesschaden im Gesicht können zu diesem Ausspruch berechtigen.

der die, welche in dieser Kunst Meister sind, werden, :nn man sie doch erräth, nicht eben für die besten Men- ;en, mit denen man im Vertrauen handeln kann, ge- ilten; vornehmlich, wenn sie Mienen zu künsteln geübt ıd, die dem, was sie thun, widersprechen.

Die Auslegungskunst der Mienen, welche unvorsetz- h das Innere verrathen, aber doch hiebey vorsetzlich gen, kann zu vielen artigen Bemerkungen Anlaß geben, von ich nur Einer Erwägung thun will. — Wenn nand, der sonst nicht schielt, indem er erzählt, sich auf Spitze seiner Nase sieht, und so schielt, so ist das, was erzählt, jederzeit gelogen. — Man muß aber ja nicht s gebrechlichen Augenzustand eines Schielenden dahin hlen, der von diesem Laster ganz frey seyn kann.

Sonst giebt es von der Natur constituirte Gebehr- ngen, durch welche sich Menschen von allen Gattungen d Climaten einander, auch ohne Abrede, verstehen. Da- ı gehört das Kopfnicken (im Bejahen), das Kopf- hütteln (im Verneinen), das Kopfaufwerfen n Trotzen), das Kopfwackeln (in der Verwunde- ng), das Naserümpfen (im Spott), das Spött- sch-Lächeln (Grinsen), ein langes Gesicht ichen (bey Abweisung des Verlangten), das Stirn- ınzeln (im Verdruß), das schnelle Maulauf- erren und zuschließen (Bah), das zu sich hin d von sich weg winken mit Händen, das Hän- : über den Kopf zusammen schlagen (im :staunen), das Faustballen (im Drohen), das Ver- ugen, das Fingerlegen auf den Mund

 (com-

(compescere labella), um Verschwiegenheit zu gebieten, das Auszischen u. d. g.

Zerstreute Anmerkungen.

Oft wiederholte, die Gemüthsbewegung auch unwillkührlich begleitende, Mienen werden nach und nach stehende Gesichtszüge; welche aber im Sterben verschwinden; daher, wie Lavater anmerkt, das im Leben den Bösewicht verrathende abschreckende Gesicht sich im Tode (negativ) gleichsam veredelt: weil nun, da alle Muskeln nachlassen, gleichsam der Ausdruck der Ruhe, welche unschuldig ist, übrig bleibt. — So kann es auch kommen, daß ein Mann der seine Jugend unverführt zurückgelegt hatte, in spätern Jahren, bey aller Gesundheit, doch durch Lüderlichkeit ein ander Gesicht bekommt; aus welchem aber auf seine Naturanlage nicht zu schließen ist.

Man spricht auch von gemeinem Gesicht im Gegensatz mit dem vornehmen. Das letzte bedeutet nichts weiter als eine angemaßte Wichtigkeit, mit höfischer Manier der Einschmeichelung verbunden: welche nur in großen Städten gedeiht, da sich Menschen an einander reiben und ihre Rauhigkeit abschleifen. Daher Beamte, auf dem Lande geboren und erzogen, wenn sie, mit ihrer Familie, zu städtischen ansehnlichen Bedienungen erhoben werden, oder auch standesmäßig sich dazu nur qualificiren, nicht blos in ihren Manieren, sondern auch in dem Ausdruck des Gesichts etwas Gemeines zeigen.

Denn

Denn da sie in ihrem Wirkungskreise sich ungeniert fühlten, indem sie es fast nur allein mit ihren Untergebenen zu thun hatten, so bekamen die Gesichtsmuskeln nicht die Biegsamkeit, in allen Verhältnissen, gegen Höhere, Geringere und Gleiche, das ihrem Umgange und den damit verbundenen Affecten angemessene Mienenspiel zu cultiviren, welches, ohne sich etwas zu vergeben, zur guten Aufnahme in der Gesellschaft erfordert wird. Dagegen die in städtischen Manieren geübten Menschen von gleichem Rang, indem sie sich bewußt sind, hierin über Andere eine Ueberlegenheit zu haben, dieses Bewußtseyn, wenn es durch lange Uebung habituell wird, mit bleibenden Zügen in ihrem Gesichte abdrucken.

Devote, wenn sie lange in den mechanischen Andachtsübungen disciplinirt und gleichsam darin erstarrt sind, bringen, bey einer machthabenden Religion oder Cultus, in ein ganzes Volk Nationalzüge innerhalb der Grenzen desselben hinein, welche sie selbst physiognomisch charakterisiren. So spricht Herr Fr. Nicolai von fatalen gebenedeyeten Gesichtern in Bayern; dagegen John Bull von Altengland, die Freyheit unhöflich zu seyn, wohin er kommen mag, in der Fremde oder gegen den Fremden in seinem eignen Lande, schon in seinem Gesichte bey sich führt. Es giebt also auch eine Nationalphysiognomie, ohne daß diese eben für angeboren gelten darf. — Es giebt charakteristische Auszeichnungen in Gesellschaften, die das Gesetz zur Strafe zusammengebracht hat. Von den Gefangenen in Rasphuis in Amsterdam, in Bicetre in Paris und in Newgate in London merkt ein geschickter reisender deutscher Arzt an: daß es

doch mehrentheils knochichte und sich ihrer Ueberlegenheit bewußte Kerle waren; von keinem aber wird es erlaubt seyn mit dem Schauspieler Q v i n zu sagen: „Wenn dieser Kerl nicht ein Schelm ist, so schreibt der Schöpfer keine leserliche Hand." Denn um so gewaltsam abzusprechen, dazu würde mehr Unterscheidungsvermögen des Spiels, welches die Natur mit den Formen ihrer Bildung treibt, um blos Mannigfaltigkeit der Temperamente hervorzubringen, von dem was sie hierin für die Moral thut oder nicht thut, gehören, als wohl irgend ein Sterblicher zu besitzen sich anmaßen darf.

B.

Der Charakter des Geschlechts.

In alle Maschinen, durch die mit kleiner Kraft eben so viel ausgerichtet werden soll, als durch andere mit großer, muß K u n s t gelegt seyn. Daher kann man schon zum voraus annehmen: daß die Vorsorge der Natur in die Organisirung des weiblichen Theils mehr Kunst gelegt haben wird, als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausstattete als das Weib, um beyde zur innigsten l e i b l i c h e n Vereinigung, doch auch als v e r n ü n f t i g e Wesen, zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zusammenzubringen, und überdem sie in jener Qualität (als vernünftige Thiere) mit gesellschaftlichen Neigungen versah, ihre Geschlechtsgemeinschaft in einer häuslichen Verbindung fortdaurend zu machen.

Zur

Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweyer Personen nicht hinreichend; ein Theil mußte dem andern unterworfen und wechselseitig einer dem andern irgendworin überlegen seyn, um ihn beherrschen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Ansprüche zweyer, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstliebe lauter Zank. Ein Theil muß im Fortgange der Cultur auf heterogene Art überlegen seyn: der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern; da hingegen im noch uncivilisirten Zustande die Ueberlegenheit blos auf der Seite des Mannes ist. — Daher ist in der Anthropologie die weibliche Eigenthümlichkeit mehr als die des männlichen Geschlechts ein Studium für den Philosophen. Im rohen Naturzustande kann man sie eben so wenig erkennen, als die der Holzäpfel und Holzbirnen, deren Mannigfaltigkeit sich nur durch Pfropfen oder Inoculiren entdeckt; denn die Cultur bringt diese weiblichen Beschaffenheiten nicht hinein, sondern veranlaßt sie nur sich zu entwickeln, und unter begünstigenden Umständen kennbar zu werden.

Die Weiblichkeiten heissen Schwächen. Man spaßt darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie gerade die Hebezeuge sind, die Männlichkeit zu lenken und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen. Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht; obgleich anderer ihres (wegen ihrer Redseligkeit) schlecht bey ihr ver-

verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen Geschäften nicht behindert zu sehen; Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und affectvolle Beredtheit gab, die den Mann entwafnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkeren, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schützen soll; Sie auf das Recht des Schwächeren: vom männlichen Theile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmüthigkeit vorrückt.

Im rohen Naturzustande ist das freylich anders. Das Weib ist da ein Hausthier. Der Mann geht mit Waffen in der Hand voran, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck seines Hausraths beladen. Aber selbst da, wo eine barbarische bürgerliche Verfassung Vielweiberey gesetzlich macht, weiß das am meisten begünstigte Weib in ihrem Zwinger (Harem genannt) über den Mann die Herrschaft zu erringen, und dieser hat seine liebe Noth, sich in dem Zank vieler um Eine (welche ihn beherrschen soll) erträglicher Weise Ruhe zu schaffen.

Im bürgerlichen Zustande giebt sich das Weib dem Gelüsten des Mannes nicht ohne Ehe weg und zwar die der Monogamie: wo, wenn die Civilisirung noch nicht bis zur weiblichen Freyheit in der Galanterie (auch andere Männer als den einen öffentlich zu Liebhabern zu haben) gestiegen ist, der Mann sein Weib bestraft,

raft, das ihn mit einem Nebenbuhler bedroht *). Wenn diese aber zur Mode und die Eifersucht lächerlich geworden ist (wie das dann im Zeitpunkt des Luxus nicht ausbleibt), so entdeckt sich der weibliche Charakter: mit ihrer Gunst gegen Männer auf Freyheit und dabey zugleich auf Eroberung dieses ganzen Geschlechts Anspruch zu machen. — Diese Neigung, ob sie zwar unter dem Namen der Cokelterie, in übelem Ruf steht, ist doch nicht ohne einen wirklichen Grund zur Rechtfertigung. Denn eine junge Frau ist doch immer in Gefahr, Wittwe zu werden, und das macht, daß sie ihre Reitze über alle, den Glücksumständen nach ehefähige, Männer ausbreitet: damit, wenn jener Fall sich ereignete, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge.

Pope

*) Die alte Sage von den Russen: daß die Weiber ihre Ehemänner im Verdacht hielten, es mit anderen Weibern zu halten, wenn sie nicht dann und wann von diesen Schläge bekämen, wird gewöhnlich für Fabel gehalten. Allein in Cooks Reisen findet man: daß, als ein Engl. Matrose einen Indier auf Otaheite sein Weib mit Schlägen züchtigen sah, jener den Galanten machen wollte und mit Drohungen auf diesen losging. Das Weib kehrte sich auf der Stelle wider den Engländer; fragte was ihm das angehe: der Mann müsse das thun! — — Eben so wird man auch finden, daß, wenn das verehlichte Weib sichtbarlich Galanterie treibt, und ihr Mann gar nicht mehr darauf achtet, sondern sich dafür durch Punsch- und Spielgesellschaft, oder andere Buhlerey schadlos hält, nicht blos Verachtung sondern auch Haß in den weiblichen Theil übergeht: weil das Weib daran erkennt, daß er nun gar keinen Werth mehr in sie setzt, und seine Frau Anderen, an demselben Knochen zu nagen, gleichgültig überläßt.

Pope glaubt, man könne das weibliche Geschlecht (versteht sich den cultivirten Theil desselben) durch zwey Stücke characterisiren: die Neigung zu herrschen und die Neigung zum Vergnügen. — Von dem letzteren aber muß man nicht das häusliche, sondern das öffentliche Vergnügen verstehen, wobey es sich zu ihrem Vortheil zeigen und auszeichnen könne; da dann die zweyte sich auch in die erstere auflöst, nämlich: ihren Nebenbuhlerinnen im Gefallen nicht nachzugeben, sondern über sie alle durch ihren Geschmack und ihre Reitze, wo möglich, zu siegen. — — Aber auch die erst genannte Neigung, so wie Neigung überhaupt, taugt nicht zum Characterisiren einer Menschenklasse überhaupt, in ihrem Verhalten gegen Andere. Denn Neigung zu dem, was uns vortheilhaft ist, ist allen Menschen gemein, mithin auch die, so viel uns möglich, zu herrschen; daher characterisirt sie nicht. — Daß aber dieses Geschlecht mit sich selbst in beständiger Fehde, dagegen mit dem Anderen in recht gutem Vernehmen ist, möchte eher zum Character desselben gerechnet werden können, wenn es nicht die bloße natürliche Folge des Wetteifers wäre, eine der anderen in der Gunst und Ergebenheit der Männer den Vortheil abzugewinnen. Da dann die Neigung zu herrschen das wirkliche Ziel, das öffentliche Vergnügen aber, als durch welches der Spielraum ihrer Reitze erweitert wird, nur das Mittel ist jener Neigung Effect zu verschaffen.

Man kann nur dadurch, daß man, nicht was wir uns zum Zweck machen, sondern was Zweck der Natur bey Einrichtung der Weiblichkeit war, als Prin-

zip

zip braucht, zu der Characteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck, selbst vermittelst der Thorheit der Menschen, doch der Naturabsicht nach, Weisheit seyn muß: so werden diese ihre muthmaßlichen Zwecke auch das Prinzip derselben anzugeben dienen können; welches nicht von unserer Wahl, sondern von einer höheren Absicht mit dem menschlichen Geschlecht abhängt. Sie sind 1. die Erhaltung der Art, 2. die Cultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit.

I. Als die Natur dem weiblichen Schooße ihr theuerstes Unterpfand, nämlich die Species, in der Leibesfrucht anvertrauete, durch die sich die Gattung fortpflanzen und verewigen sollte, so fürchtete sie gleichsam wegen Erhaltung derselben und pflanzte diese Furcht, nämlich vor körperlichen Verletzungen und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren, in ihre Natur; durch welche Schwäche dieses Geschlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für sich auffordert.

II. Da sie auch die feineren Empfindungen, die zur Cultur gehören, nämlich die der Geselligkeit und Wohlanständigkeit, einflößen wollte, machte sie dieses Geschlecht zum Beherrscher des männlichen, durch seine Sittsamkeit, Beredheit in Sprache und Mienen, früh gescheut, mit Ansprüchen auf sanfte höfliche Begegnung des männlichen gegen dasselbe, so daß sich das letztere, durch seine eigene Großmuth, von einem Kinde unsichtbar gefesselt, und wenn gleich dadurch eben nicht zur Moralität selbst, doch zu dem, was ihr Kleid ist, dem gesitteten Anstande, der

zu

zu jener die Vorbereitung und Empfehlung ist, gebracht sah.

Zerstreute Anmerkungen.

Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht seyn (vornehmlich vor der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Sie setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen. Der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen (geniert). — Diesen Stolz des Weibes, durch den Respect, den es einflößt, alle Zudringlichkeit des Mannes abzuhalten, und das Recht Achtung vor sich, auch ohne Verdienste, zu fordern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts. — Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend; ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte sie selbst nicht so delicat in der Wahl (nach Geschmack) seyn, als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt; denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel und fein in der Wahl um sich verlieben zu können, so müßte Sie sich bewerbend, Er aber sich weigernd zeigen; welches den Werth ihres Geschlechts, selbst in den Augen des Mannes, gänzlich herabsetzen würde. — Sie muß kalt; der Mann dagegen in der Liebe affectenvoll zu seyn scheinen. Einer verliebten Aufforderung nicht zu gehorchen, scheint dem Manne, ihr aber leicht Gehör zu geben, dem Weibe schimpflich zu seyn. — Die Begierde der letzteren, ihre

Reitze

Reitze auf alle seine Männer spielen zu lassen, ist Coketterie; die Affectation, in alle Weiber verliebt zu scheinen, Galanterie; beydes kann ein bloßes zur Mode gewordenes Geziere, ohne alle ernstliche Folge seyn: so wie das Cicisbeat eine affectirte Freyheit des Weibes in der Ehe, oder das gleichfalls ehedem in Italien gewesene Courtisanenwesen, [In der historia concilii Tridentini heißt es unter andern: erant ibi etiam 300 honestae meretrices, quas cortegianas vocant]; von dem man erzählt, daß es mehr geläuterte Cultur des gesitteten öffentlichen Umgangs enthalten habe, als die der gemischten Gesellschaften in Privathäusern. — Der Mann bewirbt sich in der Ehe nur um seines Weibes, die Frau aber um aller Männer Neigung; sie putzt sich nur für die Augen ihres Geschlechts aus Eifersucht andre Weiber in Reitzen oder im Vornehmthun zu übertreffen: der Mann hingegen für das weibliche; wenn man das Putz nennen kann, was nur so weit geht, um seiner Frau durch seinen Anzug nicht Schande zu machen. — Der Mann beurtheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber (öffentlich) sehr strenge, und junge Frauen, wenn sie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden solle, würden sicher den ersten zu ihrem Richter wählen. — Wenn der verfeinerte Luxus hoch gestiegen ist, so zeigt sich die Frau nur aus Zwang sittsam und hat kein Heel zu wünschen, daß sie lieber Mann seyn möchte, wo sie ihren Neigungen einen größern und freyeren Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib seyn wollen.

Sie frägt nicht nach der Enthaltsamkeit des Mannes vor der Ehe; Ihm aber ist an derselben auf Seiten der Frauen unendlich viel gelegen. — In der Ehe spotten Weiber über Intoleranz (Eifersucht) der Männer überhaupt: es ist aber nur ihr Scherz; das unverehlichte Frauenzimmer richtet hierüber mit großer Strenge. — Was die gelehrten Frauen betrift: so brauchen sie ihre Bücher etwa so wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde daß sie eine haben; ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist.

Weibliche Tugend oder Untugend ist von der männlichen, nicht sowohl der Art als der Triebfeder nach, sehr unterschieden. — Sie soll geduldig, er muß duldend seyn. Sie ist empfindlich, Er empfindsam. — Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen — der Mann ist eifersüchtig wenn er liebt; die Frau auch ohne daß sie liebt; weil so viel Liebhaber, als von andern Frauen gewonnen worden, doch ihrem Kreise der Anbeter verloren sind. — Der Mann hat Geschmack für sich, die Frau macht sich selbst zum Gegenstande des Geschmacks für jedermann. — „Was die Welt sagt, ist wahr und was sie thut, gut" ist ein weiblicher Grundsatz, der sich schwer mit einem Character, in der engen Bedeutung des Worts, vereinigen läßt. Es gab aber doch wackere Weiber, die in Beziehung auf ihr Hauswesen einen dieser ihrer Bestimmung angemessenen Character mit Ruhm behaupteten. — Dem Milton wurde von seiner Frau zugeredet, er solle doch die ihm nach Cromwells Tode an-

getra

…tragene Stelle eines lateinischen Secretärs annehmen, … es zwar seinen Grundsätzen zuwider war, jetzt eine …egierung für rechtlich zu erklären, die er vorher als wi…rrechtlich vorgestellt hatte; „Ach, antwortete er ihr: meine Liebe: „Sie und andere Ihres Geschlechts wollen … Kutschen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann …yn." — Die Frau des Socrates (vielleicht auch die …iobs) wurden durch ihre wackern Männer eben so in …e Enge getrieben, aber männliche Tugend behauptete sich … ihrem Character, ohne doch der weiblichen das Ver…enst des ihrigen, in dem Verhältniß worein sie gesetzt …aren, zu schmälern.

Pragmatische Folgerungen.

Das weibliche Geschlecht muß sich im Practischen …bst ausbilden und discipliniren; das männliche versteht …h darauf nicht.

Der junge Ehemann herrscht über seine ältere …efrau. Dieses gründet sich auf Eifersucht, nach wel…er der Theil, welcher dem anderen im Geschlechtsver…ögen unterlegen ist, vor Eingriffen des anderen Theils … seine Rechte besorgt ist und dadurch sich zur willfähri…n Begegnung und Aufmerksamkeit gegen ihn zu beque…m genöthigt sieht. — Daher wird jede erfahrene Ehe…au die Heyrath mit einem jungen Manne, auch …r von gleichem Alter, widerrathen; denn im Fort…nge der Jahre altert doch der weibliche Theil früher als … männliche, und wenn man auch von dieser Ungleich…t absieht, so ist auf die Eintracht, welche sich auf

Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen und ein junges verständiges Weib, wird mit einem gesunden aber doch merklich älteren Manne das Glück der Ehe doch besser machen. — Ein Mann aber, der sein Geschlechtsvermögen vielleicht schon vor der Ehe liederlich durchgebracht hat, wird der Geck in seinem eignen Hause seyn; denn er kann diese häusliche Herrschaft nur haben, sofern er keine billigen Ansprüche schuldig bleibt.

Hume bemerkt, daß den Weibern (selbst alten Jungfern) Satyren auf den Ehestand mehr verdrießen als die Sticheleyen auf ihr Geschlecht. — Denn mit diesen kann es niemals Ernst seyn, da aus jenen allerdings wohl Ernst werden könnte, wenn man die Beschwerden jenes Standes recht ins Licht stellt, deren der unverheurathete überhoben ist. Eine Freygeisterey in diesem Fache müßte aber von schlimmen Folgen für das ganze weibliche Geschlecht seyn; weil dieses zu einem bloßen Mittel der Befriedigung der Neigung des anderen Geschlechts herabsinken würde, welche aber leicht in Ueberdruß und Flatterhaftigkeit ausschlagen kann. — Das Weib wird durch die Ehe frey; der Mann verliert die durch seine Freyheit.

Die moralischen Eigenschaften an einem, vornehmlich jungen, Manne vor der Ehelichung desselben auszuspähen, ist nie die Sache einer Frau. Sie glaubt ihn bessern zu können; eine vernünftige Frau, sagt sie, kann einen verunarteten Mann schon zurechte bringen; in

welc

welchem Urtheile sie mehrentheils sich auf die kläglichste Art betrogen findet. Dahin gehört auch die Meinung jener Treuherzigen: daß die Ausschweifungen dieses Menschen vor der Ehe übersehen werden können, weil er nun an seiner Frau, wenn er sich nur noch nicht erschöpft hat, hinreichend für diesen Instinct versorgt seyn werde. — Die guten Kinder bedenken nicht: daß die Lüderlichkeit in diesem Fache gerade im Wechsel des Genusses besteht, und das Einerley in der Ehe ihn bald zur obigen Lebensart zurückführen werde. *)

Wer soll dann den oberen Befehl im Hause haben? denn nur Einer kann es doch seyn, der alle Geschäfte in einen, mit dieses seinen Zwecken übereinstimmenden, Zusammenhang bringt. — Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemanns muß zeigen: daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne: so wird er, wie ein Minister seinem blos auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf dieses seinen Befehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären; nur daß z. B. für jetzt nicht Geld im

 Schatze

*) Die Folge davon ist, wie in Voltärens Reise des Scarmentado: „Endlich, sagt er, reisete ich in mein Vaterland Candia zurück: nahm daselbst ein Weib; wurde bald Hahnrey: und fand, daß dies die gemächlichste Lebensart unter allen sey.“

Schatze sey, daß gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so daß der höchstgebietende Herr alles thun kann was er will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand giebt.

Da sie gesucht werden soll (denn das will die dem Geschlecht nothwendige Weigerung), so wird sie doch in der Ehe selbst allgemein zu gefallen suchen müssen, damit, wenn sie etwa junge Wittwe würde, sich Liebhaber für sie finden. — Der Mann legt alle solche Ansprüche mit der Eheverbindung ab. — Daher ist die Eifersucht, aus dem Grunde dieser Gefallsucht der Frauen, ungerecht.

Die eheliche Liebe aber ist ihrer Natur nach intolerant. Frauen spotten darüber zuweilen, oder, wie bereits oben bemerkt worden, im Scherz; denn bey dem Eingriffe Fremder in diese Rechte duldend und nachsichtlich zu seyn, müßte Verachtung des weiblichen Theils und hiemit auch Haß gegen einen solchen Ehemann zur Folge haben.

Daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verziehen, und unter den letzteren der wildeste Junge, wenn er nur kühn ist, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird: das scheint seinen Grund in dem Prospect auf die Bedürfnisse beyder Aeltern in ihrem Sterbefall zu haben; denn wenn dem Manne seine Frau stirbt, so hat er doch an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze; stirbt der Mutter ihr Mann ab, so hat der erwach

sene

e wohlgeartete Sohn die Pflicht auf sich, und auch
natürliche Neigung in sich, sie zu verehren, zu un-
stützen und ihr das Leben als Wittwe allgenehm zu
ichen.

* * *

Ich habe mich bey diesem Titel der Characteristik
nger aufgehalten, als es für die übrigen Abschnitte der
thropologie proportionirlich scheinen mag; aber die
atur hat auch in diese ihre Oeconomie einen so reichen
chatz von Veranstaltungen zu ihrem Zweck, der nichts
ringeres ist als die Erhaltung der Art, hinein gelegt,
ß, bey Gelegenheit näherer Nachforschungen, es noch
nge Stoff gnug zu Problemen geben wird, die Weis-
it der sich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu
wundern und praktisch zu gebrauchen.

C.

Der Character des Volks.

Unter dem Wort Volk (populus) versteht man
e in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen,
so fern sie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Men-
oder auch der Theil derselben, welcher sich durch ge-
einschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bür-
rlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens); der
heil der sich von diesen Gesetzen ausnimmt (die
ilde Menge in diesem Volk) heißt Pöbel (vul-

 gus),

gus), *) dessen gesetzwidrige Vereinigung das Rottiren (agere per turbas) ist; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität eines Staatsbürgers ausschließt.

Hume meynt: daß, wenn in einer Nation jeder Einzelne seinen besonderen Character anzunehmen beflissen ist (wie unter den Engländern), die Nation selbst keinen Character habe. Mich dünkt, darin irre er sich; denn die Affectation eines Characters ist gerade der allgemeine Character des Volks, wozu er selbst gehörte, und ist Verachtung aller Auswärtigen, besonders darum, weil es sich allein einer ächten, staatsbürgerlichen Freyheit im Innern, mit Macht gegen Aussen verbindenden Verfassung, rühmen zu können glaubt. — Ein solcher Character ist stolze Grobheit im Gegensatz der sich leicht familiär machenden Höflichkeit; ein trotziges Betragen gegen jeden anderen, aus vermeynter Selbstständigkeit, wo man keines Anderen zu bedürfen, also auch der Gefälligkeit gegen andere sich überheben zu können glaubt.

Auf diese Weise werden die zwey civilisirtesten Völker auf Erden **), die gegen einander im Contrast des Cha-

*) Der Schimpfnahme la canaille du peuple hat wahrscheinlicher Weise seine Abstammung von canalicola, einem am Canal im alten Rom hin und her gehenden und beschäftigte Leute foppenden Haufen Müssiggänger (cavillator et ridicularius, vid. Plautus; Curcul.).

**) Es versteht sich, daß bey dieser Classification, vom Deutschen Volk abgesehen werde; weil das Lob des Verfassers, der ein Deutscher ist, sonst Selbstlob seyn würde.

Characters und vielleicht hauptsächlich darum mit einan-der in beständiger Fehde sind, England und Frankreich, auch ihrem angebohrnen Character nach, von dem der erworbene und künstliche nur die Folge ist, vielleicht die einzigen Völker seyn, von denen man einen bestimmten, und so lange sie nicht durch Kriegsgewalt vermischt wer-den, unveränderlichen Character annehmen kann. — Daß die französische Sprache die allgemeine Conver-sations-Sprache, vornehmlich der weiblichen feinen Welt, die Englische aber die ausgebreitetetste Handels-Sprache *) der commercirenden geworden ist, liegt wohl in dem Unterschiede ihrer continental- und insularischen Lage. Was aber ihr Naturell, was sie jetzt wirklich ha-ben und dessen Ausbildung durch Sprache betrift, so mußte dieses von dem angebohrnen Character des Urvolks ihrer Abstammung hergeleitet werden; dazu uns aber die Documente mangeln. — In einer Anthropologie in pragmatischer Hinsicht aber liegt uns nur daran: den Character beyder, wie sie jetzt sind, in einigen Beyspie-len, und so weit es möglich ist, systematisch aufzustel-len; welche urtheilen lassen, wessen sich das eine zu dem anderen zu versehen habe, und wie eines das andere zu seinem Vortheil benutzen könne.

Die angestammten oder durch langen Gebrauch gleichsam zur Natur gewordenen und auf sie gepfropften

*) Der kaufmännische Geist zeigt auch gewisse Modificatio-nen seines Stolzes in der Verschiedenheit des Tons im Großthun. Der Engländer sagt: „der Mann ist eine Million werth"; der Holländer; „er commandirt eine Million"; der Franzose: „er besitzt eine Mil-lion."

Maximen, welche die Sinnesart eines Volks ausdrücken, sind nur so viel gewagte Versuche, die Varietäten im natürlichen Hang ganzer Völker, mehr für den Geographen, empirisch, als für den Philosophen, nach Vernunftprinzipien, zu classificiren *).

Daß auf die Regierungsart alles ankomme, welchen Character ein Volk haben werde, ist eine ungegründete, nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigenthümlichen Character? — Auch

*) Die Türken, welche das christliche Europa Frankestan nennen, wenn sie auf Reisen gingen, um Menschen und ihren Volkscharacter kennen zu lernen, (welches kein Volk außer dem europäischen thut und die Eingeschränktheit aller übrigen an Geist beweiset), würden die Eintheilung desselben, nach dem Fehlerhaften in ihrem Character gezeichnet, vielleicht auf folgende Art machen. 1. Das Modenland (Frankreich). 2. Das Land der Launen (England). — 2. Ahnenland (Spanien). — 4. Prachtland (Italien) — 5. Das Titelland (Deutschland, sammt Dänemark und Schweden, als Germanischen Völkern). — 6. Herrenland (Polen), wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber, außer dem, der nicht Staatsbürger ist, Unterthan seyn will. — — Rußland und die Europäische Türkey, beyde von größtentheils Asiatischer Abstammung, würden über Frankestan hinaus liegen: das erste Slavischen, das andere Arabischen Ursprungs, von zweyen Stammvölkern, die einmal ihre Herrschaft über einen größeren Theil von Europa, als je ein anderes Volk, ausgedehnt haben und in den Zustand einer Verfassung des Gesetzes ohne Freyheit, wo also niemand Staatsburger ist, gerathen sind.

Auch Clima und Boden können den Schlüssel hiezu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß sie ihren Character durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, sondern ihn diesen nur nach Umständen anpaßten, und doch dabey in Sprache, Gewerbart, selbst in Kleidung, die Spuren ihrer Abstammung und hiemit auch ihren Character noch immer hervorblicken lassen. — — Ich werde die Zeichnung ihres Portraits etwas mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der schöneren, (dabey aber doch auch nicht in Carricatur) entwerfen; denn, außerdem daß die Schmeicheley verdirbt, der Tadel dagegen bessert: so verstößt der Critiker weniger gegen die Eigenliebe der Menschen, wenn er ihnen, ohne Ausnahme, blos ihre Fehler vorrückt, als wenn er durch mehr oder weniger Lobpreisungen nur den Neid der Beurtheilten gegen einander rege machte.

1. Die Französische Nation characterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist höflich zu seyn. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfniß sich mitzutheilen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damensprache zur allgemeinen Sprache der letzteren geworden und es ist überhaupt nicht zu streiten: daß eine Neigung solcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hülfreiches Wohlwollen und allmählich auf allgemeine

ne Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluß haben und ein solches Volk im Ganzen liebenswürdig machen müsse.

Die Kehrseite der Münze ist die, nicht gnugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte, Lebhaftigkeit, und bey hellsehender Vernunft, ein Leichtsinn, gewisse Formen, blos weil sie alt oder auch nur übermäßig gepriesen worden, wenn man sich gleich dabey wohl befunden hat, nicht lange bestehen zu lassen und ein ansteckender Freyheitsgeist, der auch wohl die Vernunft selbst in sein Spiel zieht, und in Beziehung des Volks auf den Staat, einen alles erschütternden Enthusiasm bewirkt, der noch über das Aeußerste hinausgeht. — Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich ohne weitere Beschreibung, blos durch unzusammenhängend hingeworfene Bruchstücke, als Materialien zur Characteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: Esprit (statt bon sens) frivolité, galanterie, petit maitre, coquette, etourderie, point d'honneur, bon ton, bureau d'esprit, bon mot, lettre de cachet — u. d. g. lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen; weil sie mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnet, der dem Denkenden vorschwebt.

2. Das

2. Das Englische Volk. Der alte Stamm der Briten *) (eines Celtischen Volks) scheint ein Schlag tüchtiger Menschen gewesen zu seyn; allein die Einwanderungen der Deutschen und des französischen Völkerstammes (denn die kurze Anwesenheit der Römer hat keine merkliche Spur hinterlassen können) haben, wie es ihre vermischte Sprache beweiset, die Originalität dieses Volks verlöscht, und da die insularische Lage seines Bodens, die es wider äußere Angriffe ziemlich sichert, vielmehr selbst Angreifer zu werden einladet, es zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, so hat es einen Character, den es sich selbst anschaffte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Mithin dürfte der Character des Engländers wohl nichts anders bedeuten als den durch frühe Lehre und Beyspiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen solchen machen, d. i. einen zu haben affectiren; indem ein steifer Sinn auf einem freywillig angenommenen Prinzip zu beharren, und von einer gewissen Regel (gleich gut welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man sicher weiß, wessen man sich von Ihm und Er sich von Anderen zu gewärtigen hat.

Daß dieser Character dem des französischen Volks mehr als irgend einem anderen gerade entgegengesetzt ist, erhellet daraus; weil er auf alle Liebenswürdigkeit, als die vorzüglichste Umgangseigenschaft jenes Volks, mit ande-

*) Wie Hr. Prof. Büsch es richtig schreibt (nach dem Wort britanni nicht brittanni.)

anderen, ja sogar unter sich selbst, Verzicht thut, und blos auf Achtung Anspruch macht, wobey übrigens jeder blos nach seinem eigenen Kopfe leben will. — Für seine Landesgenossen errichtet der Engländer große und allen anderen Völkern unerhörte wohlthätige Stiftungen. — Der Fremde aber, der durchs Schicksal auf jenes seinen Boden verschlagen und in große Noth gerathen ist, kann immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. i. kein Mensch ist.

Aber auch in seinem eigenen Vaterlande isolirt sich der Engländer, wo er für sein Geld speist. Er will lieber in einem besonderen Zimmer allein als an der Wirthstafel für dasselbe Geld speisen; weil bey der ersteren doch etwas Höflichkeit erfordert wird und in der Fremde, z. B. in Frankreich, dahin Engländer nur reisen um alle Wege und Wirthshäuser (wie D. Scharp) für abscheulich auszuschreyn, sammeln sie sich in diesen, um blos unter sich Gesellschaft zu halten. — Sonderbar ist doch, daß, da der Franzose die Englische Nation gemeiniglich liebt und mit Achtung lobpreißt, dennoch der Engländer (der nicht aus seinem Lande gekommen ist) jenen im allgemeinen haßt und verachtet; woran wohl nicht die Rivalität der Nachbarschaft (denn da sieht sich England dem letzteren ohne allen Streit überlegen), sondern der Handelsgeist überhaupt schuld ist, der, in der Voraussetzung den vornehmsten Stand auszumachen, unter Kaufleuten desselben Volks sehr ungesellig ist. *) Da beyde Völker einander in An-

sehung

*) Der Handelsgeist ist überhaupt an sich ungesellig; wie der Adelsgeist. Ein Haus (so nennt der Kaufmann sein Comp-

toir)

sehung der beyderseitigen Küsten nahe, und nur durch einen Canal (der freylich wohl ein Meer heißen könnte) von einander getrennt sind: so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modificirten politischen Character in ihrer Befehdung: Besorgniß auf der einen und Haß auf der anderen Seite; welche zwey Arten ihrer Unvereinbarkeit sind, wovon jene die Selbsterhaltung, diese die Beherrschung, im entgegengesetzten Falle aber die Vertilgung der anderen zur Absicht hat.

Die Characterzeichnung der übrigen, deren Nationaleigenthümlichkeit nicht sowohl, wie bey beyden vorhergehenden, meistens aus der Art ihrer verschiedenen Cultur, als vielmehr aus der Anlage ihrer Natur durch Vermischung ihrer ursprünglich verschiedenen Stämme abzuleiten seyn möchte, können wir jetzt kürzer fassen.

3. Der aus der Mischung des Europäischen mit Arabischen (mohrischen) Blut entsprungene Spanier zeigt in seinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewisse Feyerlichkeit, und selbst der Bauer gegen Obere, denen er auch auf gesetzliche Art gehorsam ist, ein Bewußtseyn seiner Würde. — Die spanische Gran

toir) ist von dem Anderen durch seine Geschäfte, wie ein Rittersitz vom anderen durch eine Zugbrücke, abgesondert und freundschaftlicher Umgang, ohne Ceremonie, daraus verwiesen; es müßte denn der mit von demselben beschützten seyn; die aber alsdann nicht als Glieder desselben anzusehen seyn würden.

Grandezza und die, selbst in ihrer Conversationssprache befindliche Grandiloquenz, zeigen auf einen edlen Nationalstolz. Daher ist ihm der französische vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er ist mäßig, den Gesetzen, vornehmlich denen seiner alten Religion, herzlich ergeben. — Diese Gravität hindert ihn auch nicht, an Tagen der Ergötzlichkeit (z. B. bey Einführung seiner Aernte durch Gesang und Tanz) sich zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabend der Fandango gefidelt wird, fehlt es nicht an jetzt müßigen Arbeitsleuten, die zu dieser Musik auf den Straßen tanzen. — — Das ist seine gute Seite.

Die schlechtere ist: er lernt nicht von Fremden; reiset nicht um andere Völker kennen zu lernen; *) bleibt in Wissenschaften wohl Jahrhunderte zurück; schwierig gegen alle Reform, ist er stolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen, von romantischer Stimmung des Geistes, wie das Stiergefecht, grausam, wie das ehemalige Auto da Fe beweiset, und zeigt in seinem Geschmack zum Theil außer-europäische Abstammung.

4. Der Italiäner vereinigt die französische Lebhaftigkeit (Frohsinn) mit spanischem Ernst (Festigkeit)

*) Die Eingeschränktheit des Geistes aller Völker, welche die uninteressirte Neubegierde nicht anwandelt, die Aussenwelt mit eigenen Augen kennen zu lernen, noch weniger sich dahin (als Weltbürger) zu verpflanzen, ist etwas Characteristisches an denselben, wodurch sich Franzosen, Engländer und Deutsche vor anderen vortheilhaft unterscheiden.

keit) und sein ästhetischer Character ist ein mit Affect verbundener Geschmack, so wie die Aussicht von seinen Alpen in die reizenden Thäler einerseits Stoff zum Muth, anderseits zum ruhigen Genuß darbietet. Das Temperament ist hierinn nicht gemischt, noch desultorisch (denn so gäbe es keinen Character ab), sondern eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, so fern es zugleich mit dem des Schönen vereinbar ist. — In seinen Mienen äußert sich ein starkes Spiel seiner Empfindungen und sein Gesicht ist ausdrucksvoll. Das Plädiren ihrer Advocaten vor den Schranken ist so affectvoll, daß es einer Declamation auf der Schaubühne ähnlich sieht.

So wie der Franzose im Conversationsgeschmack vorzüglich ist, so ist es der Italiäner im Kunstgeschmack. Der erstere liebt mehr die Privatbelustigungen, der andere öffentliche: pompöse Aufzüge, Prozessionen, große Schauspiele, Carnevals, Masqueraden, Pracht öffentlicher Gebäude, Gemälde mit dem Pinsel oder in musivischer Arbeit gezeichnet, römische Alterthümer im großen Styl; um zu sehen und in großer Gesellschaft gesehen zu werden. Dabey aber (um doch den Eigennutz nicht zu vergessen): Erfindung der Wechsel, der Banken und der Lotterie. — — Das ist seine gute Seite: so wie die Freyheit, welche die Gondalieri und Lazzaroni sich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die schlechtere ist: sie conversiren, wie Rousseau sagt, in Prachtsälen und schlafen in Ratzennestern. Ihre

U

re Conversazioni sind einer Börse ähnlich, wo die Dame des Hauses einer großen Gesellschaft etwas zu kosten reichen läßt, um im Herumwandeln sich einander die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, ohne daß dazu eben Freundschaft nöthig wäre, und mit einem kleinen daraus gewählten Theil zur Nacht ißt. — Die schlimme aber: das Messerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Meuchelmörder in geheiligten Freystätten, das vernachläßigte Amt der Sbirren u. d. g.: welche doch nicht sowohl dem Römer, als vielmehr seiner zweyköpfigten Regierungsart zugeschrieben wird. — Dieses sind aber Beschuldigungen, die ich keinesweges verantworten mag und mit denen sich gewöhnlich Engländer herumtragen, denen keine andere Verfassung gefallen will als die ihrige.

5. Die Deutschen stehen im Ruf eines guten Characters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenschaften die eben nicht zum Glänzen geeignet sind. — Der Deutsche fügt sich, unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten, der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Character ist mit Verstand verbundenes Phlegma; ohne weder über die schon eingeführte zu vernünfteln, noch sich selbst eine auszudenken. Er ist dabey doch der Mann von allen Ländern und Climaten, wandert leicht aus und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt; wo er aber in fremde Länder als Colonist hinkommt, da schließt er bald mit seinen Landesgenossen eine Art von bürgerlichem

schem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen ansiedelt, was unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung durch Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit vor den Ansitzungen anderer Völker sich vorzüglich auszeichnet. — So lautet das Lob, welches selbst Engländer den Deutschen in N. Amerika geben.

Da Phlegma (im guten Sinn genommen) das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdaurung in Verfolgung seines Zwecks, imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beschwerlichkeiten ist: so kann man von dem Talente seines richtigen Verstandes und seiner tief nachdenkenden Vernunft so viel wie von jedem anderen der größten Cultur fähigen Volk erwarten; das Fach des Witzes und des Künstlergeschmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italiänern nicht gleich thun möchte. — — Das ist nun seine gute Seite, in dem was durch anhaltenden Fleiß auszurichten ist, und wozu eben nicht Genie *) erfordert wird; welches letztere auch bey

U 2 weitem

*) Genie ist das Talent der Erfindung dessen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Man kann gar wohl von anderen gelehrt werden, wie man gute Verse, aber nicht wie man ein gutes Gedicht machen soll: denn das muß aus der Natur des Verfassers von selbst hervorgehen. Daher kann man es nicht auf Bestellung und für reichliche Bezahlung als Fabricat, sondern muß es, gleich als Eingebung, von der der Dichter selbst nicht sagen kann, wie er dazu gekommen sey, d. i. einer gelegentlichen Disposition

weitem nicht von der Nützlichkeit ist, als der mit gesundem Verstandestalent verbundene Fleiß des Deutschen. — Dieses sein Character im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk, fremde Sprachen, ist (wie Robertson sich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrsamkeit, und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von anderen mit Geräusch benutzt werden; er hat keinen Nationalstolz; hängt, gleich als Cosmopolit, auch nicht an seiner Heymath. In dieser aber ist er gastfreyer gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell gesteht); disciplinirt seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er dann auch seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, sich eher despotisiren, als sie auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. — — Das ist seine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meynung von sich, original seyn zu können (was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers ist); vornehmlich aber eine gewisse Metho-

sition, deren Ursache ihm unbekannt ist, erwarten (scit genius natale comes qui temperat astrum). — Das Genie glänzt daher als augenblicklichen, mit Intervallen sich zeigende und wieder verschwindende Erscheinung, nicht mit einem willkührlich angezündeten und eine beliebige Zeit fortbrennenden Licht, sondern wie sprühende Funken, welche eine glückliche Anwandelung des Geistes aus der productiven Einbildungskraft auslockt.

Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Prinzip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen- und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgebohren) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterey knechtisch zu seyn; welches alles freylich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabey aber sich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabey aber auch keinen Titel hat, wie es heißt, Nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freylich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu sehen, bey Unterthanen Ansprüche anderer Wichtigkeit in der Meynung zu begrenzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als Peinlichkeit und Bedürfniß der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angebohrnen Talents verräth.

* * *

Da Rußland das noch nicht ist, was zu einem bestimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche sich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird, Polen aber

aber es nicht mehr ist, die Nationalen der Europäischen Türkey aber das nie gewesen sind noch seyn werden, was zur Aneignung eines bestimmten Volkscharacters erforderlich ist: so kann die Zeichnung derselben hier füglich übergangen werden.

Ueberhaupt da hier vom angebohrnen, natürlichen Character, der so zu sagen, in der Blutmischung der Menschen liegt, nicht von dem characteristischen des erworbenen künstlichen (oder verkünstelten) der Nationen die Rede ist: so wird man in der Zeichnung desselben viel Behutsamkeit nöthig haben. In dem Character der Griechen unter dem harten Druck der Türken und dem nicht viel sanfteren ihrer Caloyers hat sich eben so wenig ihre Sinnesart (Lebhaftigkeit und Leichtsinn), wie die Bildung ihres Leibes, Gestalt und Gesichtszüge verlohren, sondern diese Eigenthümlichkeit würde sich vermuthlich wiederum in That herstellen, wenn die Religions- und Regierungsform, durch glückliche Ereignisse, ihnen Freyheit verschafte, sich wieder herzustellen. — Unter einem anderen christlichen Volk, den Armenianern, herrscht ein gewisser Handelsgeist von besonderer Art, nämlich durch Fußwanderungen von China's Gränzen aus bis nach Cap-Corso an der Guineaküste Verkehr zu treiben, der auf einen besondern Abstamm dieses vernünftigen und emsigen Volks, welches, in einer Linie von N. O. zu S. W., beynahe die ganze Strecke des alten Continents durchzieht und sich friedfertige Begegnung unter allen Völkern, auf die es trift, zu verschaffen weiß, und einen vor dem flatterhaften und kriechenden der jetzigen Griechen vorzüglichen Character beweist, dessen

en erste Bildung wir nicht mehr erforschen können. —
So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urtheilen:
aß die Vermischung der Stämme (bey großen Erobe-
ungen), welche nach und nach die Charactere auslöscht,
em Menschengeschlecht, alles vorgeblichen Philanthropis-
ius ungeachtet, nicht zuträglich sey.

D.

Der Character der Rasse.

In Ansehung dieser kann ich mich auf das beziehen,
as der Herr Geh. H. R. Girtanner davon in
inem Werk (meinen Grundsätzen gemäß) zur Erläute-
ng und Erweiterung schön und gründlich vorgetragen
it; — nur will ich noch etwas vom Familien-
hlag und den Varietäten, oder Spielarten, anmer-
n, die sich in einer und derselben Rasse bemerken
sen.

Hier hat die Natur, statt der Verähnlichung,
lche sie in der Zusammenschmelzung verschiedener Ras-
i beabsichtigte, gerade das Gegentheil sich zum Gese-
gemacht; nämlich in einem Volk von derselben Rasse
B. der Weissen) anstatt in ihrer Bildung die Cha-
tere beständig und fortgehend einander sich nähern zu
sen, — wo dann endlich nur ein und dasselbe Por-
t, wie das durch den Abdruck eines Kupferstichs her-
skommen würde, — vielmehr in demselben Stamme

 und

und gar in der nämlichen Familie, im Körperlichen und Geistigen, ins unendliche zu vervielfältigen. — Zwar sagen die Ammen, um einem der Aeltern zu schmeicheln: „das hat dies Kind vom Vater; das hat es von der Mutter"; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menschenzeugung längst erschöpft seyn würden, und da die Fruchtbarkeit in Paarungen durch die Heterogeneität der Individuen aufgefrischt wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde. So kommt nicht etwa die graue Haarfarbe (cendré) von der Vermischung eines Brunetten mit einer Blondinen her, sondern bezeichnet einen besonderen Familienschlag und die Natur hat Vorrath genug in sich, um nicht, der Armuth ihrer vorräthigen Formen halber, einen Menschen in die Welt zu schicken, der schon ehemals drin gewesen ist; wie denn auch die Nahheit der Verwandschaft notorisch auf Unfruchtbarkeit hinwirkt.

E.

Der Character der Gattung.

Von der Gattung gewisser Wesen einen Character anzugeben, dazu wird erfordert; daß sie mit anderen uns bekannten unter einen Begriff gefaßt, das aber, wodurch sie sich von einander unterscheiden, als Eigenthümlichkeit (proprietas) zum Unterscheidungsgrunde angegeben und gebraucht wird. — Wenn aber eine Art von Wesen, die wir kennen (A), mit einer andern Art Wesen (non A), die wir nicht kennen, verglichen wird:

wird: wie kann man da erwarten oder verlangen, einen Character des ersteren anzugeben, da uns der Mittelbegriff der Vergleichung (tertium comparationis) abgeht? — Der oberste Gattungsbegriff mag der eines irdischen vernünftigen Wesens seyn, so werden wir keinen Character desselben nennen können, weil wir von vernünftigen, nicht irdischen Wesen keine Kenntniß haben, um ihre Eigenthümlichkeit angeben und so jene irdische unter den Vernünftigen überhaupt characterisiren zu können. — Es scheint also, das Problem, den Character der Menschengattung anzugeben, sey schlechterdings unauflöslich; weil die Auflösung durch Vergleichung zweyer Species vernünftiger Wesen durch Erfahrung angestellt seyn müßte, welche die letztere uns nicht darbietet.

Es bleibt uns also, um dem Menschen im System der lebenden Natur seine Classe anzuweisen und so ihn zu characterisiren, nichts übrig, als: daß er einen Character hat, den er sich selbst schafft; indem er vermögend ist, sich nach seinen von ihm selbst genommenen Zwecken zu perfectioniren; wodurch er, als mit Vernunftfähigkeit begabtes Thier (animal rationabile), aus sich selbst ein vernünftiges Thier (animal rationale) machen kann; — wo er dann: erstlich sich selbst und seine Art erhält, zweytens sie übt, belehrt und für die häusliche Gesellschaft erzieht, drittens sie, als in ein systematisches (nach Vernunftprinzipien geordnetes) für die Gesellschaft gehöriges Ganze, regiert; wobey aber das Characteristische der Menschengattung, in Vergleichung mit der Idee möglicher

vernünftiger Wesen auf Erden überhaupt, dieses ist: daß die Natur den Keim der Zwietracht in sie gelegt und gewollt hat, daß ihre eigene Vernunft aus dieser diejenige Eintracht, wenigstens die beständige Annäherung zu derselben, herausbringe, welche letztere zwar in der Idee den Zweck, der That nach aber die erstere (die Zwietracht) in dem Plane der Natur, das Mittel einer höchsten uns unerforschlichen Weisheit ist: die Perfectionirung des Menschen durch fortschreitende Cultur, wenn gleich mit mancher Aufopferung der Lebensfreuden desselben, zu bewirken.

Unter den lebenden Erdbewohnern ist der Mensch durch seine technische (mit Bewußtseyn verbunden = mechanische) zu Handhabung der Sachen, durch seine pragmatische (andere Menschen zu seinen Absichten geschickt zu brauchen) und durch die moralische Anlage in seinem Wesen (nach dem Freyheitsprincip unter Gesetzen gegen sich und andere) zu handeln, von allen übrigen Naturwesen kenntlich unterschieden, und eine jede dieser drey Stufen kann für sich allein schon den Menschen zum Unterschiede von anderen Erdbewohnern characteristisch unterscheiden.

I. Die technische Anlage. Die Fragen: ob der Mensch ursprüglich zum vierfüßigen Gange (wie Moscati, vielleicht blos zur Thesis für eine Dissertation, vorschlug): oder zum zweyfüßigen bestimmt sey; — ob der Gibbon, der Orangoutang, der Chimpansee u. a. bestimmt sey (worin Linneus und Camper einander wider-

widerstreiten); — ob er ein Frucht- oder, (weil er einen häutigen Magen hat) fleischfressendes Thier sey; — ob, da er weder Klauen noch Fangzähne, folglich (ohne Vernunft) keine Waffen hat, er von Natur ein Raub- oder friedliches Thier sey — — Die Beantwortung dieser Fragen hat keine Bedenklichkeit. Allenfalls könnte diese noch aufgeworfen werden: ob er von Natur ein geselliges oder einsiedlerisches und Nachbarschaftscheues Thier sey; wovon das letztere wohl das wahrscheinlichste ist.

Ein erstes Menschenpaar, schon mit völliger Ausbildung, mithin unter Nahrungsmitteln von der Natur hingestellt, wenn ihm nicht zugleich ein Naturinstinct, der uns doch in unserem jetzigen Naturzustande nicht beywohnt, zugleich beygegeben worden, läßt sich schwerlich mit der Vorsorge der Natur für die Erhaltung der Art vereinigen. Der erste Mensch würde im ersten Teich, den er vor sich sähe, ertrinken; denn Schwimmen ist schon eine Kunst die man lernen muß; oder er würde giftige Wurzeln und Früchte genießen und dadurch umzukommen in beständiger Gefahr seyn. Hatte aber die Natur dem ersten Menschenpaar diesen Instinct eingepflanzt, wie war es möglich, daß er ihn nicht an seine Kinder vererbete; welches doch jetzt nie geschieht?

Zwar lehren die Singvögel ihren Jungen gewisse Gesänge und pflanzen sie durch Tradition fort: so, daß ein isolirter Vogel, der noch blind aus dem Neste genommen und aufgefüttert worden, nachdem er erwachsen,

kei-

keinen Gesang sondern nur einen gewissen angebohrnen Organlaut hat. Wo ist aber nun der erste Gesang hergekommen*); denn gelernt ist dieser nicht, und wäre er instinctmäßig entsprungen, warum erbte er den Jungen nicht an?

Die Characterisirung des Menschen, als eines vernünftigen Thieres, liegt schon in der Gestalt und Organisation seiner Hand, seiner Finger und Fingerspitzen, deren, theils Bau, theils zartes Gefühl, dadurch die Natur ihn nicht für Eine Art der Handhabung der Sachen, sondern unbestimmt für alle, mithin für den Gebrauch der Vernunft geschickt gemacht, und dadurch die technische- oder Geschicklichkeitsanlage seiner

*) Man kann mit dem Ritter Linne für die Archäologie der Natur die Hypothese annehmen: daß aus dem allgemeinen Meer, welches die ganze Erde bedeckte, zuerst eine Insel unter dem Aequator, als ein Berg hervorgekommen, auf welchem alle climatische Stufen der Wärme, von der des heißen am niedrigen Ufer desselben, bis zur arktischen Kälte auf seinem Gipfel, sammt denen ihnen angemessenen Pflanzen und Thieren, nach und nach entstanden; daß, was die Vögel aller Art betrift, die Singvögel den angebohrnen Organlaut so vielerley verschiedener Stimmen nachahmten, und jede, so viel ihre Kehle es verstattete, mit der anderen verbanden, wodurch eine jede Species sich ihren bestimmten Gesang machte, den nachher einer dem andern durch Belehrung (gleich einer Tradition) beybrachte; wie man auch sieht daß Finken und Nachtigallen in verschiedenen Ländern auch einige Verschiedenheit in ihren Schlägen anbringen.

ner Gattung, als eines vernünftigen Thieres, bezeichnet hat.

II. Die pragmatische Anlage der Civilisirung durch Cultur, vornehmlich der Umgangseigenschaften und der natürliche Hang seiner Art im gesellschaftlichen Verhältnisse aus der Rohigkeit der bloßen Selbstgewalt herauszugehen und ein gesittetes (wenn gleich noch nicht sittliches), zur Eintracht bestimmtes, Wesen zu werden, ist nun eine höhere Stufe. — Er ist einer Erziehung, sowohl in Belehrung als Zucht (Disciplin), fähig und bedürftig. Hier ist nun (mit oder gegen Rousseau) die Frage: ob der Character seiner Gattung ihrer Naturanlage nach sich besser bey der Rohigkeit seiner Natur, als bey den Künsten der Cultur, welche kein Ende absehen lassen, befinden werde. — Zuvörderst muß man anmerken: daß bey allen übrigen sich selbst überlassenen Thieren jedes Individuum seine ganze Bestimmung erreicht, bey den Menschen aber allenfalls nur die Gattung: so, daß sich das menschliche Geschlecht nur durch Fortschreiten, in einer Reihe unabsehlich vieler Generationen, zu seiner Bestimmung empor arbeiten kann; wo das Ziel ihm doch immer noch im Prospecte bleibt, gleichwohl aber die Tendenz zu diesem Endzwecke, zwar wohl öfters gehemmt, aber nie ganz rückläufig werden kann.

III. Die moralische Anlage. Die Frage ist hier: ob der Mensch von Natur gut, oder von Natur böse oder von Natur gleich für eines oder das andere empfänglich, sey; nachdem er in diese oder jene ihn

bil-

bildende Hände fällt (cereus in vitium flecti etc.). Im letztern Falle würde die Gattung selbst keinen Character haben. — Aber dieser Fall widerspricht sich selbst; denn ein mit practischem Vernunftvermögen und Bewußtseyn der Freyheit seiner Willkühr ausgestattetes Wesen (eine Person) sieht sich in diesem Bewußtseyn, selbst mitten in den dunkelsten Vorstellungen, unter einem Pflichtgesetze und im Gefühl (welches dann das moralische heißt), daß ihm, oder durch ihn Anderen recht oder unrecht geschehe. Dieses ist nun schon selbst der intelligibele Character der Menschheit überhaupt und in so fern ist der Mensch seiner angebohrnen Anlage nach (von Natur) gut. Da aber doch auch die Erfahrung zeigt: daß in ihm ein Hang zur thätigen Begehrung des Unerlaubten, ob er gleich weiß, daß es unerlaubt sey, d. i. zum Bösen sey, der sich so unausbleiblich und so früh regt, als der Mensch nur von seiner Freyheit Gebrauch zu machen anhebt, und darum als angebohren betrachtet werden kann: so ist der Mensch, seinem sensibelen Character nach, auch als (von Natur) böse zu beurtheilen, ohne daß sich dieses widerspricht, wenn vom Character der Gattung die Rede ist; weil man annehmen kann, daß dieser ihre Naturbestimmung im continuirlichen Fortschreiten zum Besseren bestehe.

Die Summe der pragmatischen Anthropologie in Ansehung der Bestimmung des Menschen und die Characteristik seiner Ausbildung ist folgende. Der Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer

Ge-

Gesellschaft mit Menschen zu seyn, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaften zu cultiviren, zu civilisiren und zu moralisiren; wie groß auch sein thierischer Hang seyn mag, sich den Anreitzen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr thätig, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen.

Der Mensch muß also zum Guten erzogen werden; der aber, welcher ihn erziehen soll, ist wieder ein Mensch, der noch in der Rohigkeit der Natur liegt, und nun doch dasjenige bewirken soll, was er selbst bedarf. Daher die beständige Abweichung von seiner Bestimmung, mit immer wiederholten Einlenkungen zu derselben. — Wir wollen die Schwierigkeiten der Auflösung dieses Problems und die Hindernisse derselben anführen.

A.

Die erste physische Bestimmung desselben besteht in dem Antriebe des Menschen zur Erhaltung seiner Gattung, als Thiergattung. — Aber hier wollen nun schon die Naturepochen seiner Entwickelung mit den bürgerlichen nicht zusammentreffen. Nach der ersteren ist er im Natnrzustande wenigstens in seinem 15ten Lebensjahr durch den Geschlechtsinstinct angetrieben und auch vermögend, seine Art zu erzeugen und zu erhalten. Nach der zweyten kann er es

(im

(im Durchschnitte) vor dem 20sten schwerlich wagen. Denn wenn der Jüngling gleich früh genug das Vermögen hat, seine und eines Weibes Neigung als Weltbürger zu befriedigen, so hat er doch lange noch nicht das Vermögen, als Staatsbürger sein Weib und Kind zu erhalten. — Er muß ein Gewerbe erlernen, sich in Kundschaft bringen um ein Hauswesen mit einem Weibe anzufangen; worüber aber in der geschliffenern Volksklasse auch wohl das 25ste Jahr verfließen kann, ehe er zu seiner Bestimmung reif wird — Womit füllt er nun diesen Zwischenraum, einer abgenöthigten und unnatürlichen Enthaltsamkeit, aus? Kaum anders als mit Lastern.

B.

Der Trieb zur Wissenschaft, als einer die Menschheit veredelnden Cultur, hat im Ganzen der Gattung keine Proportion zur Lebensdauer. Der Gelehrte, wenn er bis dahin in der Cultur vorgedrungen ist, um das Feld derselben selbst zu erweitern, wird durch den Tod abgerufen und seine Stelle nimmt der A B C Schüler ein, der kurz vor seinem Lebensende, nachdem er eben so einen Schritt weiter gethan hat, wiederum seinen Platz einem andern überläßt. — Welche Masse von Kenntnissen, welche Erfindung neuer Methoden würde nun schon vorräthig da liegen, wenn ein Archimed, ein Newton, oder Lavoisier, mit seinem Fleiß und Talent, ohne Verminderung der Lebenskraft, von der Natur mit einem Jahrhunderte durch fortdaurenden Alter

wärt

wäre begünstigt worden? Nun aber ist das Fortschreiten der Gattung in Wissenschaften immer nur fragmentarisch (der Zeit nach) und gewährt keine Sicherheit wegen des Rückganges, womit es durch dazwischen tretende staatsumwälzende Barbarey immer bedroht wird.

C.

Eben so wenig scheint die Gattung in Ansehung der Glückseligkeit, wozu beständig hin zu streben ihn seine Natur antreibt, die Vernunft aber auf die Bedingung der Würdigkeit glücklich zu seyn, d. i. der Sittlichkeit einschränkt, ihre Bestimmung zu erreichen. — Man darf eben nicht die hypochondrische (übellaunige) Schilderung, die Rosseau vom Menschengeschlecht macht, das aus dem Naturzustande herauszugehen wagt, für Anpreisung wieder dahin einund in die Wälder zurück zu kehren, als dessen wirkliche Meynung annehmen, womit er die Schwierigkeit für unsere Gattung, in das Gleis der continuirlichen Annäherung zu ihrer Bestimmung zu kommen, ausdrückte; man darf sie nicht aus der Luft greifen: — die Erfahrung alter und neuer Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde.

Seine drey Schriften von dem Schaden, den 1. der Ausgang aus der Natur in die Cultur unserer Gattung, durch Schwächung unserer Kraft; 2. die Civi-

lisirung, durch Ungleichheit und wechselseitige Unterdrückung; 3. die vermeynte Moralisirung, durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart, angerichtet hat: — Diese drey Schriften, sage ich, welche den Naturzustand gleich als einen Stand der Unschuld vorstellig machten (dahin wieder zurückzukehren der Thorwächter eines Paradieses mit feurigem Schwerdt verhindert), sollten nur seinem Socialcontract, seinem Emil und seinem Savojardischen Vicar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrsaal der Uebel sich heraus zu finden, womit sich unsere Gattung, durch ihre eigene Schuld, umgeben hat. — Rousseau wollte im Grunde nicht, daß der Mensch wiederum in den Naturzustand zurück gehen, sondern von der Stufe, auf der er jetzt steht, dahin zurück sehen sollte. Er nahm an: der Mensch sey von Natur (wie sie sich vererben läßt) gut, aber auf negative Art, nämlich von selbst und absichtlich nicht böse zu seyn, sondern nur in Gefahr, von bösen oder ungeschickten Führern und Beyspielen angesteckt und verdorben zu werden. Da nun aber hiezu wiederum gute Menschen erforderlich sind, die dazu selbst haben erzogen werden müssen und deren es wohl keinen geben wird, der nicht (angebohrne oder zugezogene) Verdorbenheit in sich hätte: so bleibt das Problem der moralischen Erziehung für unsere Gattung, selbst der Qualität des Princips, nicht blos dem Grade nach, unaufgelöst; weil ein ihr angebohrner böser Hang wohl durch die allgemeine Menschenvernunft getadelt, allenfalls auch gebändigt, dadurch aber doch nicht vertilgt wird.

Jn

* * *

In einer bürgerlichen Verfassung, welche der höchste Grad der künstlichen Steigerung der guten Anlage in der Menschengattung zum Endzweck ihrer Bestimmung ist, ist doch die Thierheit früher und im Grunde mächtiger als die reine Menschheit in ihren Aeußerungen und das zahme Vieh ist nur durch Schwächung dem Menschen nützlicher, als das wilde. Der eigene Wille ist immer in Bereitschaft, in Widerwillen gegen seinen Nebenmenschen auszubrechen und strebt jederzeit, seinen Anspruch auf unbedingte Freyheit, nicht blos unabhängig, sondern selbst über andere ihm von Natur gleiche Wesen, Gebieter zu seyn; welches man auch an dem kleinsten Kinde schon gewahr wird *); weil die Natur

in

*) Das Geschrey, welches ein kaum gebohrnes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entrüstung und aufgebrachten Zorns an sich; nicht weil ihm was schmerzt, sondern weil ihm etwas verdrießt; vermuthlich darum, weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freyheit genommen wird. — Was mag doch die Natur hiemit für eine Absicht haben, daß sie das Kind mit lautem Geschrey auf die Welt kommen läßt, welches doch für dasselbe und die Mutter im rohen Naturzustande von äußerster Gefahr ist? Denn ein Wolf, ein Schwein sogar, würde ja dadurch angelockt, in Abwesenheit, oder bey der Entkräftung derselben durch die Niederkunft, es zu fressen. Kein Thier aber, außer dem Menschen (wie er jetzt ist), wird beym gebohren werden seine Existenz laut ankündigen; welches von der Weisheit der Natur

in ihm von der Cultur zur Moralität, nicht, (wie es doch die Vernunft vorschreibt) von der Moralität und ihrem Gesetze anhebend, zu einer darauf angelegten zweckmäßigen Cultur hinzuleiten strebt; welches unvermeidlich eine verkehrte, zweckwidrige Tendenz abgiebt; z. B. wenn Religionsunterricht, der nothwendig eine moralische Cultur seyn sollte, mit der historischen, die blos Gedächtnißcultur ist, anhebt und daraus Moralität zu folgern vergeblich sucht.

Die Erziehung des Menschengeschlechts im Ganzen ihrer Gattung, d. i. collectiv genommen (universorum) nicht Aller Einzelnen (singulorum), wo die Menge nicht ein System, sondern nur ein zusammengelesenes Aggregat abgiebt, das Hinstreben zu einer bürgerlichen,

tur so angeordnet zu seyn scheint, um die Art zu erhalten. Man muß also annehmen: daß in der frühen Epoche der Natur in Ansehung dieser Thierklasse (nämlich des Zeitlaufs der Rohigkeit) dieses Lautwerden des Kindes bey seiner Geburt noch nicht war; mithin nur späterhin eine zweyte Epoche, wie beyde Aeltern schon zu derjenigen Cultur, die zum häuslichen Leben nothwendig ist, gelangt waren, eingetreten ist; ohne daß wir wissen: wie die Natur und durch welche mitwirkende Ursachen sie eine solche Entwickelung veranstaltete. Diese Bemerkung führt weit z. B. auf den Gedanken: ob nicht auf dieselbe zweyte Epoche, bey großen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte. Da ein Orang-Utang, oder ein Chimpanzen die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Cultur sich allmählig entwickelte.

chen, auf dem Freyheits- zugleich aber auch gesetzmäßigen Zwangs-Princip, zu gründenden Verfassung ins Auge gefaßt, erwartet der Mensch doch nur von der Vorsehung, d. i. von einer Weisheit, die nicht die seine, aber doch die (durch seine eigene Schuld) ohnmächtige Idee seiner eigenen Vernunft ist, — diese Erziehung von Oben herab, sage ich, ist heilsam, aber rauh und strenge, durch viel Ungemach und bis nahe an die Zerstörung des ganzen Geschlechts reichende Bearbeitung der Natur, nämlich der Hervorbringung des vom Menschen nicht beabsichtigten, aber, wenn es einmal da ist, sich ferner erhaltenden Guten, aus dem innerlich mit sich selbst immer sich veruneinigenden Bösen. Vorsehung bedeutet eben dieselbe Weisheit, welche wir in der Erhaltung der Species organisirter, an ihrer Zerstörung, beständig arbeitender und dennoch sie immer schützender Naturwesen mit Bewunderung wahrnehmen, ohne darum ein höheres Princip in der Vorsorge anzunehmen, als wir es für die Erhaltung der Gewächse und Thiere anzunehmen schon im Gebrauch haben. — Uebrigens soll und kann die Menschengattung selbst Schöpferinn ihres Glücks seyn; nur daß sie es seyn wird, läßt sich nicht a priori, aus den uns von ihr bekannten Naturanlagen, sondern nur aus der Erfahrung und Geschichte, mit so weit gegründeter Erwartung schließen, als nöthig ist an diesem ihrem Fortschreiten zum Besseren nicht zu verzweifeln, sondern, mit aller Klugheit und moralischer Vorleuchtung, die Annäherung zu diesem Ziele (ein jeder, so viel an ihm ist) zu befördern.

Man kann also sagen: der erste Character der Menschengattung ist: das Vermögen, als vernünftigen Wesens,

sens, sich, für seine Person so wohl als für die Gesellschaft, worinn ihn die Natur versetzt, einen Character überhaupt zu verschaffen; welches aber schon eine günstige Naturanlage und einen Hang zum Guten in ihm voraussetzt; weil das Böse (da es Widerstreit mit sich selbst bey sich führt und kein bleibendes Princip in sich selbst verstattet) eigentlich ohne Character ist.

Der Character eines lebenden Wesens ist das, woraus sich seine Bestimmung zum voraus erkennen läßt. — Man kann es aber für die Zwecke der Natur als Grundsatz annehmen: sie wolle daß jedes Geschöpf seine Bestimmung erreiche; dadurch, daß alle Anlagen seiner Natur sich zweckmäßig für dasselbe entwickeln, damit, wenn gleich nicht jedes Individuum, doch die Species die Absicht derselben erfülle. — Bey vernunftlosen Thieren geschieht dieses wirklich und ist Weisheit der Natur; beym Menschen aber erreicht es nur die Gattung, wovon wir unter vernünftigen Wesen auf Erden nur Eine, nämlich die Menschengattung kennen, und in dieser auch nur eine Tendenz der Natur zu diesem Zwecke: nämlich durch ihre eigene Thätigkeit die Entwickelung des Guten aus dem Bösen dereinst zu Stande zu bringen: im Prospect, der, wenn nicht Naturrevolutionen ihn auf einmal abschneiden, mit moralischer (zur Pflicht der Hinwirkung zu jenem Zweck hinreichender) Gewißheit erwartet werden kann. — Denn es sind Menschen, d. i. zwar bösgeartete, aber doch mit erfindungsreicher, dabey auch zugleich mit einer moralischen Anlage begabte vernünftige Wesen; welche die Uebel, die sie sich unter einander selbstsüchtig anthun, bey Zunahme der Cultur im-

im

immer desto stärker fühlen und, indem sie kein anderes Mittel dagegen vor sich sehen, als den Privatsinn (Einzelner) dem Gemeinsinn (Aller vereinigt), obzwar ungern, einer Disciplin des (bürgerlichen Zwanges) zu unterwerfen, der sie sich aber nur nach von ihnen selbst gegebenen Gesetzen unterwerfen, durch dies Bewußtseyn sich veredelt fühlen, nämlich zu einer Gattung zu gehören, die der Bestimmung des Menschen, so wie die Vernunft sie ihm im Ideal vorstellt, angemessen ist.

Grundzüge der Schilderung des Characters der Menschengattung.

1. Der Mensch war nicht bestimmt, wie das Hausvieh, zu einer Heerde; sondern, wie die Biene, zu einem Stock zu gehören. — Nothwendigkeit, ein Glied irgend einer bürgerlichen Gesellschaft zu seyn.

Die einfachste, am wenigsten gekünstelte Art eine solche zu errichten, ist die, Eines Weisers in diesem Korbe (die Monarchie). — Aber viele solcher Körbe neben einander befehden sich bald als Raubbienen (der Krieg), doch nicht, wie es Menschen thun, um den ihrigen durch Vereinigung mit dem anderen zu verstärken; — denn hier hört das Gleichniß auf — sondern blos den Fleiß des Anderen, mit List oder Gewalt, für sich zu benutzen. Ein jedes Volk sucht sich durch Unterjochung benachbarter zu verstärken und, es sey Vergrößerungssucht oder Furcht von dem anderen verschlun-

gen zu werden, wenn man ihm nicht zuvorkommt: so ist der innere oder äußere Krieg in unserer Gattung, so ein großes Uebel er auch ist, doch zugleich die Triebfeder aus dem rohen Naturzustande in den bürgerlichen überzugehen, als ein Maschinenwesen der Vorsehung, wo die einander entgegenstrebende Kräfte zwar durch Reibung einander Abbruch thun, aber doch durch den Stoß oder Zug anderer Triebfedern lange Zeit im regelmäßigen Gange erhalten werden.

II. Freyheit und Gesetz (durch welche jene eingeschränkt wird) sind die zwey Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber, damit das Letztere auch von Wirkung und nicht leere Anpreisung sey: so muß ein Mittleres *) hinzu kommen, nämlich Gewalt, welche, mit jenen verbunden, diesen Principien Erfolg verschafft. — Nun kann man sich aber viererley Combinationen der Letzteren mit den beyden ersteren denken.

A. Gesetz und Freyheit, ohne Gewalt (Anarchie).

B. Gesetz und Gewalt, ohne Freyheit (Despotism).

C. Gewalt, ohne Freyheit und Gesetz (Barbarey).

D. Gewalt, mit Freyheit und Gesetz (Republik).

Man sieht, daß nur die letztere eine wahre bürgerliche Verfassung genannt zu werden verdiene; wobey man aber

*) Analogisch dem medius terminus in einem Syllogism, welcher, mit Subject und Prädicat des Urtheils verbunden, die 4 syllogistischen Figuren abgiebt.

aber nicht auf eine der drey Staatsformen (Democratie) hinzielt, sondern unter Republik nur einen Staat überhaupt versteht und das alte Brocardicon: Salus civitatis (nicht ciuium) suprema lex esto nicht bedeutet: Das Sinnenwohl des gemeinen Wesens (die Glückseligkeit der Bürger) solle zum obersten Princip der Staatsverfassung dienen; denn dieses Wohlergehen, was ein jeder nach seiner Privatneigung, so oder anders, sich vormalt, taugt gar nicht zu irgend einem objectiven Princip, als welches Allgemeinheit fordert, sondern jene Sentenz sagt nichts weiter, als: Das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; denn diese besteht nur durch jene.

Der Character der Gattung, so wie er aus der Erfahrung aller Zeiten und unter allen Völkern kundbar wird, ist dieser: Daß sie, collectiv (als ein Ganzes des Menschengeschlechts) genommen, eine nach- und neben einander existirende Menge von Personen ist, die das friedliche Beysammenseyn nicht entbehren und dabey dennoch einander beständig widerwärtig zu seyn nicht vermeiden können; folglich eine durch wechselseitigen Zwang, unter von ihnen selbst ausgehenden Gesetzen, zu einer, beständig mit Entzweyung bedrohten, aber allgemein fortschreitenden Coalition, in eine weltbürgerliche Gesellschaft (cosmopolitismus) sich von der Natur bestimmt fühlen: welche an sich unerreichbare Idee aber kein constitutives Princip (der Erwartung eines, mitten in der lebhaftesten Wirkung und Gegenwirkung der Menschen bestehenden, Friedens), sondern nur ein

regulatives Princip ist: ihr, als der Bestimmung des Menschengeschlechts, nicht ohne gegründete Vermuthung einer natürlichen Tendenz zu derselben, fleißig nachzugehen.

Frägt man nun: ob die Menschengattung (welche, wenn man sie sich als eine Species vernünftiger Erdwesen, in Vergleichung mit denen auf anderen Planeten, als von Einem Demiurgus entsprungene Menge Geschöpfe denkt, auch Rasse genannt werden kann) — ob sage ich sie als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen sey: so muß ich gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sey. Doch wird niemand, der das Benehmen der Menschen, nicht blos in der alten Geschichte, sondern in der Geschichte des Tages ins Auge nimmt, zwar oft versucht werden, misanthropisch den Timon, weit öfterer aber und treffender den Momus in seinem Urtheile zu machen und Thorheit eher als Bosheit in dem Characterzuge unserer Gattung hervorstechend finden. Weil aber Thorheit, mit einem Liniamente von Bosheit verbunden (da sie alsdenn Narrheit heißt), in der moralischen Physiognomik an unserer Gattung nicht zu verkennen ist: so ist allein schon aus der Verheimlichung eines guten Theils seiner Gedanken, die ein jeder kluge Mensch nöthig findet, klar genug zu ersehen: daß in unserer Rasse jeder es gerathen finde, auf seiner Hut zu seyn und sich nicht ganz erblicken zu lassen wie er ist; welches schon den Hang unserer Gattung, übel gegen einander gesinnt zu seyn, verräth.

Es könnte wohl seyn: daß auf irgend einem anderen Planeten vernünftige Wesen wären, die nicht anders als

laut

laut denken könnten, d. i. im Wachen, wie im Träumen, sie möchten in Gesellschaft oder allein seyn, keine Gedanken haben könnten, die sie nicht zugleich aussprächen. Was würde das für ein von unserer Menschengattung verschiedenes Verhalten gegen einander, für eine Wirkung abgeben? Wenn sie nicht alle engelrein wären, so ist nicht abzusehen, wie sie nebeneinander auskommen, einer für den anderen nur einige Achtung haben und sich mit einander vertragen könnten. — Es gehört also schon zur ursprünglichen Zusammensetzung eines menschlichen Geschöpfs und zu seinem Gattungsbegriffe: zwar Anderer Gedanken zu erkunden, die seinigen aber zurückzuhalten; welche saubere Eigenschaft denn so allmählig von Verstellung zur vorsetzlichen Täuschung, bis endlich zur Lüge fortzuschreiten nicht ermangelt. Dieses würde dann eine Carricaturzeichnung unserer Gattung abgeben; die nicht blos zum gutmüthigen Belachen derselben, sondern zur Verachtung in dem, was ihren Character ausmacht und zum Geständnisse, daß diese Rasse vernünftiger Weltwesen unter den übrigen (uns unbekannten) keine ehrenwerthe Stelle verdiene, berechtigte *) — wenn nicht gerade eben dieses ver-

*) Friedrich II. fragte einmal den vortreflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: „seitdem daß man auf dem Grundsatz (des Rousseau), daß der Mensch von Natur gut sey, fortgebauet hat, fängt es an besser zu gehen.“ „Ah (sagte der König) Mon cher Sulzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite raçe à la quelle nous appartenons.“ — Zum Character unserer Gattung gehört auch:

verwerfende Urtheil eine moralische Anlage in uns eine angebohrne Aufforderung der Vernunft verriethe, auch jenem Hange entgegen zu arbeiten, mithin die Menschengattung nicht als böse, sondern als eine aus dem Bösen zum Guten in beständigem Fortschreiten unter Hindernissen emporstrebende Gattung vernünftiger Wesen darzustellen; wobey dann ihr Wollen, im Allgemeinen, gut, das Vollbringen aber dadurch erschwert ist, daß die Erreichung des Zwecks nicht von der freyen Zusammenstimmung der Einzelnen, sondern nur durch fortschreitende Organisation der Erdbürger in und zu der Gattung als einem System, d. i. cosmopolitisch verbunden ist, erwartet werden kann.

auch: daß sie, zur bürgerlichen Verfassung strebend, auch einer Disciplin durch Religion bedarf, damit, was durch äußeren Zwang nicht erreicht werden kann, durch innern (des Gewissens) bewirkt werde; indem die moralische Anlage des Menschen von Gesetzgebern politisch benutzt wird; eine Tendenz die zum Character der Gattung gehört. Wenn aber in dieser Disciplin des Volks die Moral nicht vor der Religion vorhergeht, so macht sich diese zum Meister über jene und statutarische Religion wird ein Instrument der Staatsgewalt (Politik) unter Glaubensdespoten: ein Uebel was den Character unvermeidlich verstimmt und verleitet, mit Betrug (Staatsklugheit genannt) zu regieren; wovon jener große Monarch, indem er öffentlich blos der oberste Diener des Staats zu seyn bekannte, seufzend in sich das Gegentheil in seinem Privatgeständniß nicht bergen konnte, doch mit der Entschuldigung für seine Person, diese Verderbtheit der schlimmen Rasse, welche Menschengattung heißt, zuzurechnen.



